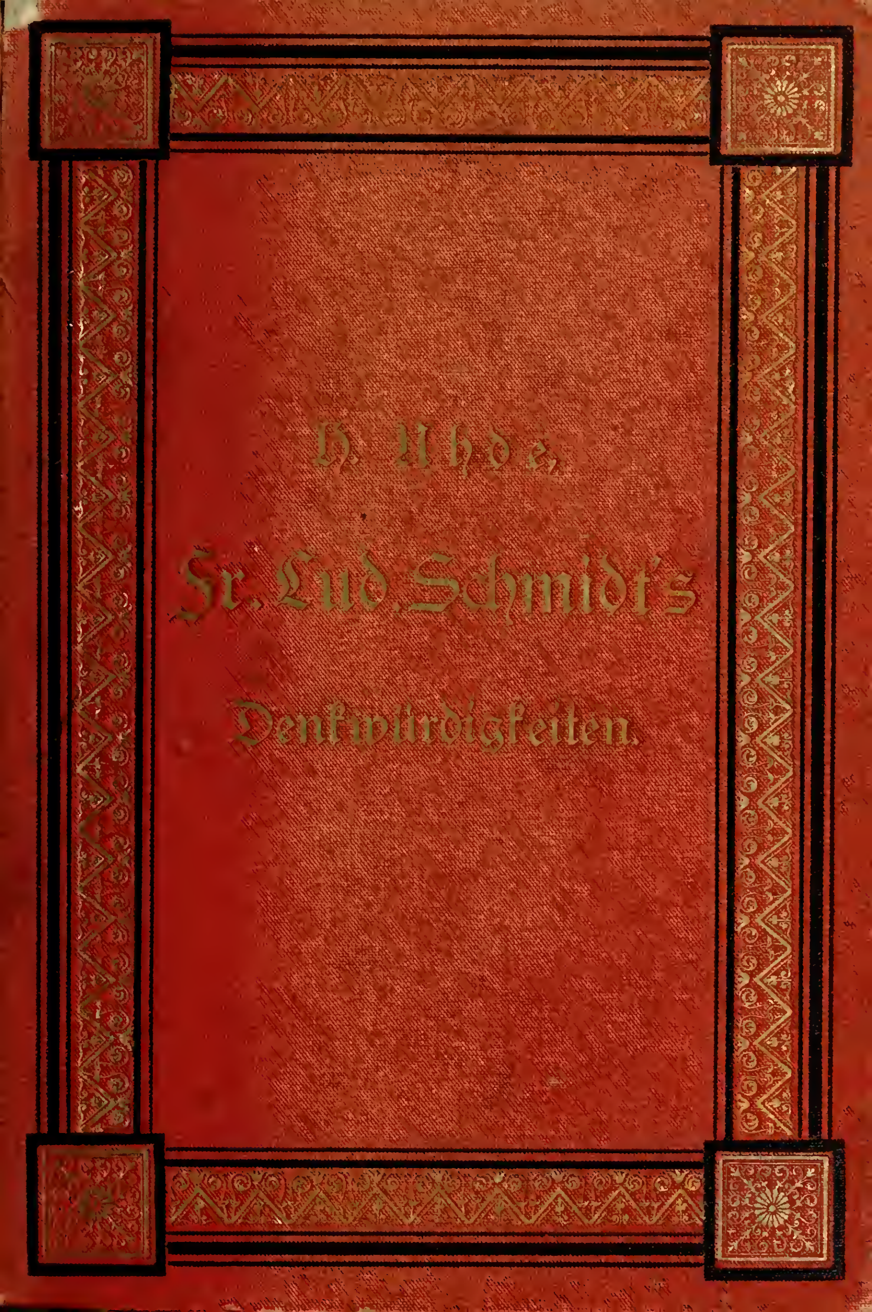
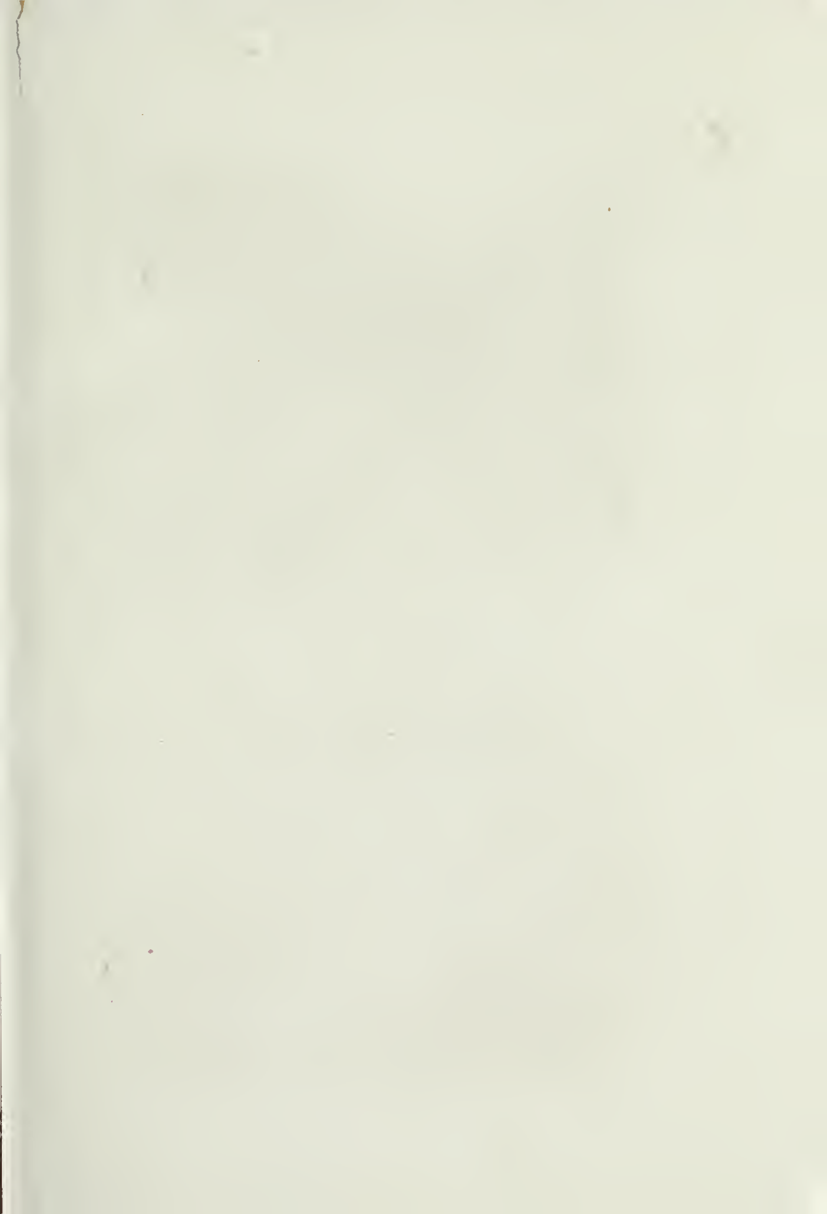
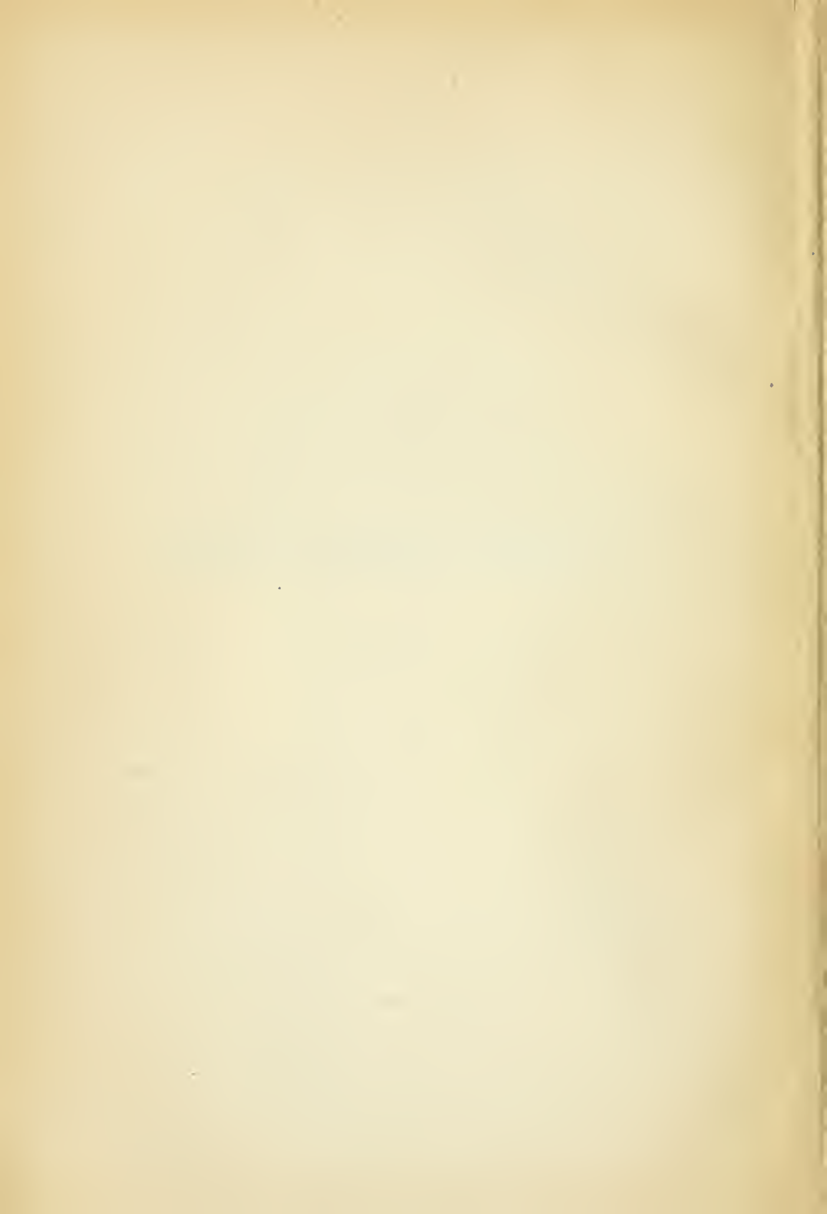

H. Uhde,
Fr. Lud. Schmidt's
Denkwürdigkeiten.







Friedrich Ludwig Schmidt.



Denkwürdigkeiten

des

Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirectors

Friedrich Ludwig Schmidt

(1772—1841).

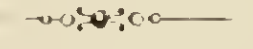
Nach hinterlassenen Entwürfen zusammengestellt und herausgegeben

von

Hermann Uhde.

Zweite Ausgabe.

Erster Theil.



Stuttgart.

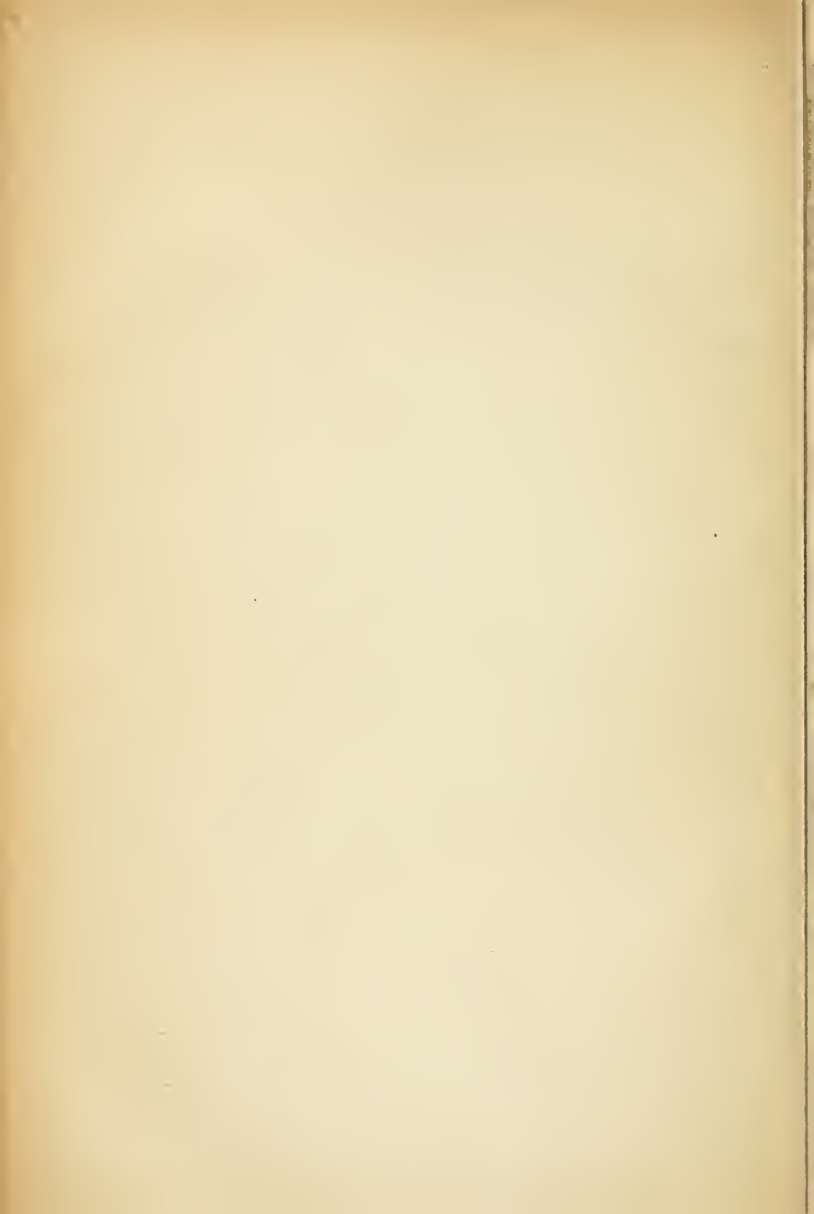
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1878.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Nach dem Ableben des Schauspieldirectors F. L. Schmidt äußerte eine — nicht vereinzelt gebliebene — gewichtige Stimme: „Hätte der Tod ihn nicht überrascht und es wäre ihm vergönnt gewesen, sein eigener Biograph zu werden — die deutsche Bühnenliteratur würde um ein Buch bereichert worden sein, das würdig seinen Platz neben Ifflands Memoiren und Schröders Biographie behauptet hätte."

Ein Menschenalter hindurch sollte das Verlangen nach Schmidts Denkwürdigkeiten unbefriedigt bleiben; mit dem vorliegenden Werke treten sie an's Licht. Möge ihre Aufnahme so freundlich sein, wie einst die Klage über ihr Nicht-Erscheinen allseitig und lebhaft war.



Einleitung.

Vom Herausgeber.

Durch das ehrenvolle Vertrauen des am 6. August 1873 verstorbenen Dr. med. Philipp Schmidt zum Herausgeber des handschriftlichen Nachlasses seines Vaters, des weiland Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirectors Friedrich Ludwig Schmidt, bestimmt, veröffentliche ich nachstehend das Resultat meiner Arbeit. Die von F. L. Schmidt seit dem Tage seines ersten Auftretens bis zu demjenigen seines Abschiedes von der Bühne mit größter Genauigkeit geführten Tageshefte, Notiz- und Kassenbücher waren, im Verein mit einer ziemlich reichhaltigen Briefsammlung, das Material, welches mir vorlag. Bis auf wenige, durch Entwürfe und Notizen des Sohnes zum Theil bereits ausgefüllte Lücken war es in einer Vollständigkeit beisammen, die ein Biograph schwerlich oftmals finden mag, und die der musterhaften Ordnungsliebe F. L. Schmidts ein glänzendes Zeugniß redet.

Da in den gesammten, von dem Helden dieses Buches herrührenden Aufzeichnungen Letzterer stets selbst als Erzähler auftrat, so habe ich nicht gezaudert, die wenigen, von Dr.

Philipp Schmidt niedergeschriebenen Ergänzungen ebenfalls in die autobiographische Form zu gießen, um so, mittels vorsichtiger Verknüpfung aller Einzelnheiten der F. L. Schmidtschen Originalmittheilungen und Einschaltung der vorhandenen Briefe, ein zusammenhängendes Ganzes zu gewinnen. Dank der Sorgfalt, mit welcher der Künstler seine Notizen sogar dann beständig fortsetzte, wenn seine Geschäfte den äußersten Grad menschlicher Leistungsfähigkeit fast überschritten, durfte ich mich in allen eigenen Zusätzen auf ein verhältnißmäßig geringes Maß beschränken. Daß es mir nicht einfallen konnte, F. L. Schmidt allgemeine Betrachtungen oder Urtheile in den Mund zu legen, welche nicht durchaus sein geistiges Eigenthum sind, versteht sich von selbst.

Theaterscandälchen, pikante Anekdoten und Coulissengeklätsch darf man auf den folgenden Blättern nicht suchen, obwohl auch der harmlose Scherz, der lustige Schwank F. L. Schmidt nicht fern lag. Im Grunde aber war er eine ernsthafte Natur, ein Freund des Würdigen, kernhaft Gediegenen. Während einer langjährigen theatralischen Laufbahn hat sich sein Ernst, seine Gründlichkeit nicht nur nicht verloren, sondern je länger je mehr gesteigert; stets nach der Wesen Tiefe trachtend, widmete Schmidt die wenigen Mußestunden, welche sein Beruf ihm ließ, noch in späten Jahren dem Studium geschichtlicher und philosophischer Werke, bis zu seinem Tode immerfort bemüht, seinen Gesichtskreis zu erweitern, sein Wissen zu vermehren.

Was uns aber des Mannes Bild vor Allem anziehend macht, ist seine schlichte Biederkeit und Wahrheit. Ein Deutscher von echtem Schrot und Korn, war Friedrich Ludwig Schmidt, was man so selten findet: ein Charakter. Die einzelnen Züge, aus denen dieser bestand, sind aus den nachfolgenden Blättern leicht zusammen zu setzen; wie gegen Andere, blieb Schmidt rückhaltlos und wahr auch gegen sich, und die fortlaufenden Bekenntnisse in seinen Tagebüchern legen Zeugniß dafür ab, wie ernst es ihm war um das „Erforsche dich selbst". Ja, sogar gelegentlich der Darlegung von Anschauungen, hinsichtlich deren nur Wenige geneigt sein möchten, der vorgetragenen Meinung zuzustimmen, wie z. B. wenn Schmidt für die Ableistung des Eides ein phantastisches Ceremoniell verlangt, wird Niemand den hohen sittlichen Ernst verkennen, dem jene Anschauungen entflossen sind. Voll und ganz spricht sich dieser, und daneben strengste Rechtlichkeit, auch in den schlichten, aber ergreifenden Worten aus, welche der Vater an seinen Sohn Philipp richtete, als dieser am 11. April 1820 zur Universität Göttingen abging. Dieselben lauten:

„Du schreitest aus dem elterlichen Hause, Dich empfängt der Strom der allgewaltigen Zeit, deren Pendel nie stille steht. Uebersieh daher nie das Maß der Zeit! Der Weg durch's Leben bis zum Grabe scheint dem Jüngling freilich unermeßlich, aber er betrachte die Flüchtigkeit der Stunden, und er wird gewahren, daß er nicht Eine unbenutzt verlieren darf. Bemerkt er den Verlust auch nicht auf der Stelle, oder glaubt er, ihn

zu ersetzen — umsonst! Von der Zeit läßt sich nichts wieder gewinnen.

Erwäge wohl, daß Dein Beruf den heiligsten Ernst bedingt. Du willst ein Retter der gebrechlichen Menschen-Natur werden. Erfahrung ist Deine nothwendigste Lehrerin, und da sich diese nicht vorwegnehmen läßt, so mußt Du ihr durch unermüdliche Beobachtung entgegen kommen.

Erhalte Dir stets fromme und erhabene Gefühle; die ersteren sichern Dir den wohlthuenden Glauben an eine gütige Weltregierung, die anderen bewahren Deine edle Menschlichkeit und verhindern, daß Du jemals sinkest.

Das Höchste in jeder Sache sei stets Dein Ziel. Solches Streben befördert ein richtiges Selbstgefühl, dieses wiederum einen edlen Stolz. Nur in dieser Hinsicht muß der Mensch den Stolz nähren. Wisse also genau wahre Ehre von chimärischer zu unterscheiden; jene ist der Wegweiser durch alle Händel.

Aechte Humanität begleite Dich durch's Leben; die Klinge führe recht und gerecht, und Du wirst nie fehlstoßen.

Uebersieh aber nie, indem Du nach dem Großen strebst, das Kleine; das ist das Fundament einer guten Haushaltung. Schulden sind die ersten Sorgen, die sich der junge Mensch selbst schafft; iß daher kein Brot vorweg. Eher den Hunger vorweg erduldet, als unbezahltes Vergnügen vorweg genossen.

Unterscheide Bekannte von Freunden. Freundschaft, Liebe und Wein sind die verfälschtesten Dinge. Einen bewährten Freund schätze höher denn Alles: er gleicht dem Phönix, der unvergänglich ist.

Deine Gesundheit hege und pflege, ohne Dich zu verzärteln; sie ist Jedem, aber Dir zwiefach unentbehrlich. Ein kränkelnder Aesculap empfiehlt sich schlecht, denn er steht im Widerspruch mit seiner Kunst.

Bleibst Du brav, wirst Du ein nützliches Mitglied der Welt, so darfst Du auf die Hilfe Deines Vaters (so lange ihm Gott das Leben fristet) rechnen in Noth und Tod.

Liesest Du diese Lehren nicht öfters, so lies sie wenigstens, wenn Du Dich dem Tische des Herrn nahst, und erneuere dann Deine Gelübde. Wenn Du vor Deiner Selbstprüfung nicht zu erröthen brauchst, laß Alles gehen, wie es geht — Gott wird's schon machen.

Erscheinen Dir auch die Lebenspfade noch so verworren: sie führen zuletzt auf Eine große und geebnete Bahn, wo wir uns Alle wiedersehen."

Daß ein Mann, der so gediegenen Grundsätzen huldigte, nicht nach dem Maße eines banalen Comödiantenthums zu schätzen ist, liegt auf der Hand; in der That pflegte sich auch Schmidt sehr vorzusehen, ehe er mit Berufsgenossen intim verkehrte. So gern er sich genau Geprüften anschloß: Fremden gegenüber, deren Werth noch nicht von ihm ergründet war, hielt er sich geflissentlich zurück. Am sorgfältigsten verbarg er die schätzbarsten Tugenden, wie seinen Eifer, Hilfsbedürftige zu unterstützen, und seine seltene Freigebigkeit. Nach Maßgabe seines Vermögens spendete er oft und gern, ohne Dank zu erwarten, ohne Seiner oder der Seinen (die er über Alles liebte) engherzig zu gedenken.

Eine nie erkaltende Begeisterung für jedes Edle und Schöne war die breite Grundlage, auf welcher jene Eigenschaften ruhten, und Schmidts Wärme für alles Erhabene, sein unüberwindlicher Abscheu vor jeglicher Unaufrichtigkeit oder Gemeinheit werden sinnigen Lesern den Erzähler nicht nur lieb und werth machen, sondern dieser Empfindung auch Dauer verleihen, da sie auf wahrer Achtung beruht.

In dieser Hoffnung und mit diesem Wunsche sei nun F. L. Schmidt das Wort überlassen.

Erster Abschnitt.

Das Vaterhaus.

(1772—1792.)



„Hanc Registraturam vitae meae in perennem Memoriam scripsi. Incepi Brunopolis Die XXII Mensis Januarii MDCCLXXXXII.“

Mit diesen weniger correcten als stolzen Worten habe ich vor Jahrzehnten mein erstes Tagebuch begonnen; die Gewohnheit, ein solches zu führen, hat mich seitdem nicht wieder verlassen.

Jener Inschrift gegenüber steht mein Name: Friedrich Ludwig Schmidt. Zu Hannover, am 5. August 1772, erblickte ich das Licht der Welt.

Unter zwölf Kindern meiner Eltern bin ich das vierte. Mein Vater war königlicher Accise-Einnehmer; da aber sein Gehalt für seine zahlreiche Familie nicht ausreichte, so hatte er gleichzeitig eine Handlung mit englischen Stahlwaaren gegründet, die er schwunghaft betrieb. Meine Mutter starb sehr früh; eine stets gütig gegen mich gebliebene Stiefmutter trat bald an deren Stelle.

Aus meiner Jugendzeit stehen mir nur noch dunkle Erinnerungen vor der Seele. So entsinne ich mich, daß der Trieb zum Recitiren sich bei mir schon zeitig entwickelte. Derjenige zur Nachahmung liegt tief in der menschlichen Natur begründet.

In jeder Schauspielerbiographie — ich wenigstens kenne keine Ausnahme — kehrt daher bei der Schilderung der Jugendjahre der Bericht wieder: wie der spätere Menschendarsteller schon als Kind mimisch-plastische und rhetorische Versuche gemacht habe. Auch ich war ein solches Kind; oft wiederholte ich die gehörte Sonntagspredigt am Nachmittage vor den erstaunten Eltern aus dem glücklichen Gedächtniß.

Meine Bildung übernahm die „hohe Schule" meiner Vaterstadt; ich brachte es bis zum wohlbestallten Tertianer. Nach meiner Confirmation wurde ich, da der Vater meinen Wunsch: zu studiren, seiner beschränkten Geldmittel halber nicht erfüllen konnte, als Lehrling in die große Schnittwaaren-Handlung des Kaufmanns von der Heyde gegeben. Dies war Ostern 1786.

Wenige Monate früher hatte ich den ersten Eindruck vom Theater empfangen; er war stark und bleibend. Schröders Gesellschaft war es, die ihn mir gewährte; das erste Stück, welches ich in meinem Leben sah, war „Der Fähndrich".

Ein Freund meines Vaters hatte die Güte, mich zu diesem Kunstgenusse einzuladen, und da er sah, wie lebhaft mich das nie Gesehene ergriff, so führte er mich noch in die Vorstellung des „Kaufmann von Venedig", des „Hamlet", und in jene des „Deutschen Hausvaters".

Namentlich machte „Hamlet" Sensation; mit der Verpflanzung dieses Trauerspiels auf die deutsche Bühne, besonders aber mit der Einführung eines Geistes, hebt überall ein neues Blatt in der Theatergeschichte an. Wie manche epoche-

machende Dichtung auch seitdem erschien: kaum eine hat die Wirkung erreicht, welche „Hamlet" einst erzielte*).

Deutlich erinnere ich mich noch der ersten Vorstellung dieses Stückes: „Hamlet, Prinz von Dänemark" — man las selbst den Titel mit einem heimlichen Grauen, ein Jeder verband mit dem Namen „Hamlet" im Voraus den Begriff einer gewaltigen Tragödie, und las man vollends: „Hamlet: — Schröder" so steigerte sich die Erwartung bei Alt und Jung. Dem Knaben kam es vor, als ob am Tage dieser Vorstellung eine

*) Wie „Faust" und „Don Juan" ward „Hamlet" in Deutschland volksthümlich; es wurden Tarokkarten angefertigt, deren Bilder Scenen aus „Hamlet" darstellten; in Hamburg und Berlin wetteiferten Plastiker, Zeichner, Kupferstecher und Stempelschneider um die Ehre, den Schauspieler Brockmann in der Titelrolle zu verewigen. Im December 1777 gab dieser in Berlin den Hamlet zwölf, anderen Nachrichten zufolge gar dreißig Mal zu allgemeinster Bewunderung und wurde durch Hervorruf (eine damals völlig neue Sitte) und durch eine auf ihn geschlagene Medaille belohnt; eine Auszeichnung, die vor ihm keinem Schauspieler zu Theil geworden. Nur damit die Aufführung des „Hamlet" würdig vor sich gehen könne, wurde 1778 das Theater in Lübeck erweitert und umgebaut. In Königsberg ward die Tragödie zum entschiedenen Lieblingsstück des Publicums; in Danzig wurde sie bei erhöhten Preisen gegeben, auf dem Comödienzettel las man: „Schon lange erwartet das Publicum die Vorstellung des ‚Hamlet'. — Jene Vorstellung in Hannover, von der Schmidt berichtet, wird die des 12. Januar 1786 gewesen sein, zu welcher ein solcher Zulauf stattfand, daß es der gewaltsamen Einwirkung der Wache bedurfte, um Ordnung herzustellen. (Meyer, F. L. Schröder, II, 6.)

Stille, wie bei Festtagen, auf allen Straßen bemerklich sei, und sah er Abends die dicht gedrängten Menschenschaaren geräuschlos durch die halberleuchteten Vorhöfe des königlichen Schlosses in's Theater ziehen, flog nun der Vorhang auf, sah man die Wachen auf der dunkeln Terrasse, hörte man endlich den Ruf: „Seht, da kommt es wieder!" und schritt dann wirklich der Geist „in der Gestalt, worin die Hoheit des begrabenen Dänemark weiland einherging", über die Scene — da stockte der Athem in jeglicher Brust.

Das Zusammenspiel bei Schröders Gesellschaft war mustergiltig; kein Wunder, denn viele der Mitglieder hatten noch in der damals erst seit Kurzem von der deutschen Bühne verbannten Stegreif-Comödie mitgewirkt. O schöne Zeit der extemporirten Stücke, von deren Reize unsere jetzigen Zuschauer gar keinen Begriff haben! Im Anfange meiner theatralischen Laufbahn habe ich noch manchen älteren Collegen kennen gelernt, der einst in der Stegreif-Comödie gespielt, und Jeder sprach von derselben mit der größten Begeisterung. Es versteht sich, daß nur Lustspiele und Possen extemporirt wurden; die Tragödie hatte längst ihren bestimmten Rahmen, den sie auch haben muß. Das echte Lustspiel aber ist mit der extemporirten Comödie zu Grabe getragen. Die Procedur bei dieser war sehr einfach: der Inhalt des Stückes ward den Beschäftigten skizzirt; als Personen figurirten gewöhnlich der ernste oder der komische Vater, die Soubrette und der Diener; letzterer, in der Gestalt des Harlequin, war meistens der Träger

des Stückes. Weniger, aber auserlesener Talente bedurfte es; von diesen beobachtete jedes die Scenenfolge, und je nachdem der Humor dem Augenblick günstig war, spannen die Spieler den Faden ihrer Scene geistreich aus, und somit war die Wiederholung eines solchen Stückes immer neu. Bei ausgezeichneten Schauspielern dieser Art war der Genuß der Zuhörer unerschöpflich. Daher gefiel eine solche Vorstellung bei der zehnten Wiederholung nicht nur wie bei der ersten, sondern oft noch mehr.

Den Nachklang dieser Zeiten gewahrte man noch deutlich bei Schröders Truppe; das Spiel des Meisters selbst, den ich als Shylock, Hamlet und als Deutscher Hausvater bewundern durfte, steht mir noch heute lebendig vor der Seele; es kann daher nicht befremden, wenn zu jener Zeit, als der Eindruck noch völlig frisch war, eine förmliche Verwandlung meines inneren Menschen vorging.

Im Traum und Wachen beschäftigte mich fortan der Gedanke an Comödie und dramatisches Spiel; auch als ich meine Laufbahn als ehrbarer Kaufmann betreten, änderte sich hierin nichts. Obwohl ich in meinen Geschäften nichts versäumte und Herrn von der Heydes Wohlwollen mir zu erwerben wußte, so war meine innerste Seele doch nie bei der Sache, welcher ich mich gezwungener Maßen hingab. In meinen Mußestunden verfaßte ich kleine Lustspiele für zwei Personen. Diese studirte ich dann mit dem zwölfjährigen Töchterchen meines Prinzipals ein, und an freien Sonntag-Nachmittagen

wurden diese Productionen der Frau vom Hause vorgeführt, die dem eigenen Kinde und deren dramatischen Lehrmeister eine ebenso milde Richterin war, wie den literarischen Früchten, die auf dem dürren Holze meiner knabenhaften Erfindungsgabe gewachsen waren.

Dies Verhältniß dauerte fort, auch als 1787 das Geschäft sich ausdehnte und der Kaufmann Carl Ludwig Vezin Mittheilnehmer desselben wurde. Nach wie vor blühten mir gar schöne Tage, um so mehr, als unterdessen wieder wirkliche Schauspieler ihren Einzug gehalten hatten.

Der bei der Nachwelt sonderlich durch seine Bemühungen um ein Denkmal für Lessing in gutem Andenken gebliebene, auch sonst verdienstvolle Schauspieldirector und Schauspieldichter Großmann war es, der sein Häuflein Getreuer an die Leine führte. Die Darstellungen dieser Truppe, theilweise musterhaft, machten den besten Eindruck in ganz Hannover; zwei junge Leute, Chirurgen, mit denen ich im Schauspielhause häufig zusammentraf, wurden gleich mir von der Theatersucht angesteckt, und wir drei thaten uns zusammen, in einem obscuren Wirthshause in der Vorstadt ein Liebhabertheater zu errichten.

Die erste Rolle, welche ich dort als sechszehnjähriger Mensch gespielt habe, war — der alte Geiger Miller in „Kabale und Liebe". Ich wimmerte comme il faut und war beim Fallen des Vorhangs überzeugt, „unübertrefflich" gewesen zu sein.

Wie gerne hätte ich nun meinen ersten größeren „Triumph“ fort und fort erneuert gesehen, wie gerne recht oft — am liebsten täglich! — Comödie gespielt! Leider aber erlaubte mir meine Stellung nicht, so regelmäßig, wie es meine Sehnsucht erheischt hätte, an den Vorstellungen unserer kleinen Vereinigung Theil zu nehmen; im Kampfe zwischen Neigung und Pflicht wurde mir die letztere je länger, desto verhaßter.

Ich war unklug genug, diese Abneigung offen an den Tag zu legen; trübe und immer trübere Stunden wurden dadurch für mich herbeigeführt, bis endlich die Mißhandlung eines älteren Commis dem Fasse den Boden ausstieß.

Festen Sinnes erklärte ich meinem Vater, ich bliebe keinen Tag länger in der Handlung, und wirklich setzte ich meinen Willen durch: ich durfte die Herren von der Heyde und Bezin verlassen.

Vergnügt kehrte ich dem „Strafwerkhause“, wie ich das Comptoir nannte, den Rücken; gar fröhlich ließ ich den frischen Muth durch die Segel meines Lebensbootes wehen und war glücklich in dem Gefühle, „frei“ zu sein — frei wie des Adlers mächtiges Gefieder.

Aber schon war eine neue „Sclavenkette“ für mich geschmiedet. Kategorisch erklärte mein Vater, daß ich mich zu einem anderen Berufe entschließen müsse.

Meine wahren Wünsche hinsichtlich dieses „anderen Berufes“ wagte ich noch nicht zu äußern; ich war gewiß, daß dieselben doch nicht erhört werden würden. Der Schauspieler=

stand galt damals bei Vielen noch für verwehmt; die Worte „unehrlich“ und „Comödiant“ waren so ziemlich gleichlautende Begriffe. Erzählte man doch von einem Bürgermeister unserer Nachbarstadt Braunschweig, daß, als in den 1770er Jahren ein Schauspieldirector ihn um „Permission“ zu einigen Vorstellungen gebeten, der Bürgermeister gefragt habe: „was er denn für Sachen machen könne?“ „Nur kleine Stücke“ lautete die Antwort, „die ich mit meinen Kindern spiele“; worauf der Bürgermeister erstaunt die classische Frage gethan haben soll: „Hefft Ji Lüde orntlich Kinner?“

Bei solchem Stande der Dinge und bei meinem Zweifel über die Anschauungen meines Vaters in diesem Punkte schien mir strenge Geheimhaltung meiner Neigungen vorläufig am gerathensten. Ich erklärte also, daß ich das Studium der Wundarzneikunde ergreifen wolle. Inneren Trieb zu diesem blutigen Berufe hatte ich durchaus nicht; da aber meine beiden intimsten Schauspielgenossen Chirurgen waren und — wie ich voll Neid bemerkt hatte — zum Comödiespielen immer genügende Muße besaßen, so gesellte ich mich ihnen gern als Dritter im Bunde zu; die in Aussicht stehende freie Zeit lockte mich gar zu mächtig!

So führte mein Vater mich denn Michaelis 1788, nachdem ich drittehalb Jahre Kaufmann gewesen, dem Kreisphysicus zu, der aus mir binnen drei Jahren einen tüchtigen Chirurgen machen sollte.

„Drei Jahr“ sagt der Schüler im „Faust“, „ist eine kurze

Zeit!" — wahre Worte, die aber junge Leute selten beherzigen. Auch mir ging jener Zeitraum nur zu flüchtig hin, um so mehr, als die Erwerbung wundärztlicher Kenntnisse keineswegs in erster Reihe für mich stand. Apoll und die neun Musen waren mir weit wichtiger; so wurde denn Abends und Nachts fleißig „gedichtet", früh am Morgen aber gab ich mich dem Studium meiner Rollen hin. Für das Liebhabertheater war ich unstreitig eine gute Acquisition und bald dessen vornehmste Stütze.

Von zahllosen untergegangenen oder unvollendet gebliebenen schriftstellerischen Productionen, die in jene Zeit fielen, will ich gar nicht sprechen; einige aber feilte ich später noch aus, und sie haben sich längere Zeit auf dem Repertoire erhalten, so z. B. „Die Kette des Edelmuths" (erschien gedruckt in Altona), „Die erste Liebe", „Vaterlaunen", „Der Fischzug", „Rechtschaffenheit und Betrug" (Leipzig, 1794), „Unglück prüft Jugend" (Frankfurt a. O., 1795), „Der unerwartete Besuch" und vielleicht noch eines oder das andere, dessen Name mir selbst entfallen ist. Schon die Titel zeigen an, daß ich nach der damals modernen Schablone Familien-, Rühr- und Thränenstücke schrieb.

Unterdessen aber verfloß meine Lehrzeit; am 12. September 1791 war mein Triennium absolvirt, das Examen rückte näher, und die Sorge, wie ich es bestehen würde, wuchs je länger je mehr. Leider mußte ich mir sagen, daß ich meine Lehrjahre wenig im Interesse der Wissenschaft verwendet hatte; eine schmähliche Niederlage schien mir unvermeidlich.

Da kam mir der Gedanke, mein glückliches, durch das Auswendiglernen von Rollen ungemein geübtes Gedächtniß als Schutz und Schirm zu benutzen. Binnen vierzehn Tagen lernte ich ein halbes Dutzend Compendien wörtlich auswendig; also gewappnet, trat ich der Examinationscommission entgegen, und — siehe da! — der Handstreich gelang; ich bekam ein besseres Zeugniß, als Studiengenossen, welche bei Weitem fleißiger gewesen waren, als ich, und viel gründlichere Kenntnisse hatten.

„Solche Wagnisse fordern den kecken Muth der Jugend!“ würde ich mit Mortimer ausgerufen haben, hätte diese Gestalt damals schon existirt. Was ich meinem Vater wirklich sagte, weiß ich nicht mehr; gewiß ist aber, daß er auf mein Diplom als „ausübender Chirurg“, welches nun nicht lange mehr auf sich warten ließ, mit größerem Stolze blickte, als ich, dem ein Theatercontract ein weit wichtigeres Actenstück gewesen wäre.

Aber — ließ sich denn ein solcher gar nicht anschaffen —?

Ganz leicht war dies nicht: das Mißglücken eines ersten Versuchs hatte mir das bewiesen. Im August 1791 schon hatte ich nämlich nach Braunschweig an den damals dort sich aufhaltenden Sohn des Berliner Schauspielprincipals Carl Theophil Döbbelin, den Director Carl Döbbelin geschrieben und ihn befragt: ob ich nicht bei ihm Unterkunft finden könne? Die Antwort, welche ich erhielt, lautete jedoch: „Insonders hochedler Herr! Mit Vergnügen wollte ich eilen, Dero Wünsche

in Erfüllung zu bringen, wenn ich nicht heilig bei mir beschlossen, Keinem den Weg zu bahnen, auf dessen Irrgang schon Mancher das Unternommene bereut. Wenn Ihnen noch eine Aussicht, wie Sie selbst rühmen, leuchtet, so möge Sie das Glänzende nicht täuschen. Ich halte für Pflicht, Ihnen von Dem abzurathen, was ich durch meine vieljährige Kenntniß erfahren habe. Lassen Sie sich meine Warnung angelegen sein!"

Aber — die Warnung fruchtete nicht. Sie fruchtet nie bei Jemand, der vom Theaterteufel besessen ist. Bei mir kam noch die Scheu hinzu, als Wundarzt fungiren zu sollen; nur zu deutlich fühlte ich, wie ich als solcher in praxi nichts weniger als ein Held gewesen sein würde. Heimlich schrieb ich daher mit der Bitte um Engagement abermals nach Braunschweig, als ich erfuhr, daß seit dem Advent 1791 die Tillysche Schauspielergesellschaft dort Vorstellungen gebe. Diesmal sollte mir ein besseres Geschick lächeln; die vorsichtiger Weise an einen Freund adressirte Antwort enthielt die Nachricht: ich sollte nur kommen; gern würde ich angenommen werden.

Mit kecker Stirn wurde nun dem braven Vater eingeredet: das kleine Hannover sei nicht der geeignete Ort für meine fernere wundärztliche Ausbildung; das wahre Heil könne mir vielmehr nur von Berlin kommen. Der in das Geheimniß gezogene Freund mußte bekräftigen, daß dort ein halbes Dutzend seiner intimsten Bekannten die glänzendste wundärztliche Carrière gemacht habe, und so willigte der Vater — der, gänzlich

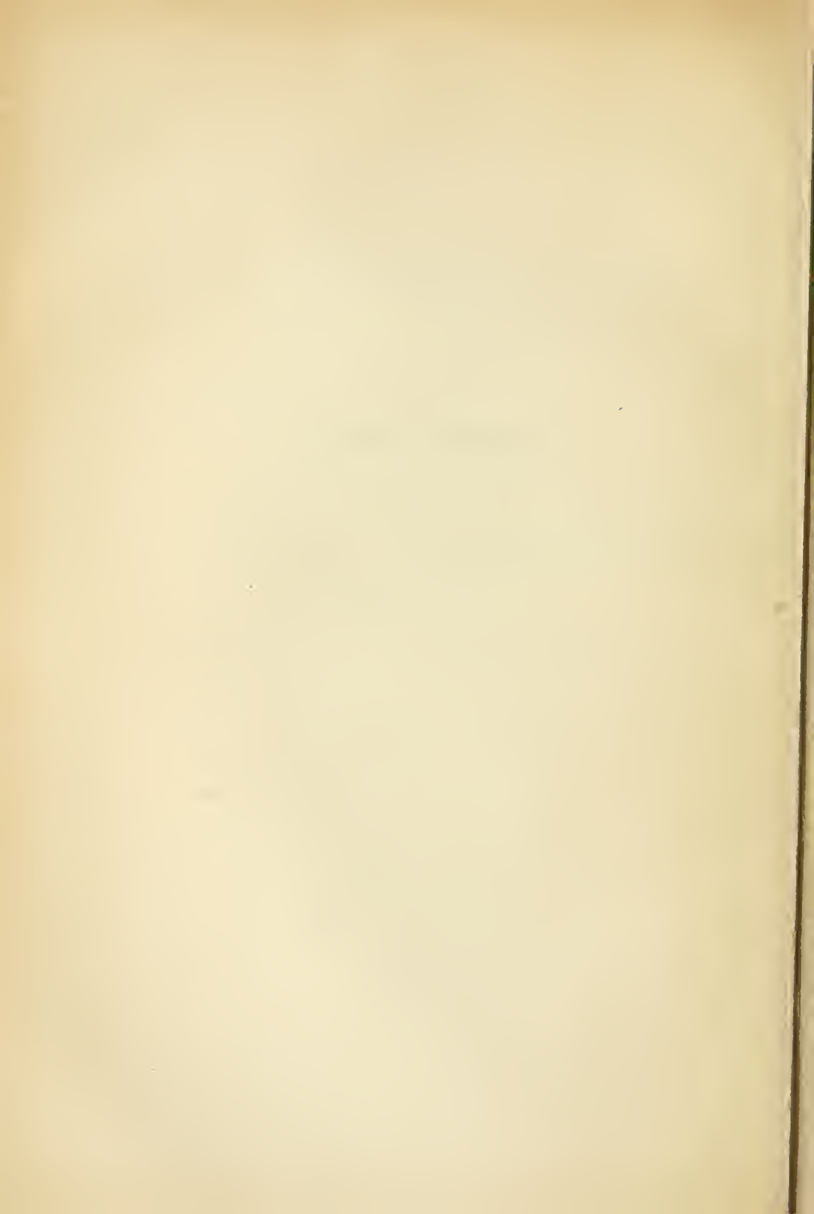
unbekannt mit meinen theatralischen Vorübungen, jedes meiner Worte für baare Münze nahm — leicht ein, mich in jenes gelobte Land für Wundärzte und Solche, die es werden wollten, ziehen zu lassen.

Am 17. Januar 1792 reiste ich aus Hannover nach Braunschweig ab — das langersehnte Ziel war erreicht!

Zweiter Abschnitt.

Die Wanderjahre — Lehrjahre.

(1792—1806.)



Fedor Ossa in dem vieractigen Schauspiel „Die Strelitzen“ war am 22. Januar des soeben genannten Jahres 1792 meine erste Rolle auf einer öffentlichen Bühne; der Erfolg war mittelmäßig, dennoch gab mir Tilly festes Engagement, von der Zukunft eine Besserung meiner Leistungen erwartend. Vornehmlich wurde ich in zweiten Liebhabern beschäftigt; daneben aber „arbeitete“ (wie man damals noch allgemein ganz ernsthaft sagte) ich auch Bedientenrollen, ja, wirkte sogar in kleinen Singstücken, wie sie damals auf der Bühne heimisch waren und vom Schauspielpersonal immer mit dargestellt wurden.

Meinen Contract in der Tasche, drängte es mich nun, die wahre Lage, in der ich mich befand, nach Hannover zu melden. In beweglichen Worten schilderte ich meine Liebe zur Kunst, den unbezwinglichen Drang meines Herzens u. s. w. — schließlich die väterliche Verzeihung für den eigenmächtig gethanen Schritt erflehend. Sie blieb denn auch nicht lange aus; in schlichten, herzlichen Worten sagte mir mein guter Vater, daß ja an und für sich kein Stand ein schändlicher sei, daß es aber darauf ankomme, sich zu allen Zeiten und in allen Lebenslagen würdig und achtungswerth zu betragen.

Das Repertoire, in welchem sich die Tillysche Gesellschaft bewegte, setzte sich meist aus Kotzebueschen und Schröderschen Stücken zusammen, dazwischen erschien bisweilen Shakespeare, aber sehr verwässert. Gespielt wurde fast täglich; sehr oft auch in Wolfenbüttel. Nur außergewöhnliche Umstände konnten eine Stockung der Vorstellungen veranlassen; so z. B. wurde im März 1792 bei Kaiser Leopold II. Tode die Bühne vier Tage lang geschlossen. An Buß- und Bettagen wurde natürlich nicht gespielt, eben so wenig in der Charwoche, in der wir daher auch nur halbe Gage bekamen. Dagegen durften wir an Sonn- und Feiertagen unsere Kunst ausüben; eine Vergünstigung, die keineswegs allgemein war; in Hamburg z. B. hatte der Senat Schröders Gesuche um Freigebung der Sonntage zu theatralischen Lustbarkeiten bislang immer abgeschlagen*).

Im Mai 1792 trat ich mit der Hälfte der Tillyschen Gesellschaft meine erste größere Reise an. Wir pilgerten nach Lübeck, während die halbe Truppe im alten Standquartier zurückblieb.

Tilly hatte große Hoffnungen auf Lübeck gesetzt; die ersten drei Vorstellungen bewiesen ihm aber, wie sehr er sich getäuscht

*) Erst im September 1798 erfolgte die Erlaubniß des Hamburger Senats: im Winter, am 20. Mai 1803 diejenige: auch im Sommer an Sonn- und Festtagen spielen zu dürfen. Schröder selbst wurde dieser Vergünstigung nicht mehr froh, da er bei deren Bewilligung bereits von der Leitung der Bühne zurückgetreten war.

hatte. Kurz entschlossen, ließ er daher wieder aufpacken, und wir kehrten nach Braunschweig zurück. Zu dieser Reise gebrauchte man damals drei Tage.

Vorbedeutungsvoller Weise war in Braunschweig unsere erste Vorstellung mit ganzer Gesellschaft: „Das Blatt hat sich gewendet.“ In der That war dies der Fall; Tillys Stern, der ihm im Winter an der Oker hell geleuchtet hatte, fing an, zu erbleichen. Eine viertägige Concurrenz mit der Braunschweiger „Masch“ — dem Vogelschießen der Stadt der Wurst und Mumme — bestand er noch ganz leidlich, namentlich durch das Gastspiel eines Tänzers Silani, dessen Sprünge die Braunschweiger trefflich fanden; dann aber ward das Haus leer und leerer, so daß der Principal am 28. Juni zum zweiten Male mit der halben Truppe nach Lübeck wanderte.

Hauptursache der sinkenden Theilnahme an dem Theater war, neben der zunehmenden Sommerhitze, unstreitig das wachsende politische Interesse; am Rhein bereiteten große Dinge sich vor — Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig ward Oberbefehlshaber der österreichisch-preußischen Armee gegen Frankreich. In dieser Eigenschaft reiste er am 30. Juni 1792 nach Coblenz zum Sammelplatze der deutschen Truppen ab.

Zwei Tage später wurde das Schauspiel, welches wie gewöhnlich angekündigt war („Elfriede“ und „die Perrücken“) plötzlich abgesagt, weil Herzog Ferdinand von Braunschweig, der ruhmgekrönte Feldherr des siebenjährigen Krieges, der seit Jahren zurückgezogen auf seinem Schlosse Vechelde bei Braun-

schweig lebte, schwer erkrankt war. Der greise Fürst starb in der That am Tage darauf.

Dieser Todesfall war ein schwerer Schlag für uns, denn der Herzog war stets ein besonderer Freund der Comödie gewesen, so daß ich sogar gewagt hatte, ihm mein Schauspiel „Die Kette des Edelmuths“ ehrerbietigst zu übersenden. Mit der Versicherung seines Dankes und des Beifalls, den ihm die Lectüre desselben abgewonnen, verband er die Zusendung einer „kleinen Ergötzlichkeit als Merkmal seiner Zufriedenheit“, und sagte zum Schlusse: die Aufführung meines Stückes durch unsere Gesellschaft würde ihm sicher viel Vergnügen machen.

Nun war dieser liebenswürdige Fürst unerwartet schnell aus dem Leben geschieden! Sein Tod verschaffte uns unfreiwillige Muße; die Bühne blieb vierzehn Tage lang geschlossen; wir hatten — leider auch hinsichtlich der Gagenzahlung — vollständige Ferien.

Während derselben trafen die nach Lübeck gegangenen Mitglieder unserer Gesellschaft, welche dort abermals keine Seide gesponnen hatten, wieder bei uns ein; den Versuch, an der Trave Anker zu werfen, hat Tilly in jenem Jahre nicht zum dritten Male unternommen.

Mit einem Gelegenheitsprolog: „Ferdinands Todesfeier“, welcher bald darauf in Wolfenbüttel wiederholt ward, eröffneten wir die Vorstellungen in Braunschweig am 19. Juli 1792 auf's Neue; vier Wochen später, am 15. August desselben Jahres — verheirathete ich mich mit 20, schreibe zwanzig Jahren

zum ersten Male; die Erkorene war eine frische, hübsche Schauspielerin, Demoiselle Löwe.

Zwei Jahre währte diese schöne Zeit der jungen Liebe; am 12. September 1794 nahmen die Eltern die Frau gutwillig zurück. Ich war bei dem Handel garstig betrogen; gewissenloser Weise hatte man mir verschwiegen, daß mein Mädchen schon seit ihrem fünfzehnten Jahre an periodischem Wahnsinn litt! Mit welchen Empfindungen ich gleich in den Flitterwochen diese Entdeckung machte, läßt sich denken; ich versuchte alle möglichen Heilmethoden, doch ohne Erfolg, so daß nichts übrig blieb, als eine Scheidung zu beantragen, in welche denn auch alle Theile ohne Schwierigkeit willigten.

Zwei Tage nach meiner Hochzeit, am 18. August 1782, brachen wir nach Kassel auf, um dort Vorstellungen zu geben; nach zweitägiger Reise langten wir an, schlugen sogleich unsere Zelte auf und debütirten (in dem arg gemaßregelten Lande!) mit dem Schauspiel „Bürgerglück", dem wir aber — gleichsam als Gegenstück — am Tage darauf das Gemälde grimmigster Tyrannei: Shakespeares „Richard III." folgen ließen.

Die Geschäfte gingen gut; einige Nachzügler, welche Tilly zunächst versuchsweise in Braunschweig zurückgelassen hatte, trafen bald bei uns ein, und mit vereinten Kräften konnten wir nun unsere Arbeit fortsetzen. Somit wäre Alles in erwünschtem Gleise gewesen, hätte nicht ein böser Teufel Macht über die ganze Gesellschaft (ich erinnere mich keiner einzigen Ausnahme) besessen, nämlich der Zankteufel. Die Mitglieder

waren beständig mit einander uneins; um der nichtigsten Ursachen willen gab es Streit. Diese Widerwärtigkeit ging zuletzt so weit, daß die Vorstellungen merklich darunter litten. Früher als sonst wohl der Fall gewesen wäre, nämlich schon am 13. October, mußte daher Tilly von Kassel wieder abreisen, nicht ohne daß zu guter Letzt noch mit dem Speisewirth gezankt worden wäre. Am ärgsten wurde es aber unterwegs. In Königslutter, wo wir kurze Rast hielten,

„. . . . brach der alte Groll,
Gleichwie des Feuers eingepreßte Gluth,
Zur offenen Flamme sich entzündend, los."

Was für eine schreckliche Prügel-Revolution der ganzen Gesellschaft da erlebt wurde, sei in die Nacht der Vergessenheit getaucht; der zärtliche Vater zankte mit dem Tyrannenspieler, die Anstandsdame mit dem ersten Liebhaber, der Souffleur mit dem Director — kurz, Alle mit Allen, und endlich gab es blau geschlagene Gesichter, blutende Nasen und halb ausgekratzte Augen.

Daß mir ein solches Treiben nicht gefallen konnte, braucht wohl keiner Versicherung. Gleich in Braunschweig, wohin wir uns von Kassel zurückgewendet hatten, redete ich daher mit dem Principal und bat um meine Entlassung. Er wußte mich jedoch durch freundliche Worte zur Zurücknahme meines Wunsches zu bewegen, und da durch den Austritt mehrerer Mitglieder das Personal ohnehin schon lückenhaft war, so gab ich gern mein Wort, zu bleiben, vorausgesetzt, daß bessere Ordnung eingeführt werden würde.

Tilly versprach, sein Möglichstes zu thun, allein er erreichte keine andere Einhelligkeit unter den Mitgliedern, als daß diese sich verbanden, ihn zu prügeln, so oft er ernsthaft aufzutreten Miene machte.

So dankte ich denn in Lübeck, wohin wir von Braunschweig gezogen waren, förmlich ab. Auf Ostern 1793 wollte ich aus dem Verbande der Tillyschen Gesellschaft scheiden.

Wirklich verließ ich dieselbe am 2. März 1793; sie blieb in dem unterdessen wieder aufgesuchten alten Standquartiere Braunschweig zurück.

Ich hatte für mich und meine Frau Engagement am deutschen Theater zu Amsterdam gefunden; fröhlichen Muthes machten wir uns nach Holland auf den Weg.

Dieser führte uns zunächst nach Hannover. In Peine wurde übernachtet; am nächsten Mittage um 1 Uhr setzten wir die Reise fort. Die Landstraße war aber so schlecht, daß wir erst Abends 10 Uhr in Hannover anlangten; man bezahlte damals drei, auch vier gute Groschen à Person für die Meile.

Drei Tage, schöne, glückliche, unvergeßliche Tage verweilte ich bei meinen guten Eltern, dann brachen wir nach Holland auf. Der Postmeister, ein Bekannter meines Vaters, gab mir einen freien Passierschein, giltig für meine Person; ich hatte also nur das Reisegeld für Einen Passagier zu beschaffen, ein Umstand, der meiner Casse wesentlich zu Statten kam.

Am 13. März langten wir, ziemlich erschöpft von der beschwerlichen Reise, glücklich in Amsterdam an; gastlich öffnete

sich uns das Logirhaus eines Wirthes, Namens Blume — op de Buitekant in de Booter-Tonn.

Hatte ich hauptsächlich „um die Welt zu sehen" ein Engagement nach so entlegenen Gegenden angenommen, so war mein Wunsch jetzt erfüllt und zwar reichlicher, als ich selbst gedacht, denn ich sah nicht nur ein Stück Welt, sondern auch ein Stück Weltgeschichte. Die Franzosen waren in Holland eingerückt; die Theater mußten, so lautete ein Befehl der Behörde, sämmtlich geschlossen bleiben; es sollte nur gebetet werden.

Schlimme Aussichten für uns und die Actionaire, von denen das ganze Unternehmen ausgegangen war! Indessen: „wozu sind Gebote gegeben, wenn sie nicht übertreten werden sollen?" so mochten Jene denken; sie schlossen daher das Theater allerdings, verkauften jedoch ihre Billets unter der Hand und ließen nun bei verhangenen Fenstern und verriegelten Thüren Vorstellungen geben. So spielten wir, meine Frau und ich, am 20. März 1793 in dem fünfactigen Schauspiel „Das Kind der Liebe" als Amalie und von der Mulde.

Daß diese Zustände auf die Dauer nicht haltbar waren, leuchtet ein. Ich war daher sehr froh, als die Directoren mir eine halbe Monatsgage für mich und meine Frau als Abstandssumme anboten und trat gern von unserm Contracte zurück. Am 24. April 1793 wandten wir Amsterdam den Rücken und langten sechs Tage später in Hannover bei den Eltern wieder an.

In der Noth meines Herzens hatte ich, faute de mieux, schon von Amsterdam aus an Tilly geschrieben und mich ihm wieder angetragen; der gute Director hatte mir sogleich nach Hannover eine bejahende Antwort gesendet, die ich zu meiner großen Freude dort vorfand. Am 28. Mai traten wir zu Braunschweig in der altgewohnten Umgebung als Lord und Olivie im „Landprediger von Wakefield" wieder auf.

Die Gesellschaft ging bald nach Wolfenbüttel; dort erreichte uns die Nachricht, daß die Festung Mainz, welche etwa drei Vierteljahre früher durch Verrath in Custines Hand gefallen war, am Abend des 21. Juli 1793 durch Capitulation wieder in preußischen Besitz gekommen sei. Nun gaben wir eiligst, um eine Ehrenschuld einzulösen, nur noch eine Vorstellung zum Besten der Armen, deren Beschluß ein Epilog: „Lessings Denkmal" bildete; dann kehrten wir nach Braunschweig zurück, dessen Herzog als glorreicher Eroberer der Festung Mainz von uns gefeiert werden sollte. Dies geschah in einem von mir gedichteten, von meinem Schwager Leopold Löwe in Musik gesetzten Epiloge mit Gesang und Tanz: „Der Siegestempel". Wenige Tage danach, am 7. August, gab die Herzogin von Braunschweig, eine wahrhaft gütige Landesmutter, aus Freude über die Einnahme von Mainz den nächstgelegenen Dorfschaften ein Fest. Nachmittags trafen in großen Zügen die Landleute auf ihren Wagen ein. In einem Saale des Schlosses tanzten sie bis zum Abend, dann wurden sie gespeist. Auch die Schloßdienerschaft nahm an dem

Feste Theil, das Lustschloß Richmond aber, die Residenz der Herzogin, war illuminirt. Das Theater blieb an diesem Abend geschlossen.

Auf ähnliche Weise wurde bald darauf auch der Sieg des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig bei Pirmasens gefeiert. Das größte Fest aber war die am 6. Februar 1794 erfolgende Rückkehr des Herzogs, der 83 Wochen und 5 Tage als Commandeur der Preußen gegen die Franzosen im Felde gestanden hatte. Das Theater feierte sein Wieder-Eintreffen mit einem Vorspiel aus der Feder des Directors Tilly: „Ingomars Schlaf". Auch als Ende April und Anfangs Mai die Braunschweigischen Regimenter nach und nach wieder einrückten, gab es, wie natürlich, großen Jubel und helle Fröhlichkeit.

Unterdessen hatte ich meine freie Zeit benutzt, zunächst einen Operntext: „Die verkaufte Braut" zu schreiben, welchen mein Schwager — jedoch nicht so glücklich, daß die Arbeit öfters aufgeführt worden wäre — in Musik setzte; wir gaben das Werk nur einmal, am 29. November 1793. Nach diesem wenig günstigen Erfolge wandte ich mich zum Verfassen von Schauspielen zurück, deren ich mehrere vollendete. Eines davon: „Die beschämte Eifersucht" sandte ich, großer Hoffnungen voll, an den berühmten Leiter der Hamburger Bühne, F. L. Schröder. Er antwortete mir sehr leutselig: „meine Arbeit bedürfe mancher Aenderungen und Milderungen", und munterte mich dann auf, fortzufahren, die Muße, die mir

der Schauspieler lasse, als Dichter zu benutzen. „Doch rathe ich Ihnen" schloß der Brief, „lieber einen moralischen Gegenstand zu bearbeiten."

Federflink wie ich war, ließ ich mir das nicht zweimal sagen, um so weniger, als „moralische" Stücke ja damals allgemein an der Tagesordnung waren. Ich schrieb ein „moralisches" Drama und sandte es neuerdings an Schröder; dieser aber antwortete: „Allerdings ist der Stoff Ihres Stückes moralisch, aber es ist zu wenig Neuheit darin, um es hier mit Glück auf die Bühne bringen zu können."

Während ich so als Autor eifrig nach Fortbildung strebte, drohten die unerquicklichen und zerfahrenen Verhältnisse der Tillyschen Gesellschaft dem ausübenden Schauspieler je länger desto mehr verderblich zu werden. Als es daher bekannt wurde, daß Tilly seine Gesellschaft für Petersburg einzurichten entschlossen sei, wandte ich mich an mehrere Directoren um Engagement, während der größte Theil der übrigen Mitglieder, darunter Herr Stollmers (der erste Mann der spätern Sophie Schröder), nach St. Petersburg dirigirt wurde.

Aus Berlin, wo eben Professor J. J. Engel, der Verfasser des „Lorenz Stark", des „Philosophen für die Welt" u. s. w. die Bühnenleitung in Ramlers Hände gelegt hatte, erhielt ich trotz einer gewichtigen Empfehlung des Braunschweiger Professors Eschenburg eine abschlägige Antwort, „da das Personale des Theaters bereits zu groß sei und man der Theatercasse keine Last mehr aufbürden könne." Aehnlich

schrieb Großmann aus Hannover; eine erbaulichere Antwort bekam ich endlich von meinem alten Gönner Carl Döbbelin aus Posen, der, als er gewahr wurde, daß seine wohlgemeinte Warnung nicht gefruchtet hatte, sich freute, von mir zu hören und hinzufügte: „Wollen Sie auf Ihre Kosten zu mir kommen und einige Rollen spielen; wenn Sie unserm Publico gefallen, so wird es mir sehr angenehm sein, meine Gesellschaft durch ein gutes Subject vermehrt zu sehen."

Was war zu thun —? Da ich soeben wieder ein lediger Mann geworden war, so ließ sich die Sache am Ende wagen, und am 13. September 1794 reiste ich von Braunschweig ab; zunächst nach Berlin, wo ich vier Tage darauf eintraf.

Es war meine Absicht, etwa eine Woche in der preußischen Residenz zu verweilen, um das dortige Theater kennen zu lernen; ungesäumt machte ich daher den Koryphäen desselben meine Aufwartung. Vor Allem interessirte mich Fleck, der ein wahrhaft großer Schauspieler war; an seinem trefflichen Beispiele wurde ich zum ersten Male gewahr, eine wie bedeutende Wirkung auf den empfänglichen Zuschauer ein von geistvoller Urtheilskraft regiertes Mienenspiel macht. Der Künstler entließ mich bei meinem Abschiedsbesuche nicht, ohne mir noch einige beherzigenswerthe Lehren mit auf die Posener Reise zu geben. „Suchen Sie" sagte er mir, „Ihren Geschmack durch ununterbrochene Lectüre zu bilden; hüten Sie sich, bei überhäufter Arbeit nachlässig zu werden; opfern Sie lieber Ihre nächtliche Ruhe, als daß Sie nur oberflächlich

vorbereitet vor das Publicum treten. Ringen Sie nie danach, in Ihrem Spiel aufzufallen, und bilden Sie sich lieber langsamer durch stetes Selbstdenken, als daß Sie dies und jenes einem Lieblingsacteur ungeprüft nachahmten. Studiren Sie auch Ihr Gesicht, damit Sie wissen, welches Mienenspiel Ihnen wohl ansteht, halten Sie überhaupt mehr auf Mimik, als auf Gesticulation."

Eine Stunde nachdem ich diese goldenen Lehren gehört, brach ich nach Posen auf; unterwegs waren meine Gedanken begreiflicher Weise auf's Lebhafteste mit meinen Berliner Erinnerungen beschäftigt.

Bald aber sollte ich unsanft an die Gegenwart gemahnt werden. Es war die Zeit der Insurrectionen des getheilten Polen; Kosciuszko, von der polnischen Revolutionspartei an die Spitze der Bewegung gestellt, focht mit einer Handvoll zusammengeraffter, aber muthiger Truppen für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes.

Mitten in diese kriegerischen Unruhen hinein platzte meine arme Postkutsche; auf dem halben Wege hielt in einem elenden schmutzigen Neste der Wagen an, und der Postillon konnte — da Streifereien der föderirten Truppen dies unmöglich machten — nicht weiter fahren. Ich war so in Verzweiflung, daß ich alle meine Effecten leichtsinniger Weise bei einem mir gänzlich fremden Gastwirth zurückließ und mich zu Fuße nach Posen auf den Weg machte. Nachdem ich wenige Meilen zurückgelegt, verirrte ich mich so gründlich, daß, wenn

nicht zufällig ein reitender Postillon daher gekommen wäre, welcher mich zurechtwies, mein Geschick leicht das unglücklichste hätte sein können. Nach abermaliger kurzer Wanderung — schon hatte ich ingrimmig wieder umwenden und auf's Gerathewohl nach Hannover zu meinen Eltern zurückkehren wollen! — traf ich endlich mit einem Schuhmacher aus Posen zusammen, der den Weg ebenfalls zu Fuß machte und der Gegend kundig war; ich schloß mich ihm an, und nach langem Irrsal erreichten wir endlich selbander das Ziel unseres Marsches; durch das Thor fuhren wir auf einem elenden Bauerwagen, welchen wir kurz vor der Stadt getroffen und um Mitnahme gebeten hatten.

In Posen fand ich das schrecklichste Kriegsgewühl, aber auch meine Bestimmung, die Döbbelinsche Gesellschaft. Rasch waren nun alle Fährlichkeiten vergessen, Döbbelin aber sah mich als ein Wunder von Beherztheit an und wünschte mir Glück, daß ich, „wie einst Orpheus in den Tartarus, mitten durch alle Förderationsschrecknisse nach Posen gestiegen sei."

Bald war mein Koffer von jenem Wirthe herbeigeschafft, und am 5. Oktober debütirte ich als v. d. Husen in dem Schauspiel „Armuth und Edelsinn". Die Vorstellung gefiel so sehr, daß sie auf lautes Begehren des Publicums wiederholt werden mußte, obwohl sie die letzte vor Döbbelins bereits angekündigtem Weggang aus Posen hatte sein sollen.

Wir blieben nun bis auf Weiteres noch im alten Quartier; am 7. October trat ich zum zweiten Male auf, und zwar

als Franz in Schillers „Räubern“. Nach der Vorstellung kam Döbbelin zu mir und sagte mir leise: er engagire mich hiermit fest und wolle mir sogar die Reisekosten ersetzen, was aber seine Frau nicht zu erfahren brauche, da diese gar haushälterisch sei.

Wenige Tage später wurde ein förmlicher Contract gemacht. Ich leugne nicht, daß ich mich in dem neuen Verhältniß wohl fühlte; es ist einem erst in der Ausbildung begriffenen Schauspieler so nöthig, Routine in guten Rollen zu erhalten, und die konnte ich mir hier erwerben. Außerdem war Döbbelin selbst ein erfahrener Bühnenpraktiker und ein vorzüglicher Schauspieler in seinem Fach: in komischen Rollen Alle Anderen, welche ich bis dahin gesehen, glichen in meinen Augen nur armen Schächern gegen ihn; seine komische, immer wechselvolle, niemals versiegende Laune war unverwüstlich, wenn er auch bisweilen übertrieb. Und doch — wen kleidete selbst das Outriren so, wie ihn!

Als Bühnenleiter war der bei'm Theater aufgewachsene Döbbelin gewandt, in allen Sätteln gerecht. Von dem kriegerischen Wirrniß, das uns umgab, wußte er trefflich Vortheil zu ziehen; und als wegen der siegreichen Schlacht der vereinigten Preußen und Russen unweit Warschau (am 10. October) und wegen der Gefangennahme des verwundeten Kosciuszko, am 18. October Victoria geschossen wurde, that auch Carl Döbbelin keinen Fehlschuß. Er schloß endlich seine Bühne am 26. October mit einem Nachspiel: „Das Opfer der Dankbar=

keit, oder: Der Abschied aus Posen"; dann hielt die Anstandsdame noch eine „Abschiedsrede".

Durch eine Reihe von polnischen Nestern — das später durch Heymann Levi so berühmt gewordene Meseritz war auch darunter — zogen wir nun nach Frankfurt an der Oder.

Zwei Thatsachen sind es, an welche ich bei der Nennung dieses Ortes denken muß. Zuvörderst erntete ich dort am 24. November in der Rolle des Präsidenten in „Weltton und Herzensgüte" meinen ersten Hervorruf: eine Ehre, die damals noch etwas bedeutete und zu den allergrößesten Seltenheiten gehörte. Eigentlich datirt die Sitte — oder soll ich sagen, Unsitte? — Schauspieler hervorzurufen, erst aus eben jener Epoche.

Der zweite Umstand aus meiner Frankfurter Zeit, an den ich mit Freuden zurückdenke, war die Trauung unseres Musikdirectors Pitterlin am 23. November 1794, bei der ich Trauzeuge war. Ohne daß ich besondere Anwartschaft auf dieses Amt gehabt hätte, war ich halb und halb vom Zufall zur Uebernahme desselben geführt worden; ich bin aber diesem Zufall noch heute sehr dankbar, denn ich trat bei jener Gelegenheit, wie dies natürlich ist, dem Bräutigam besonders nahe, und meine Bekanntschaft mit Pitterlin ist mir bis in meine spätesten Jahre fruchtbringend geblieben. Er machte mich aufmerksam, wie wenig meine Schulkenntnisse mit meinem Eifer für die Sache gleichen Schritt halten wollten; durch ihn immerwährend angefeuert, begann ich nun, unabläßig an

meiner Selbstausbildung zu arbeiten. Es bleibt aber allemal wahr: daß die Götter vor den Erfolg den Schweiß gestellt haben; nur die strenge, nie rastende Arbeit an sich selbst kann auch den Schauspieler, dessen Beruf, als Spiel, jedwedem Ernste zu widersprechen scheint, auf die Höhe eben dieses Berufes bringen.

Die Weihnachtszeit des Jahres 1794 wollte Döbbelin nicht in Frankfurt verleben; er zog daher mit der Gesellschaft am 1. December nach Stettin, wo wir die Bühne am 5. mit „Weltton und Herzensgüte“ eröffneten. Leider aber war uns die Witterung sehr wenig günstig; am 23. December war es so fürchterlich kalt, daß das Theater gänzlich leer blieb. Zwei oder drei einsame Vergnüglinge, die in das Parterre gekommen waren, erhielten ihr Geld zurück, und wir gingen nach Hause, ohne die rührenden Folgen von „Leichtsinn und kindlicher Liebe“ (welches Stück angesetzt gewesen) gezeigt zu haben.

Ich schloß das alte Jahr mit dem frohen Bewußtsein, in meiner Kunst Fortschritte gemacht zu haben. Schon nährte sie mich in anständigster Weise; ich hatte anno 1794 die Summe von 338 Thaler 8 guten Groschen Gage erhalten — Herz, was begehrst Du mehr!

Mit guten Auspicien für mich sollte das folgende Jahr beginnen. Der Neujahrsabend brachte die Vorstellung eines „Schauspiels in drei Aufzügen von Friedrich Ludwig Schmidt, Mitgliede der hiesigen Bühne“ wie auf dem Zettel stand; das Stück hieß: „Unglück prüft Tugend“. Am ersten Tage des

Jahres 1795 genoß ich zum ersten Male die stolze Freude, in diesem Schauspiel eines meiner größeren Werke dargestellt werden zu sehen; die Nachsicht, mit der man es aufnahm, entzückte, der Beifall rührte mich; ja, er machte mich so kühn, bereits achtzehn Tage später ein zweites Schauspiel von mir: „Rechtschaffenheit und Betrug“ auf die Bühne zu bringen, über dessen Aufnahme ich mich ebenfalls nicht beklagen konnte.

War das Publicum am Neujahrstage durch die stärkere Beleuchtung, war es durch das Applaudiren warm geworden — genug, es hielt (trotz eisiger Kälte draußen) aus, bis das letzte Wort gesprochen und der Vorhang gefallen war. Nicht so gut wurde es uns am 2. Januar bei der Vorstellung von „Bürgerglück“. Es war den Bürgern entschieden zu kalt, ihr Glück auf der Döbbelinschen Bühne geschildert zu sehen; sie blieben also zu Hause. Einige Wenige, die sich doch herausgewagt, kehrten halb ärgerlich, halb erfroren in ihre Wohnungen zurück, Döbbelin aber erhub die Stimme, redete uns an und sprach: „Gehet hin und thuet desgleichen.“

Unterdessen nahte der Tag, welcher unerwartet, ungeahnt, eine Epoche in meinem Leben machen sollte. Dies war der 5. Januar 1795, an welchem (zum ersten Male überhaupt) ein neues Drama von Heinrich Zschocke: „Abällino, der große Bandit“ gespielt wurde. Die Hauptpartie, die Doppelrolle des Abällino und des Flodoardo, war mir anvertraut worden.

Mit mir — dessen war ich mir klar bewußt — stand und fiel das neue Stück. Ich ließ es daher an allem erdenklichen

Fleiße nicht fehlen, trat auch selbst mit dem Dichter, der damals in Frankfurt an der Oder sich aufhielt, über die schwierige Aufgabe in Correspondenz. Im Nachstehenden gebe ich einige Mittheilungen aus seinen inhaltreichen Briefen.

Noch ehe das Stück aufgeführt ward, schrieb mir Zschocke (am 24. Decbr. 1794): „Die Rollen sind ganz nach meinem Wunsch vertheilt; nur daß es am Neujahrstage gegeben werden soll, thut mir leid; ich bezweifle recht sehr, grade an diesem Tage in Stettin sein zu können. In diesem Falle aber hoffe ich, daß Sie Freund genug sein werden, mir mit treuer, unbestochener Feder das Schicksal unseres „Abällino" umständlich zu erzählen. Sollte das Stück mit dem Enthusiasmus aufgenommen werden, wie es der Roman ward, so haben Sie die Güte, Ihren Brief so einzurichten, daß er in einem Journale abgedruckt werden kann. Von sich selber schreiben Sie wie ein Fremder, und um dies zu können, hören Sie das Urtheil der Fremden, der Zuschauer. Vielleicht erhalte ich hierdurch Gelegenheit, Ihren Namen zuerst öffentlich mit meinem Urtheile zur Empfehlung für eine glänzendere Carrière zu nennen.

Daß „Abällino" in altdeutscher Tracht gegeben wird, nähert sich freilich mehr dem Costüm jenes Zeitalters; aber ich wünsche, daß nicht durch die vielen Mantelrollen das Stück vermäntelt und versteift würde."

Nun, der Verfasser hatte sich unnütze Sorgen gemacht; „Abällino" gefiel außerordentlich. Ich selbst wurde nach Been=

digung des Stücks mit dem rauschendsten Applaus beehrt, wofür ich in einer kurzen Rede dankte.

Ich meldete den Erfolg sogleich an Herrn Magister Zschocke, wenn auch nicht in der von ihm gewünschten Weise, zu der ich so recht eigentlich den Muth nicht fassen konnte.

Zschocke antwortete am 25. Januar 1795: „Gern hätte ich von Ihrem Briefe den bewußten Gebrauch gemacht, allein die Notizen waren zu allgemein, zu wenig in die Natur des Stücks und Spiels eindringend. Ich wünschte eine dramaturgische Kritik der Vorstellung! Inzwischen danke ich Ihnen doch tausendmal für das, was Sie mir gaben. Daß Abällino durch Ihr Spiel nicht anders als gewinnen konnte, erwartete ich schon mit zweifelloser Zuversicht.

Ich will erst die Aufnahme des „Abällino" auf anderen deutschen Theatern abwarten und dann einen zweiten dramatischen Versuch irgend einer Direction übergeben: „Wanda, Königin von Polen." Ich verwand an der Bearbeitung dieses Stücks ungleich mehr Mühe, als ich dem „Abällino" widmete und widmen konnte. Ich möchte meinen Credit lieber steigen, als fallen sehen."

Zweifellos ist es interessant, denselben Zschocke, welchen das größere Lesepublicum jetzt fast nur noch als Verfasser von Erbauungsbüchern wie die „Stunden der Andacht" kennt, hier auf einem so ganz entgegengesetzten Wege anzutreffen. Aber da sieht man wieder, in wie nahem innerem Zusammenhange Kanzel und Schaubühne stehen.

Der Erfolg des „Abällino“ übte einen starken Rückschlag aus auf meine Stellung bei Döbbelin; nachdem das Stück am 9. Januar mit noch größerem Erfolge als das erste Mal wiederholt worden war, kam Döbbelin am 11. zu mir und bot mir einen neuen dreijährigen Contract unter weit vortheilhafteren Bedingungen an. Ich unterschrieb denselben, ohne zu markten; — „schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort!“

Noch drei Mal, im ganzen fünf Mal gaben wir im Januar „Abällino“; am letzten dieses Monats hatte ich bei Tisch eine äußerst angenehme Ueberraschung. Ich erhielt nämlich durch die Herren Biester und Wollenburg, zwei Kaufleute, folgendes sehr erfreuliche Billet:

„Unterschriebene haben die vortheilhafte Stimmung des Publicums, das Ihnen schon so oft lauten Beifall bezeugt, benutzt und durch eine Subscription 10 Stück Friedrichsd'or, welche Sie hierbei erhalten, zusammengebracht. Besonders die Förstersche Ressource und einige Theaterfreunde geben Ihnen dadurch ihren guten Willen zu erkennen und wünschen mit uns recht sehr, daß Sie noch lange mit eben dem Fleiß und Eifer, wie bisher, das Theater betreten mögen.“

Das hieß praktisch und wie echte Kaufleute gedacht, die die Kunst lieben, leben und leben lassen. Dankend nahm ich die wohlgemeinte Gabe an.

Drei Wochen blieben wir nun noch in Stettin; nach der letzten Vorstellung sprach Döbbelin die übliche Abschiedsrede Tags darauf reisten wir ab, begleitet von einigen Stettiner

Kunstfreunden, welche eine Station mit uns fuhren und uns dann mit einem solennen Abschiedsschmause regalirten. Mein „Lebehoch", das ich den treuen Stettinern zutrank, kam aus innerstem Herzen.

Dann kehrten Jene zurück; wir aber zogen weiter, gen Frankfurt a. d. Oder. Nicht ohne allerlei Fährlichkeit kamen wir endlich dort an, namentlich erhöhte der Bruch eines Rades mitten auf der schlechten Landstraße keineswegs das Vergnügen der Fahrt.

Der Aufenthalt in Frankfurt bot nichts Bemerkenswerthes dar, wenn man nicht den Umstand dafür halten will, daß „Abällino" auch dort mehrere Male mit unerhörtem Erfolge gegeben wurde. Meine Darstellung der Titelrolle ward ebenfalls durch einen Hervorruf belohnt.

Wir blieben bis in die Mitte des März, dann wanderten wir nach Magdeburg, wo am 27. desselben Monats die erste Vorstellung gegeben wurde. Wenig Tage nach derselben ward durch „Unglück" nicht allein „Tugend geprüft", wie ich im Titel meines, nunmehr auch den Magdeburgern als Novität dargebotenen Erstlingsschauspiels behauptet hatte, sondern auch der Geldbeutel ward auf eine harte Probe gestellt, denn das Schauspielhaus blieb bei meinem Stücke so leer, daß wir vorzogen, nicht zu spielen. Es war dies die Kehrseite der Autorsfreuden für mich! Erst später, als ich durch den „Abällino" Boden gewonnen hatte, erhielt ich auch Credit als Dichter; vielleicht überschätzte man mich in Magdeburg später eben so sehr, wie man mich anfänglich unterschätzt hatte.

Wenn „Abällino" Zulauf fand, so hatte dies noch einen besonderen Grund darin, daß Zschocke ein geborener Magdeburger war. Wie sehr er sich selbst über seinen Erfolg in seiner Vaterstadt freute, geht aus nachstehendem Briefe an mich hervor:

„Frankfurt a. O., 20. April 1795.

Durch einen Brief von einem Verwandten erfahre ich, daß unser Bandit bis zum 13. April schon drei Mal bei vollstem Auditorio aufgeführt worden sei. Ich muß gestehen, daß ich dieses Schicksal, wenigstens ein so günstiges, nicht von dem Orte erwartete, worin ich geboren und erzogen ward, und ich eine eben so große Menge heftiger Gegner als enthusiastischer Freunde zu besitzen glaube.

Inzwischen ist es mir ungemein schmeichelhaft, auch in der Entfernung etwas zum Vergnügen meiner lieben Mitbürger beigetragen zu haben, und vielleicht auch selbst derer, die einstmals Pasquillen auf mich anschlugen, anschlagen ließen oder mit Vergnügen davon hörten.

Sie selbst haben sich von meiner theuern Vaterstadt durch Ihr glückliches Spiel als Abällino den Lorbeerzweig zu Ihrem Kranze verdient, welchen Thalia Ihnen, wenn Sie dereinst vollendeter Künstler sein werden, mit dankbarem Lächeln aufsetzen wird. Sie haben nicht mehr Freunde, sondern Enthusiasten. Ich selbst muß Ihnen meinen Dank für Ihr braves, durchgedachtes Spiel bringen, denn wenn „Abällino" meinen Namen, mein Gedächtniß in den Herzen meiner Mitbürger

wieder auf eine liebliche Weise rege gemacht, so haben Sie den größten Theil daran. Schreiben Sie doch recht bald, mein Lieber, und füllen Sie Ihren Brief mit Anecdoten und Urtheilen über Ihr Spiel und mein Stück!"

Dieser Brief war noch nicht der letzte, nicht einmal der vorletzte, den ich von Zschocke erhielt. Ende Mai 1795 traf bei mir ein Schreiben von ihm aus Leipzig ein, worin er mir seine Abreise nach der Schweiz meldete und erzählte, wie er bei kurzem Aufenthalte in Leipzig grade recht gekommen sei, um dort seinen „Abällino" von der Secondaschen Truppe aufführen zu sehen. Der Entrepreneur, der von der Anwesenheit des Dichters benachrichtigt war, hatte diesem ohne dessen Ansuchen die bequemste Loge im ersten Range angeboten; von dort aus sah Zschocke sein Stück, welches gut gespielt ward, sehr gefiel und „lärmenden Beifall" einerntete.

Der Brief schloß mit dem ermunternden Zuruf: „Studiren Sie; lassen Sie sich durch keinen Beifall in den Schlaf lullen!"

Als wäre aller Erfolg, den ich ernten sollte, an den „Abällino" gekettet, sandte mir Döbbelin am Tage nach der dritten Aufführung desselben das werthvolle Präsent einer schönen Nadel, „als Beweis seiner Freundschaft und für meinen Fleiß." In dem Munde des praktischen Bühnenleiters und erfahrenen Directors aber hatte sicher das Wort besondere Bedeutung, mit dem er schloß: „Fahren Sie so fort, und Sie werden überall Beifall und das Auge des Kenners

auf sich ziehen; die Aussicht in ein glückliches Alter kann Ihnen dann nicht fehlen." — Wie stolz machten mich diese Zeilen!

Unsere ferneren Schicksale in Magdeburg sind bald erzählt. Hebe ich hervor, daß wir zur Feier des am 5. April 1795 abgeschlossenen Baseler Friedens — der eigentlich, da Preußen Land und Leute an Frankreich hatte abtreten müssen, gar nicht hätte gefeiert werden sollen! — ein Festspiel „Volksglück" aufführten, daß die französischen Gefangenen, welche 1560 Mann stark in Magdeburg internirt gewesen waren, unter großem Zusammenlauf der Bevölkerung wieder nach ihrem Vaterlande aufbrachen, so ist das Wichtigste gesagt. Literarisch interessant wäre vielleicht noch, daß ein vom späteren Königsberger Schauspieldirector Steinberg verfaßtes fünfactiges Schauspiel: „Die Hand des Rächers", welches als Fortsetzung von Ifflands „Jägern"*) gelten sollte, jämmerlich

*) Im Personenverzeichniß steht obenan Oberamtmann v. Zeck und in der Mitte Oberförster Anton Warberger. Mancherlei Aeußerliches hat sich von dem verstorbenen Oberförster auf den Nachfolger vererbt, doch heißt es darum nicht: wie die Alten sungen, so — —. Der Oberamtmann sucht durch Anwendung von Gefängniß und Folter den vermeintlichen Thäter eines in der Schreiberei verübten Diebstahls zum Geständniß zu zwingen, und zwar den ehrlichen Dorfschulzen. Warberger drückt auf den unmenschlichen Quäler eine Pistole ab, ohne ihn zu tödten. Noch Schlimmeres steht nun dem Verfolgten bevor, bis es sich ergiebt, daß Zecks eigener Sohn das Geld entwendet hat. (Hagen, Geschichte des Theaters in Preußen, 490 fg.)

durchfiel; ferner, daß Zschocke uns sein Trauerspiel: „Monaldeschi" zur Aufführung sandte. Die Einnahme, zum Benefiz der Gesellschaft bestimmt, belief sich auf 131 Thaler 11 Sgr. 6 Pf., von denen bei einem sonderbaren Eintheilungs-Verfahren, welches beliebt worden war, jede Person 3 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf. bekam. Ich war geneigt, dies noch für sehr viel zu halten, in Anbetracht der schlechten Vorstellung, welche gradezu scandalös ausfiel.

Der gute Döbbelin war eben damals schon in Zerwürfnisse der schlimmsten Art mit den Eigenthümern des Schauspielhauses gerathen. Diese Zerwürfnisse bilden ein merkwürdiges Capitel in der Geschichte des deutschen Theaters, ich will sie daher kurz erzählen.

Längst hatten die Einwohner Magdeburgs gewünscht, nach dem Beispiele mehrerer angesehenen Städte Deutschlands ein eigenes Haus zu Schauspielvorstellungen, Redouten, Concerten ꝛc. zu besitzen, da sie genöthigt waren, zu solchen Zwekken immer einen Saal in einem Innungshause oder den Vorsaal des Rathhauses zu gebrauchen.

So wurde denn 1794 eine Subscription auf Actien eröffnet; viele wohlhabende Einwohner Magdeburgs unterzeichneten, Einige aus Liebe zur Kunst oder zu ihrer Vaterstadt, Andere, weil sie das Unternehmen im Lichte einer einträglichen Speculation ansahen.

In Zeit von Jahr und Tag stand, vornehmlich Dank der rastlosen Thätigkeit des Kaufmanns Georgy, das Schau-

spielhaus zu Nutz und Zier Magdeburgs, in einer der besten Gegenden der Stadt, nach Ideen des Herrn von Erdmannsdorff in Dessau und denen Palladios in der Art von dessen trefflichen Werken, namentlich zu Piacenza, dauerhaft und geschmackvoll da.

Dieses Theater hatte Döbbelin eröffnet; die Vorstellungen wurden sehr gut besucht, die Redouten außerordentlich frequentirt; um so mehr, als seit einem Jahrzehent keine dergleichen öffentlichen Vergnügungen in Magdeburg gesehen worden waren.

Die Eigenthümer des Hauses hatten mit Döbbelin einen Contract abgeschlossen, nach welchem ihm das Haus gegen billige Miethe überlassen blieb; Döbbelin hielt indessen diesen Contract nicht pünktlich inne. Dies und eine persönliche Fehde mit einem der Mitglieder des Ausschusses der Actionäre bewog die Eigenthümer, dem Entrepreneur kurzweg das Haus zu verschließen.

Verzweiflungsvoll wandte sich Döbbelin an den Festungsgouverneur, Herrn v. Kalkstein; dieser legte sich in's Mittel und der Schauspielprincipal erhielt den Schlüssel wieder.

Die Vorstellungen begannen auf's Neue, indessen bald riß der alte Schlendrian wieder ein. Wegen fortgesetzter Pflichtwidrigkeiten Döbbelins klagten nun die Eigenthümer auf Annullirung des Contractes, Döbbelin verlor diesen Proceß und der Contract ward gerichtlich für aufgehoben erklärt.

Nun verließ Döbbelin Magdeburg, um nach Potsdam zu gehen und dann seine alten Quartiere, Frankfurt a. d. Oder und Stettin, wieder aufzusuchen. Ehe er aber abreiste, erbat er sich vom Kammerpräsidenten v. Puttkammer und dem Gouverneur v. Kalkstein ein Attest, daß er sich mit seiner Gesellschaft in Magdeburg gut betragen und zur Zufriedenheit des Publicums gute Stücke mit schönen Decorationen und schöner Garderobe aufgeführt habe.

Jene beiden Herren, welche sich herzlich wenig um das Theater bekümmert haben mochten, gaben Döbbelin dieses Attest um so bereitwilliger, als er versicherte, ohne dasselbe nirgend mehr seine Vorstellungen eröffnen zu dürfen, da jede Behörde nach solchen Zeugnissen frage.

In Potsdam aber ging Döbbelin dreister Weise direct an den König Friedrich Wilhelm II., der sich sehr für Komödie interessirte. Das Magdeburger Attest in der Hand, verklagte er die Eigenthümer des dortigen Schauspielhauses: „sie hätten den Contract mit ihm ohne Ursache aufgehoben" und bat den König, er möge sie anhalten, ihm das Schauspielhaus wieder zu überlassen.

Der König, der Döbbelins, in Folge des Attestes wahr erscheinenden Worten Glauben beimaß, ließ sich bewegen, an den Gouverneur v. Kalkstein eine Cabinets-Ordre d. d. Berlin, 4. März 1796 zu erlassen, des Inhalts: „Daß Se. Majestät um so eher wünschten, daß der v. Döbbelin in dem, was ihm wirklich und mit Recht gebühre, nicht gekränkt werde,

da aus dem beigefügten Zeugnisse ersichtlich sei, daß sein Betragen dazu keineswegs Anlaß gegeben habe. Der p. von Kalkstein werde von der wahrscheinlichen Beschaffenheit des Streites in loco am besten urtheilen und Se. K. Majestät gäbe ihm daher auf, solchen auf die billigste und friedlichste Art beizulegen."

Der Gouverneur wies diese Cabinets-Ordre den Eigenthümern des Hauses vor, um von diesen das Material zur gründlichen Rückantwort zu erhalten; man überlieferte ihm die Acten des Processes contra Döbbelin, welche denn freilich gegen diesen so gewichtig zeugten, daß der König den Magdeburger Actionären mittels Cabinets-Ordre, d. d. 20. Mai 1796, das Privilegium zur Haltung einer eigenen Schauspielergesellschaft ertheilte und Döbbelin auf diese Weise mit dem lediglich durch eigenen Leichtsinn verschuldeten Verlust von Magdeburg bestrafte, wo es ihm so wohl ergangen war.

Ich habe den Verlauf dieser besonders durch das persönliche Eingreifen des Königs von Preußen höchst merkwürdigen Angelegenheit im Zusammenhange erzählt, und kehre nun zu dem Zeitpunkte zurück, wo wir Magdeburg, am 12. August 1795, verließen, um nach Potsdam zu gehen; unsere letzte Vorstellung war der unverwüstliche „Abällino", nach dessen Schluß ich eine von mir selbst verfertigte Abschiedsrede hielt.

In Potsdam, wo ich mich der Annehmlichkeit eines besonders freundlichen Quartiers erfreute (ich zahlte monatlich

für Wohnung und sämmtliche Lebensbedürfnisse, außer der Wäsche, 7½ Thaler), erging es uns nicht schlecht; namentlich fühlten wir uns durch den lebhaften Antheil gehoben, den König Friedrich Wilhelm II. uns fortdauernd schenkte. Oft suchte er selbst die Stücke aus, die gespielt werden sollten, und fast jeden Abend erschien er nebst dem Kronprinzen, den Prinzen und deren hohen Gemahlinnen in seiner Loge. Auch um Theaterscandale bekümmerte er sich; so mußte z. B. ein Schauspieler, der es gewagt hatte, betrunken vor dem Auditorio zu erscheinen, auf seinen allerhöchsten Specialbefehl einen halben Tag auf der Wache im Arrest zubringen.

Gleich dem König waren auch Potsdams Bürger und das dort liegende Militär sehr gütig gegen uns; die Officiere luden mich oft zur Tafel. So speiste ich eines Tages (3. September) bei'm Lieutenant von Schwerin, als ich gegen vier Uhr Nachmittags aus dessen Fenster blickte und plötzlich Rauch aus dem Thurme der Stadtkirche emporwirbeln sah. Während wir uns noch den Kopf über dies Phänomen zerbrachen, schlug schon die helle Lohe empor; in dreiviertel Stunden war der Thurm so weit herabgebrannt, daß er einstürzte. In Folge davon entzündeten sich noch acht umliegende Häuser sowie die Kirche, welche ganz abbrannte. Alle Nachbarn, darunter auch ich, räumten aus, packten ein und waren auf das Schlimmste gefaßt. College Hostovsky, ein Böhme, mußte auch ausräumen und schimpfte deshalb in seinem schlechten Deutsch unaufhörlich; die Uhr auf einem benachbarten Kirch-

thurme spielte dazu: „Was Gott thut, das ist wohlgethan“ —!

Das Theater blieb natürlich an diesem Abend geschlossen, zwei Tage später aber gaben wir eine Vorstellung zum Besten der Abgebrannten, welche Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seiner Gegenwart beehrte; die Einnahme belief sich auf 259 Thaler. Zum Schluß hielt ich eine von mir verfertigte Dankrede.

Wie man sieht, war ich schriftstellerisch nicht in Unthätigkeit verfallen; nicht nur Gelegenheitswerke ließ ich vom Stapel, sondern es wurde auch mein Schauspiel „Unglück prüft Tugend“ in einer neuen Bearbeitung wieder einstudirt, und zwar nicht zum Nachtheil der Casse. Der König, welcher es das erste Mal nicht gesehen, verlangte ausdrücklich eine Wiederholung, bei welcher das Haus gedrängt voll war. Nach Beendigung des Stücks ließ der König mir sagen, er sei durch dasselbe sehr gerührt worden.

Dies machte mir Muth, den Prolog: „Der glückliche Tag“, welchen ich zum 25. September, des Königs Geburtstag, geschrieben, dem Monarchen zu widmen; der Geheim-Kämmerer Rietz hatte die Güte, das Geschäftliche dieser Angelegenheit zu besorgen. König Friedrich Wilhelm dankte für diese Aufmerksamkeit mit sehr gnädigen Worten.

Am 6. October sollten wir Potsdam verlassen; wirklich wurde ein Abschieds-Gelegenheitsstück: „Die Weihe des Künstlers“ gegeben, dem die Vorstellung von „Weltton und Her-

zensgüte" folgte. Während derselben stellte sich jedoch heraus, daß Döbbelin keine Reisewagen bekommen konnte; als der letzte Act beendigt war, trat daher unser Principal vor den Vorhang, um zu dem Publicum zu sprechen.

Alles horchte gespannt, da er, ähnlich wie sein Vater*), die Vorstellung des nächsten Tages, welche damaliger Sitte gemäß stets am Schlusse eines Theaterabends angekündigt wurde, meist mit allerlei Scherzen ansagte. An jenem Abend aber mochte Döbbelin zu übler Laune sein, um seine gewohnten Späße zu machen; mürrisch kündigte er „Don Juan, Oper von Mozart" an. Das Publicum aber zischte und verlangte laut den „Abällino"; Döbbelin sagte zu und die Wogen der Empörung, aufgewirbelt durch die Aussicht auf ein Meisterwerk, beruhigten sich bei der frohen Hoffnung auf eine schaale Tragödie.

---

*) Carl Theophil Döbbelin pflegte in gebundener Sprache zu annonciren, z. B.:

„Lisouart und Dariolette,
Eine komische Operette
Wird am nächsten Dienstag sein;
Zwei Ballette dann daneben
Werden sie noch mehr erheben;
Gönner, stellt Euch zahlreich ein!"

Als ihn einmal in Halle die Studenten auspfiffen, improvisirte er die Verse:

„Einst, in Arkadiens Gefilden,
Da suchten Schäfer sich zu bilden,
Allein sie pfiffen nicht, wie hier."

(Anmerkung F. L. Schmidt's.)

Wir spielten nun noch bis zum 14. October; am 15. früh reisten wir ab. Gegen Abend mußte die ganze Gesellschaft, Herren und Damen, eine halbe Meile zu Fuß marschiren, da wir uns verirrt hatten und die Wagen im Sande stecken blieben; im nächsten Dorfe nahmen wir einen des Weges kundigen Führer an, der unsere Karossen losmachen half und uns dann nach unserem ersten Nachtquartier geleitete. Am 17. erreichten wir Magdeburg; die wachsende Unordnung bei unserer Gesellschaft war aber schuld, daß mein Koffer irgendwo zurückgeblieben war; ich erhielt ihn erst nach langem Bemühen wieder.

In Magdeburg verweilten wir bis zum 9. Februar. Etwas Bemerkenswerthes ereignete sich nicht, ausgenommen, daß Döbbelin nicht aus dem Zanken mit den Eigenthümern des Theaters kam, wobei dieses aber nichtsdestoweniger stets gut besucht war. Neujahr gaben wir ein Gelegenheitsstück: „Das gute Beispiel" von mir, welches so wohl gefiel, daß es am 5. wiederholt werden konnte. Zum Benefiz der Gesellschaft wurde wieder „Abällino" gegeben; die Einnahme betrug 104 Thaler; ich erhielt davon 2 Thaler 21 Sgr.

Am 9. Februar schlossen wir mit Ifflands „Aussteuer", dann sprach ich eine Abschiedsrede. Nie wieder habe ich das Theater in Magdeburg so mit Menschen angefüllt gesehen, wie an jenem Abend. Nicht nur war das Orchester ausgeräumt, sondern die Officiere gingen während der Zwischenacte vor dem Vorhang spazieren, um wenigstens auf Augenblicke von

ihrer Einpferchung loszukommen; ja, die Bühne selbst war von Zuschauern besetzt, so daß wir Schauspieler uns kaum selbst dazwischen wiederfanden! Es war ein Auftritt sonder Gleichen; ein Officier saß zuletzt auf dem Tische, welcher nothwendig von uns zum Schreiben gebraucht wurde; er mußte aufstehen, als die betreffende Scene kam. Die Generalin von Kalkstein hatte sich mitten auf der Bühne niedergelassen.

Den Abend nach dieser Vorstellung brachte ich in der von mir schon damals hoch verehrten Familie des Landrentmeisters Moers zu, mit welcher mich bald innige Bande verknüpfen sollten.

Die Gesellschaft ging nun nach Frankfurt a. d. Oder; ich selbst aber wandte mich nach Berlin, wo ich zu einem Gastspiel zugelassen zu werden hoffte.

Freundliche Empfehlungen an einflußreiche Personen, welche man mir in Magdeburg gegeben, erleichterten mein Vorhaben, und wirklich trat ich auf der Berliner Bühne am 15. April 1796 als von der Husen in „Armuth und Edelsinn", und einen Tag später als Anton in den „Jägern" auf, wobei ich das große Glück hatte, nicht übel zu gefallen. Auch Fleck, der mich ein Jahr früher zu Frankfurt a. d. Oder hatte spielen sehen und damals noch Mangel an Haltung, zu heftig aufbrausendes Wesen und Uebermaß an Declamation als meine Hauptfehler gerügt hatte, war jetzt recht zufrieden und prophezeite mir eine Zukunft.

Vergnügt kehrte ich zu unserer Truppe zurück. Nach kur-

zem Interregnum in Frankfurt a. d. Oder verließ uns Döbbelin, um in's Polnische zu reisen, wo er einen Erfolg versprechenden Theaterort aussuchen wollte; während seiner Abwesenheit belehnte er mich mit dem Directorate. Zum ersten Male trug ich die Dornenkrone des Schauspielprincipals.

Wir zogen unterdessen nach Stettin, wo Döbbelin nach einer Abwesenheit von fünf Wochen wieder zu uns stieß, jedoch ohne das Geringste ausgerichtet zu haben.

Unterdessen waren die Dinge in Magdeburg soweit gediehen, daß die Eigenthümer des Theaters soeben ihre Concession zur Errichtung einer eigenen Schaubühne erhalten hatten. Döbbelin, mißlaunig durch theatralische und eheliche Zerwürfnisse, doppelt ärgerlich durch den Fehlschlag seiner polnischen Reise, fing an, die ganze Gesellschaft ziemlich brutal zu behandeln, so daß es öfters Streit gab. Da bekam er die Nachricht, daß Magdeburg ihm fortan für immer verschlossen sein werde; wahrscheinlich wußte er nun nicht mehr, was er anfangen sollte, und in dieser Betäubung, will ich annehmen, gab er „Der Teufel ist los", und sorgte dafür, daß er unter den Mitgliedern auch wirklich los war. Kein Wunder, daß es zwischen ihm und selbst den friedliebendsten Collegen zum offenen Bruch kam.

Zu letzteren gehörte mein Freund Pitterlin, sowie ich selbst; der Principal behandelte uns aber so rücksichtslos, daß auch wir uns empörten und abdankten.

Wohin wir uns wenden sollten, war uns für den Augen-

blick noch unklar, denn gewisse Magdeburger Hoffnungen, welche man dort in uns rege gemacht, schienen sich nicht erfüllen zu wollen. Schon dachten wir daran, sie aufzugeben, als Pitterlin plötzlich ein Schreiben vom Kanzleidirector Breitsprach aus Magdeburg erhielt, welches uns sagte, wie man eingesehen habe, daß die dortige Bühne ohne eigentliche Principalschaft, bloß von einem Ausschuß der Actionäre, nicht wohl zu leiten sei, und daß man deshalb einen bühnenkundigen Lenker für das Unternehmen suche. Als solcher sei ich ausersehen worden; Pitterlin möge mich sondiren, ob ich kommen würde.

Natürlich griff ich mit beiden Händen zu; auch der treue Pitterlein erhielt Contract, und so waren wir denn für Magdeburg angeworben; Glück oder Unglück hing für uns von diesem Schritte ab.

Ende Juni zog Döbbelin mit seiner Gesellschaft nach demselben Orte, wo ich ihn zwei Jahre früher getroffen hatte: nach Posen; Pitterlin aber und seine Familie brach, gleich mir, auf gen Magdeburg.

Dank meinen angestrengten Bemühungen war das Personal zur Wiedereröffnung der dortigen Bühne bald beisammen; die Interessenten des Schauspielhauses sparten keine Kosten, um die ausgesuchteste Garderobe und die schönsten Decorationen (gemalt von dem schon damals als gründlicher Kenner des Theaterdecorationswesens berühmten Baucommissar Breysig, dem späteren Director der Kunstschule zu Danzig)

anzuschaffen, und am 19. September 1796 konnten wir die neu errichtete Bühne mit Ifflands Schauspiel „Vermächtniß" eröffnen; vorher sprach ich eine kurze Antrittsrede.

Das Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt, Stück und Darstellung wurden mit großer Wärme aufgenommen und die Gesellschaft konnte als bestens eingeführt gelten.

Wie war doch Alles so gekommen, wie es nur in meinen kühnsten Wünschen hatte liegen können! Geehrt von dem Vertrauen würdiger Männer, an die Spitze eines wahrhaft patriotischen Unternehmens gerufen, welches der Kunst im edelsten Sinne des Wortes zu dienen bestimmt war — welch' eine schöne Aussicht für mich!

In der That war meine Stellung zu Anfang die angenehmste. Zwar war mir mein College Hostovsky coordinirt und, gleich mir, als Regisseur der Entreprise angestellt, allein es gelang ihm nicht, sich in der Gunst des Publicums festzusetzen, da ihm namentlich sein böhmischer Dialect sehr im Wege stand. Auch war er nicht immer der Fleißigste; ich entsinne mich einer Vorstellung des Schillerschen „Tell", wo er, als Attinghausen, keine Sylbe wußte. Da war es denn nicht befremdlich, daß die an die Adresse des Rudenz gerichteten Verse:

„— — Uly! Uly!
Ich kenne Dich nicht mehr! In Seide prangst Du,
Die Pfauenfeder trägst Du stolz zur Schau
Und schlägst den Purpurmantel um die Schultern,
Den Landmann blickst Du mit Verachtung an
Und schämst Dich seiner traulichen Begrüßung!"

folgendermaßen zu Gehör kamen:

„Ach Uly, Uly! Was bist Du stolz worden! Tragst Pfauenfedder auf Hut, schlagst Bauer nicht mehr traulich auf Schulter und sagst nicht „Bon jour!“ wenn er Dir begegnet auf Chaussée!“

Mit besagtem Hostovsky nun war ich zusammen in's Regie-Joch gespannt; im Uebrigen bestand der „Directions-Cirkel“ aus den Herren: Kaufmann Keller, Rathmann Fritze (Oberaufseher der Garderobe), Rathmann Jörgenson (Syndicus und Rendant), Criminalräthe Costenoble und Sucrow (Literatoren zur Wahl und Prüfung der aufzuführenden Stücke), Kaufmann Georgy (Bau-Inspection) und Hofrath Guischard, welcher — als Hauptactionär, der auch im Stillen immer noch mehr Actien aufkaufte und das Haus endlich nahezu in seinen Alleinbesitz brachte — die Oberdirection über das Ganze hatte. Das Personal bestand aus zwanzig und einigen Herren und Damen, ungerechnet den Chor, das Orchester, den Souffleur, den Requisiteur, Theatermeister u. s. w. u. s. w.

So blieb der Stand der Dinge während des Jahres 1796; aber schon mit dem 1. Januar 1797 traten die Herren Keller, Jörgenson und Costenoble, denen Guischard ihr Interesse baar auszahlte, zurück. Meine eigene Stellung wurde dadurch nicht beeinträchtigt, ich hatte im Gegentheil erst am Weihnachtsfeiertage vom Directionscirkel eine prachtvolle goldene Uhr erhalten, als unerwartetes, freundliches Zeichen der Zufriedenheit mit meinen Leistungen. Auch willigte man gern in einige Modificationen meines Contracts, dessen Verlänger-

ung directionsseitig gewünscht worden war. Das Rescript, welches ich damals erhielt, ist culturhistorisch zu merkwürdig, ein Talglicht spielt darin die Rolle eines zu kostbaren Objects, als daß ich mir versagen könnte, dieses Actenstück wörtlich mitzutheilen. Es lautet:

„Da der Herr Regisseur Schmidt die offerirte Verlängerung des Contracts bis Ostern 1799 unter den Bedingungen angenommen hat, daß den Schauspielern bei unternehmenden Reisen eine billigmäßige Entschädigung wegen theurer Zehrung und Logis zugebilligt werde, und wir diese Forderung billig finden, auch geschehen lassen wollen, daß ein jedweder spielender Schauspieler ein ganzes Licht zu seinem Gebrauch sich von dem Hausknecht geben lassen darf, so wollen wir erwarten, wie der Herr Regisseur Schmidt diese unsere Gesinnung der ganzen Gesellschaft bekannt machen werde, besonders letzteres betreffend, daß eine jede auf dem Ansage-Zettel aufgeführte spielende Person ein ganzes Licht, jedoch Mutter und Tochter beide nur ein Licht, so auch sämmtliche Statisten nur ein Licht sich abfordern dürfen."

Drei sonst geistreiche Männer hatten diesen Ukas unterzeichnet!

Was unsere Mitglieder betraf, so war die Mehrzahl derselben nicht schlecht; die meisten zeigten Eifer und guten Willen, und wenn ich anfänglich die vielen Freunde gefürchtet hatte, welche Döbbelin der Schauspieler (weniger der Mensch und Bürger!) in Magdeburg besaß, so hatte ich mich ange-

nehm getäuscht; man kam uns von allen Seiten mit dem besten Willen entgegen. Und das ist nöthig in unserem Stande, denn drückend und unselbstständig ist das Verhältniß des Schauspielers; auf seiner Kunst ruht der Fluch: daß sie nicht abgesondert und einzeln, sondern nur in Zusammenstellungen geübt und gezeigt werden kann. Wehe dem stillen, bescheidenen Streben, wenn es mit der Dummheit und dem Stolze gewöhnlicher dramatischer Handwerker in Collision kommt! Nur anerkanntes Verdienst oder imponirender Eigendünkel siegt über diese Pest; unscheinbar hervorsprossende Talente werden von ihr vergiftet werden.

— Das neue Jahr 1797 sollte mir gleich in den ersten Tagen die freudige Ueberraschung eines Besuchs des bekannten Schauspielers Beck vom Mannheimer Theater bringen. Er war mit seiner Frau auf einer Gastspieltour begriffen, trat aber bei uns nicht auf. Einen desto angenehmeren Abend verlebte ich mit dem feinsinnigen, geistvollen Manne, der selbst dramatischer Dichter war (sein bestes Lustspiel war wohl die „Schachmaschine") und sich der Freundschaft Ifflands, Dalbergs und Schillers erfreute.

Er erschien mir als das Muster eines soliden, einsichtsvollen Mannes. So war das Ideal, das ich mir von jeher vom Schauspieler außer der Bühne entwarf. Wenn dies durchaus erreicht würde — wie ehrenvoll stünde unser Stand da und wie leicht würden wir alsdann das bewirken, was die

Schauspielkunst bewirken soll: nämlich den sittlichen Menschen zu heben und zu veredeln!

Auch künstlerisch wichtig wurde mir der Monat Januar. Während desselben studirten wir das Trauerspiel „Hamlet" von Shakespeare, nach Schröders Uebersetzung in sechs Acte getheilt, mit großem Fleiße ein. Es wurde am 10. Februar gegeben.

Dieser Tag war mir so festlich, wie jemals einer, und ich freute mich sehr, daß er allen meinen Mitarbeitern, welche mich als den Vertreter der Titelrolle unterstützten, ebenso erschien. Alle beeiferten sich, durch gutes Spiel und geschmackvolle Kleidung die Vorstellung zu verschönern.

Ich hatte mit dem Stücke einige Veränderungen nach Goethes Romane „Wilhelm Meister" — der noch neu und sehr beliebt war — vorgenommen; von trefflicher Wirkung waren namentlich die Flämmchen, die beim jedesmaligen Beschwören des Hamlet aus der Erde aufloderten und die Erscheinung des Geistes ankündigten. Vorzüglich aber hatte die Unterredung Hamlets mit seiner Mutter gewonnen, da die Portraits der beiden Könige in Lebensgröße aufgestellt waren. Der Effect entsprach ganz den Erörterungen hierüber im „Wilhelm Meister".

Mit mir selbst als Hamlet war ich so ziemlich zufrieden, wie besorgt ich auch vorher wegen der Größe dieser Aufgabe gewesen war. Ich erinnere mich kaum, je eine Rolle ängstlicher behandelt und mich mehr an Regeln gebunden zu haben.

Obwohl „Hamlet“ in Magdeburg oft gegeben und die Titelrolle von manchem Meister unserer Kunst gespielt worden war, so befand sich das Publicum doch tagelang vor unserer Aufführung in der größten Spannung. Schon um drei Uhr Nachmittags strömten die Menschen vor das Theater, und gewiß gingen eben so viele wieder fort, wie Eintritt finden konnten.

Ein volles Haus applaudirt immer leichter, als ein leeres; diese Wahrnehmung bestätigte sich auch hier. Wir Alle wurden mit Beifall überschüttet, über den ich in mehr als einer Rücksicht äußerst erfreut war.

Ein gleich stark von Zuschauern besetztes Theater sah die am 16. März erfolgende Vorstellung der Oper: „Das Sonntagskind“. Gegen Abend war der Erbprinz von Hessen-Cassel, welcher sich in Berlin mit der Prinzessin Auguste von Preußen vermählt hatte, in Begleitung des Kronprinzen und der Prinzen Heinrich und Wilhelm eingetroffen, feierlichst eingeholt von der Bürger- und Kaufmannschaft. Um sieben Uhr erschienen alle Hoheiten im Theater, wo ich eine kurze Rede zu ihrer Begrüßung hielt; Tags darauf besuchten sie die Redoute.

Beehrten hohe Herrschaften uns Magdeburger, so nahmen wir auch Gelegenheit, uns diese oder jene Residenz anzusehen, wenn es sich gerade fügte. So erinnere ich mich eines Ausflugs nach Dessau; namentlich der Wörlitzer Park mit seinen merkwürdigen Schnurrpfeifereien, wie sie der barocke Geschmack der damaligen deutschen Kleinfürsten liebte,

steht mir lebhaft vor der Seele. Ein unterirdischer Gang führte in den ersten, im englischen Geschmack angelegten Theil des ausgedehnten Gartens; dann kam man in die „heilige Grotte", worin die Büsten Gellerts, Lavaters und Rousseaus aufgestellt waren. Auch für Wasserpartieen war gesorgt, d. h. der Reisende fuhr sich auf einer dazu eingerichteten Fähre selbst. Mittels einer solchen gelangte man zum „Palais", in welchem ich einige sehr schöne Gemälde älterer Meister, sowie ein ausgezeichnetes Portrait des alten Dessauers fand; prachtvoll war auch die Bibliothek eingerichtet, erinnerte mich aber mit ihren goldenen Leisten und prunkhaften Büchereinbänden an das Wort jenes Juden, der in Berlin die Aussicht aus einem Gerichtssaal bewunderte. „De Aussicht is gut!" sagte er; „wenn nur aach de Einsicht so gut is!"

Hatte man das Schloß nach allen Richtungen hin durchwandelt und glaubte im letzten Gemach desselben zu stehen, so wurde man plötzlich mittels einer in die Zimmerdecke eingefügten unsichtbaren Treppe, die sich unversehens herabließ, in einen geräumigen „chinesischen Salon" geführt, welcher einen herrlichen Ausblick darbot.

Nachdem ich Alles wohl besichtigt, machte ich eine Promenade nach der Seespitze, auf der ein ungeheurer Coloß von Feldsteinen lagerte, den ich ohne alle Erwartung bestieg; inwendig aber befanden sich zu meinem Erstaunen die regelmäßigsten Zimmer, die jedoch eben so schnell wieder mit ganz unregelmäßigen Gewölben abwechselten; dann wieder wurde

man durch einen „Tempel der Sonne" oder „Tempel der Nacht" überrascht, welcher nur durch einzelne transparente Sterne aus buntem Glase von oben herab erleuchtet wurde. Zuletzt will ich noch erwähnen, daß auch das in jener Zopfzeit so beliebte „lebendige Theater" nicht fehlte, welches ich schon in dem französischen Garten zu Herrenhausen, bei meiner Vaterstadt Hannover, kennen gelernt hatte.

Sehr befriedigt von dieser Tour kehrte ich nach Magdeburg zurück, wo ernste Pflichten mich erwarteten, denn am 14. Juli, wenig Tage nach meiner Wiederkunft, gaben wir zum ersten Male die „Verschwörung des Fiesco" nach Schillers Originalausgabe*); ich war Fiesco. Das Haus füllte sich bis auf den letzten Platz, trotz der unerträglichen Schwüle; die Vorstellung verlief im Ganzen wohl.

*) Die absolute Recht- und Schutzlosigkeit, in der sich ein deutscher Schauspieldichter damals noch den Bühnen gegenüber befand, hatte es möglich gemacht, daß der Secretär des Berliner Theaters, C. M. Plümicke, Schillers „Räuber", wie dessen „Verschwörung des Fiesco" mittels einer „freien Bearbeitung" für die Darstellung „einrichten" („verhunzen" sagt Schiller in seinem Briefe an Körner vom 3. Juli 1785) konnte. Natürlich steckte er für dies beispiellos freche literarische Attentat (Iffland nannte es einen „Frevel", mit dem Plümicke „seinen Namen an den Pranger gestellt" habe) auch das Honorar, welches die Bühnen etwa zahlten, sowie den buchhändlerischen Ertrag (diesen von mehreren Auflagen) als „rechtmäßig erworbenes Eigenthum" in die Tasche, während Schiller darben mußte. Erst spät wurden diesem die ihm gebührenden literarischen Rechte unverkürzt zu Theil; die pecuniäre Einbuße mußte er wohl oder übel unentschädigt verwinden.

So ging das Werk seinen Gang, ohne daß etwas Wichtiges vorgefallen wäre, bis am 16. November 1797, Morgens, wenige Minuten vor neun Uhr, König Friedrich Wilhelm II. starb. Die Nachricht hiervon erreichte Magdeburg am 17. Nachmittags; in demselben Augenblicke leistete auch schon die Garnison Friedrich Wilhelm III. den Eid der Treue.

Der Landestrauer halber schlossen wir die Bühne auf eine Woche.

Das Jahr 1798, in welches wir nun bald eintraten, sollte mir am 12. März einen neuen Erfolg als dramatischer Dichter bringen; an jenem Tage nämlich gaben wir zum ersten Male den „Fischzug", Lustspiel in vier Aufzügen von mir. Die Arbeit gefiel und gewährte mir viel Vergnügen, wenn sie auch vor dem Auge strenger Kenner nicht tadelfrei bestehen mochte.

Zu den letzteren gehörte der geistreiche, hochbegabte Magister Delbrück, später Erzieher der Söhne König Friedrich Wilhelm III., mit dem ich viel verkehrte und dem ich die Ausfüllung wesentlicher Lücken in meinen Kenntnissen zu verdanken habe. Manche Stunde, die sich der wackere Mann von der freien Zeit abmüssigte, welche ihm sein mühevolles Amt am Kloster „Unserer lieben Frauen" zu Magdeburg übrig ließ, verwandte er, mir allerlei wichtige und nützliche Fingerzeige zu geben, für die ich ihm noch heute dankbar bin. Nichts belohnte ihn dafür, als mein Eifer, ihm zuzuhören!

Dieser Treffliche nun begleitete auch jeden Schritt, den ich als Schriftsteller that, mit seinem rathenden und lehrenden Worte. So schrieb er mir am Tage nach der Aufführung meines „Fischzuges": „Gern hätte ich Sie, werthester Freund, noch gestern Abend nach geendigtem Schauspiel gesprochen, aber es war zu spät. Ich darf wohl heute Morgen meinen Dank nachholen und ein Wörtchen über die Wirkung des Ganzen bei mir sagen!" Nun folgte eine lange, trefflich motivirte und überaus lehrreiche Kritik, dann schloß der Brief: „Dies ist mein Privaturtheil, die Stimme eines Einzelnen. Mit Vergnügen habe ich bemerkt, daß Ihr Stück mit Beifall, in einzelnen Scenen mit besonderem Beifall aufgenommen ist, und ich zweifle gar nicht, daß es durch einige Abkürzungen und Milderungen noch größeren und ungetheilteren Beifall finden wird."

Der Rest des Jahres 1798 brachte noch ein sehr wichtiges Ereigniß für mich: nachdem ich lange um die Hand Henriettes, der Tochter des bereits von mir erwähnten Landrentmeisters Moers, geworben hatte, wurde sie mir endlich zu Theil, und am 13. August 1798 verband ich mich mit ihr als einer treuen Lebensgefährtin. Die Trauung ward in dem nahen Maizendorf durch den Prediger Keßler vollzogen; es war ein ernster, aber in seinen Folgen für mich durchaus segensreicher Schritt.

Vier Monate später, am 18. December, schritt ein neues Schauspiel von mir: „Die gerechte Commission", in vier Ac-

ten, über die Bühne; es gefiel sehr und ich hatte einen besonders fröhlichen Abend.

1799, am Charfreitage (22. März), hatte ich einen noch weit fröhlicheren Morgen, indem mir früh um drei Uhr meine liebe Frau eine Tochter schenkte; das zarte, zu früh geborene Kind ward am 7. April in der deutsch-reformirten Kirche auf die Namen Marie Louise Dorothea getauft.

Als sollte in meiner Erzählung ein immerwährender Wechsel zwischen Familienereignissen und den Aufführungen neuer Stücke von mir obwalten, so muß ich hier berichten, daß kurz vor Pfingsten, am 10. Mai 1799, mein vaterländisches Schauspiel: „Der Sturm von Magdeburg" gegeben und so gut aufgenommen wurde, daß wir es binnen einer Woche fünfmal bei ausverkauftem Hause wiederholen konnten und damit eine Einnahme von 1133 Thalern erzielten. Von allen meinen Schauspielen hatte sich dieses des wärmsten, ja, ich darf sagen, durchgehends eines außerordentlichen Beifalls zu erfreuen. Das Haus war gedrängt voll; die Einnahme des ersten Abends (296 Thaler) war die stärkste seit dem Bestande unserer Bühne.

Nach Beendigung des Stücks ward ich hervorgerufen; ich leugne nicht, daß ich in diesem Augenblick eine frohe Genugthuung empfand.

Die Vorstellung war übrigens trefflich von Statten gegangen; sichtlich bestrebte sich jedes der Mitglieder, dem Ganzen Ehre und mir Freude zu machen. Da der Erfolg ein sehr

guter war, ließ ich das Stück drucken und widmete es dem Regierungspräsidenten von Vangerow, der so gütig war, mir zu schreiben: „Sie wählten zur Bearbeitung einen Gegenstand, welcher jedem Patrioten, der auch für die Vergangenheit dieser Stadt theilnehmend ist, wichtig bleiben muß. Ich bin am Freitag Zeuge der Vorstellung des Schauspiels und des Eindrucks, den es überall wirkte, gewesen. Nur blieb es mir unentschieden, ob man mehr die Ausführung des Sujets oder die Darstellung desselben bewundern sollte."

Der preußische Minister von Klewitz aber antwortete auf die Uebersendung meiner Arbeit: „Sogleich am Abend des Empfanges las ich das Werk meiner Frau vor, die eine gute Magdeburgerin ist. Beide verdanken wir Ihnen einige recht angenehme Stunden. Ich finde Geschichte und Localität sehr gut benutzt und die Wirkung des kriegerischen Geräusches wohl berechnet."

Ja, am 27. Mai hatte ich sogar die Freude, daß die Direction zur Feier der ersten Anwesenheit König Friedrich Wilhelms III. mit seiner schönen Königin Louise in Magdeburg mein Stück zur Aufführung vor den Majestäten ausersah; der König, welcher das Schauspiel beehrte, sprach sich über den empfangenen Eindruck sehr liebenswürdig aus.

Als Schauspielregisseur hatte ich unterdessen mit Iffland, der unlängst als Director des Nationaltheaters in Berlin angestellt worden war, über ein Gastspiel an unserer Bühne correspondirt. Er forderte aber für sieben Rollen, auszufüh-

ren binnen einer Woche, sechshundert Thaler in Gold, außerdem ein Logis während der Dauer seines Aufenthalts in Magdeburg, bestehend aus einem Wohnzimmer, Schlafzimmer mit zwei Betten für ihn und seine Frau, Zimmer mit Bett für seinen Schreiber und dito für eine Magd; überdies freie Stallung für seine Pferde und eine Remise für seinen Reisewagen.

Der großen Kosten wegen konnte die Direction hierauf nicht eingehen; Iffland reiste daher, als er freie Zeit hatte, zum Gastspiel nach Dessau. Bei der kurzen Entfernung scheute ich die Mühe nicht, ihn dort aufzusuchen und verlebte am 31. Mai 1799 genußreiche Stunden mit ihm. Wie geistvoll, bedeutend und überzeugend wußte er Gegenstände der Kunst zu besprechen! Wie meisterlich groß — das heißt: wahr! — spielte er am Abend den Hofrath Reinhold in den „Hagestolzen"! Gewiß, er konnte damals als der größte Schauspieler des Jahrzehents in seinen charakteristischen Rollen gelten.

Nur zu flüchtig verflogen mir die kurzen Stunden mit dem ausgezeichneten Manne; die Trennung von ihm wurde mir nicht leicht.

Einer am 2. August 1799 bei uns aufgeführten Dramatisirung von Goethes herrlichem Idyll „Hermann und Dorothea" will ich hier um deßwillen gedenken, weil etwa fünfundzwanzig Jahre später ein anderer Bühnen-Schriftsteller, Carl Toepfer, denselben Gegenstand bearbeitet hat. In Magdeburg spielte ich den Hermann, habe aber weder da-

mals, noch später einsehen können, daß der Stoff eine theatralische Zurichtung ertrage, geschweige denn sie fordere. Ich theile in diesem Punkte vielmehr ganz und gar Goethes Ansicht, die er gegen Eckermann aussprach: „Für das Theater zu schreiben, ist ein eigenes Ding, und wer es nicht durch und durch kennt, der mag es unterlassen. Ein interessantes Factum, denkt jeder, werde auch interessant auf den Brettern erscheinen; aber mit nichten! Es können Dinge ganz hübsch zu lesen und hübsch zu denken sein, aber auf die Bretter gebracht, sieht das ganz anders aus, und was im Buche entzückte, wird uns von der Bühne herunter vielleicht kalt lassen. Wenn man meinen „Hermann und Dorothea“ liest, so denkt man: das wäre auch auf dem Theater zu sehen. Toepfer hat sich verführen lassen, es hinaufzubringen; allein was ist es, was wirkt es, zumal wenn es nicht ganz vorzüglich gespielt wird, und wer kann sagen, daß es in jeder Hinsicht ein gutes Stück sei? Für das Theater zu schreiben, ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß. Beides ist selten, und wo es sich nicht vereinigt findet, wird schwerlich etwas Gutes an den Tag kommen.“

Wie untergeordnet dieses Talent ist und wie wenig es mit wahrhaft dichterischer Kraft zu thun hat, wie ausschlaggebend wichtig es aber für die Bühnenwirkung bleibt — davon habe ich während meiner theatralischen Laufbahn unzählige Beispiele erfahren.

Vielleicht hatte eine gütige Natur es mir verliehen, jenes

Talent, jenes „Geschick in der Mache", wie man später zu sagen pflegte. Wenigstens ist mir mancher theatralisch wirkungsvolle Wurf gelungen, der sich vor den Lampen leidlich ausnahm, wenn man auch die kritische Sonde am Schreibtisch nicht anlegen durfte. Es ist ein specifisches Merkmal der älteren Schauspielergeneration und Schule, daß Alle über ihr Metier so mit sich selbst im Klaren waren, daß die Hervorragenderen unter ihnen jene Regeln praktischer Bühnenwirksamkeit, die sie als Schauspieler befolgten, gleichzeitig als dramatische Schriftsteller anwenden und damit höchst achtungswerthe Erfolge erzielen konnten. Das Gros des Mittelguts an Bedarf von effektreichen Bühnendichtungen ward damals von den Schauspielern selbst geliefert, welche somit die geistigen Unkosten des Theaters zu einem Theile und in einem Maße trugen, wie es später nie wieder erreicht worden ist, — was sehr zu bedauern bleibt, denn das Publicum wie die Künstler haben dadurch gleichmäßig eingebüßt.

So schrieben Großmann, Beck, Eckhof, Brandes, Schröder, Iffland und eine ganze Reihe Anderer wirkungsvolle, zum Theil sogar dichterisch schöne Bühnenstücke, von denen namentlich die Ifflandschen bis auf den heutigen Tag ein Prüfstein des Talents für die wahre schauspielerische Kraft geblieben sind.

Auch ich, in jener Zeit geboren und groß geworden, suchte mich nach schwacher Kraft dieser ehrenwerthen Reihe

anzuschließen und bestrebte mich, jeden neuen Versuch in dieser Richtung immer vollkommener zu gestalten.

„Weiberpolitik", ein Lustspiel in fünf Acten, zum ersten Male am 19. September 1799 von uns gegeben, gefiel durchaus; man wollte es für das beste bis dahin von mir geschriebene Stück halten. Also ermuntert, wagte ich es, meine Arbeit an Iffland zu senden, um dessen Urtheil zu hören. Seine Antwort, eine merkwürdige Charakteristik des Berliner Publicums, wie er es als Schauspieldirector seit drei Jahren kennen gelernt, enthaltend, theile ich hier auszugsweise mit. „Weiberpolitik" schrieb Iffland, „hat anziehende Sachen, allein ich lege Ihnen meine Erfahrungen vor, damit Sie beurtheilen mögen, was hier — für und wider das Stück spricht. Dafür spricht der komische Inhalt und mehrere Scenen von komischer, guter und wahrer Laune. Dagegen sprechen folgende Dinge.

Berlin läßt in allem Genuß des Schauspiels nicht das unbefangene Gefühl, sondern den Verstand vorwalten, daher Prüfung, wo Genuß; Grübelei, wo Vergnügen sein sollte, und daher Ungeduld, welche rasch verwirft, statt das Ende ruhig abzuwarten. Das Berliner Parterre wird sagen: daß ein Phlegmatiker durch Aerger über das Phlegma eines Andern curirt wird, ist schön und neu. Aber curirtes Phlegma ist ein Gegenstand für zwei Acte, nicht für fünf!

Sie können mir mit Grund antworten, daß Stücke gegeben sind, woran dieselbe Ausstellung zu machen war, und

daß dennoch diese Stücke nicht ohne Beifall gegeben sind. Allein entweder waren es Verfasser, deren bekannterer Autorname für sie bestochen hatte, oder die Stücke, bei weniger innerem Verdienst, hatten doch in ihrer inneren Oekonomie etwas, was den Geschmack dieses Parterre, wie es nun einmal ist, zu fassen wußte. Denn in der That, es ist damit eine eigene Sache!

Diese Dinge bestimmen mich, Ihnen leider das Stück zurückzusenden."

Ein Fehlschlag! Aber das ist das beneidenswerthe Erbtheil der Jugend, daß sie sich durch solche Vorkommnisse nicht niederdrücken läßt. Frohen Muthes trat ich in das neue Jahr, in das neue Jahrhundert, welches wir auf der Bühne durch eine von unserer ersten Schauspielerin gehaltenen Rede und durch ein Festspiel „Das neue Jahrhundert" einweihten. Das war auch eine Theatersitte, welche die Neuzeit — und wie mich dünkt, bedauerlicher Weise! — vertilgt hat, daß bei hervorragenden Gelegenheiten ein beliebter Künstler einige herzliche Worte, schlicht und prunklos, an das Publicum richtete. So wob sich zwischen Scene und Auditorium ein unsichtbares geistiges Band, welches Schauspieler und Zuschauer gleichsam einander menschlich nahe brachte. Dann mochten auch „Benefiz-Vorstellungen" einen wohlbegründeten, schönen Sinn haben, während dieselben in der Neuzeit zu einer inhaltlosen und daher widerwärtigen, an schnöde Bettelei gemahnenden Form herabgesunken sind.

Schlecht aufgeführt, aber dennoch durch die Nachsicht des Publicums freundlich aufgenommen, wurde am 21. Februar ein abermaliges neues Lustspiel in drei Acten von mir: „Das Geheimniß", und da auch mein „Sturm von Magdeburg" bei immer noch sehr hohen Einnahmen (durchschnittlich 150 bis 160 Thaler jeden Abend) ziemlich alle Woche ein Mal gegeben ward, so beherrschte meine Muse einigermaßen unser Repertoire. Weniger entschiedenes Glück als das letztgenannte Stück machte „Mathilde die Magdeburgerin", vaterländisches Schauspiel in fünf Acten und in Jamben von mir, welches am 11. Juli 1800 zum erstenmale gegeben wurde.

Wahrscheinlich um die nichts weniger als pädagogisch zu rechtfertigenden Wirkungen der Stücke ihres Mannes durch ein Gegengift zu mildern, hatte am 21. April Frau von Kotzebue geb. von Krusenstern einen merkwürdigen Wechselbalg auf die Bühne gebracht: „Die Hofmeister, Schauspiel in fünf Acten, für Eltern und Erzieher. Von Fabre d'Eglantine; frei übersetzt." Die breite Bettelsuppe trivialer Moral, welche die Dame unserm Parterre damit auftischte, mundete diesem jedoch ganz und gar nicht; desto mehr behagte ihm ein Schauerdrama, welches Kotzebue nach Bouilly bearbeitet hatte: „Der Taubstumme". Wir gaben es zur Feier des Geburtstages des Königs, am 3. August 1800; nach einer patriotischen Rede, welche den Abend eröffnete, sangen Schauspieler und Theaterbesucher im Chor das Lied: „Heil unserm König,

Heil!" welches an der Casse zum Besten irgend welcher Abgebrannten gedruckt verkauft wurde.

Das eintausendachthundertste Jahr sollte noch zwei große Freuden für mich in seinem Gefolge haben. Am 18. December, Abends 11 Uhr, gebar mir meine liebe Frau einen Sohn, welcher zehn Tage später in der deutsch-reformirten Kirche auf die Namen Philipp Friedrich Moses Paul getauft ward; fast gleichzeitig aber mit diesem kleinen Ankömmling erblickte ein neues Werk meiner Feder das Licht der Lampen, nämlich „Die Weihnachtsfeier", Schauspiel in vier Acten. Es hatte das Glück, sehr günstig aufgenommen zu werden. Mit wie frohem Herzen stimmte ich in den Choral „Nun danket Alle Gott!" mit ein, welchen Magdeburger Bürger in der Neujahrsnacht mit dem Glockenschlage Zwölf vom Balcon des Rathhauses erschallen ließen!

Der achtzehnte Tag des neuen Jahres 1801 brachte uns ein denkwürdiges Erinnerungsfest: Preußen beging die hundertjährige Wiederkehr des Datums der feierlichen Königskrönung Friedrich I. zu Königsberg. Wir leiteten an diesem Abend unsere Vorstellung mit einem von mir verfaßten Gelegenheitsstück: „Die Königs-Eiche" ein, welches bei der herrschenden gehobenen Stimmung so außerordentlich gefiel, daß man mich hervorrief. So glaubte ich es denn wagen zu sollen, dem König Friedrich Wilhelm III. eine Abschrift meiner Arbeit zu übersenden, worauf derselbe mittels eigenhändig unterzeichneten Cabinetsschreibens mit der Versicherung antwor-

tete: „daß die gute Bearbeitung des sehr glücklich gewählten Gegenstandes eben so sehr, als die Absicht des Verfassers Beifall verdiene, den Er mir gerne auf diese Weise zu erkennen geben wolle.“

Wenige Tage später that ich auf der theatralischen Laufbahn einen weiteren, bedeutungsschweren Schritt; ich unternahm im Verein mit einigen Collegen — Fabricius und Hostovsky an der Spitze — meine erste Gastspielreise.

Ueber die Zulässigkeit einer solchen, namentlich über die Frage, ob ich bereits Reife genug zu derselben besitze, konnte man verschiedener Meinung sein; um sicher zu gehen, fragte ich Iffland um seine Ansicht. Ich schrieb ihm, daß ich es für beneidenswerth halte, wie er alljährlich auf längere oder kürzere Zeit die Welt durchstreife und sich durch das Auftreten vor einem fremden Auditorio erfrische, um dann desto freudiger in den gewohnten Wirkungskreis zurückzukehren.

Er antwortete: „Sie werden bei dem Reisen verlieren — gewinnen; und, wie Goethe sagt: ob man Erbsen zählt oder Linsen, es kommt auf eins heraus. In uns selbst und etwa noch zwei Seelen liegt unsere Welt; das Uebrige —? Ach!

Wie sehr verkennen Sie meine Lage!! Was ich liebe, muß ich missen wenn der Augenblick gebietet, und oft wählen, was ich nicht liebe. Ein Director und ein Gesandter leben nicht für sich selbst!“

Wir werden solchen sentimentalen Anwandlungen Ifflands noch öfter begegnen.

Da der Meister mir nicht abgeredet hatte, so beschloß ich, bei meinem Vorsatze zu verharren. Wie der Peter in der Fremde wollte ich „nicht länger bleiben", sondern „durchaus fort in die Welt". Ich verabschiedete mich daher in meinem und meiner Theilnehmer Namen am 22. Januar von den Magdeburger Theaterbesuchern; am nächsten Morgen um sechs Uhr traten wir die Reise an, die uns nach Braunschweig (wo eben Messe war) führen sollte, welche Stadt wir — abgesehen von einem zerbrochenen Rade — ohne Unfall erreichten.

In Braunschweig gab damals eine französische Gesellschaft unter Direction der Madame Aurora Bursay und deren Gatten Monf. Fleury Vorstellungen. Sie war von Rheinsberg gekommen, wo sie vom Prinzen Heinrich von Preußen für dessen französische Comödie engagirt gewesen, und hatte ursprünglich klein angefangen, nach und nach aber, wie eine Schmarotzerpflanze, sich breiter ausgedehnt. Namentlich verstanden es Madame Bursay und eine Dlle. Duquesnoi trefflich, die damalige Modeneigung für französisches Wesen mit anderen Liebhabereien bei Hofe zu benutzen, und so hielten sie sich, zum Verdrusse der guten Braunschweiger, sieben Jahre in der Stadt, bis 1807, wo Hieronymus Napoleon sie nach Kassel an sein königlich westfälisches Hoftheater berief.

Diesen Franzosen mußten wir, als wir 1801 zur Meßzeit in Braunschweig spielen wollten, eine Abzahlung leisten, wogegen wir uns nicht sträuben konnten. Das Publicum

aber nahm unsere Partei, und wiederholt wurde, wenn für den nächsten Abend französische Comödie angekündigt ward, laut deutsches Schauspiel verlangt.

Mich selbst behandelte man in Braunschweig sehr liebenswürdig. Vor unserer ersten Vorstellung am 27. Januar („Johanna von Montfaucon") hatte ich die Antrittsrede zu sprechen; wie überrascht war ich, als ich mit lebhaftem Beifallklatschen empfangen wurde! Diese Theilnahme, welche mir während unseres ganzen Aufenthaltes in Braunschweig treu blieb, war mir deshalb im höchsten Grade angenehm, weil ich ja an eben diesem Orte neun Jahre zuvor meine theatralische Laufbahn begonnen hatte.

Wohlgewogen, wie Braunschweigs Bürger, war mir auch der Hof. Sämmtliche Fürstlichkeiten, unter ihnen der zum Besuch anwesende Erbprinz Carl Friedrich von Weimar, besuchten bei einer Vorstellung meiner „Weiberpolitik" das Theater und halfen mich hervorrufen; ja, Herzog Carl Wilhelm Ferdinand dankte mir für die ehrerbietige Zusendung meines „Sturm auf Magdeburg" durch Ueberreichung von zwölf Ducaten, die folgendem eigenhändig unterzeichneten Cabinetsschreiben vom 18. Februar 1801 beigefügt waren: „Vielgeehrter Herr! Ich danke Ihnen für den Ausdruck der guten Gesinnungen, die Sie mir in Ihrem heutigen Schreiben im Namen der Magdeburgischen Schauspieler-Gesellschaft haben bezeugen wollen. Ich ersuche Sie, derselben meinen

Dank zu versichern, so wie den Wunsch, daß der hiesige Aufenthalt ihnen einige Zufriedenheit gewährt haben möge.

Für das mir neulich zugesandte, mit so vielem Beifalle hier gegebene Drama, welches seinem Verfasser hohe Ehre macht, bin ich Ihnen sehr verbunden. Nehmen Sie die Einlage als einen geringen Beweis meiner Erkenntlichkeit an und sein Sie von der besonderen Achtung versichert, womit ich verbleibe

Ihr freundwillig ergebener

(gez.) Carl Wilhelm Ferdinand,

Herzog zu Braunschweig."

Unsere Trennung von Braunschweig erfolgte rascher als wir gedacht hatten, und zwar wurde sie beschleunigt durch den am 16. Februar eintretenden Tod der Herzogin Wittwe, Schwester Friedrichs des Großen. In Folge dieses Trauerfalls mußten wir die Bühne schließen und uns wieder nach Magdeburg zu unsern dort zurückgelassenen Freunden wenden. Nicht ohne mancherlei Anregung und Belehrung kehrte ich von Braunschweig zurück; namentlich hatte mich das Studium der französischen Comödie sehr gefesselt. Ein Herr Deligny war ein trefflicher Acteur, der mich — Einförmigkeit in der Modulation und Mimik abgerechnet — lebhaft an Iffland erinnerte und folglich meine ganze Aufmerksamkeit erwecken mußte.

In Magdeburg sollte wenige Wochen später kriegerischer Lärm sich entfalten; es war große Revue angesagt worden, welche der König selbst abhalten wollte. Am 17. Mai rückten

die ersten Truppen ein, Halberstädter und Hallesche Regimenter. An demselben Tage kam der Herzog von Braunschweig; am 25. König Friedrich Wilhelm mit der Königin Louise, den Prinzen Wilhelm und Heinrich. Die Prinzen von Braunschweig, Herzog Carl August von Weimar und der Erbprinz Carl Friedrich vervollständigten die stattliche Reihe erlauchter Häupter, die sich damals in Magdeburg versammelten.

Zur Feier der Anwesenheit des Königspaares hatte ich ein kleines Vorspiel: „Der junge Patriot" gedichtet, dessen Aufführung die Herrschaften am 28. mit ihrer Gegenwart beehrten; der König schickte nach der Vorstellung einen Adjutanten auf die Bühne und ließ mir sagen: Plan, Ausführung und Absicht des Stückchens sei edel und bezeuge achtungswerthe patriotische Gefühle; bei der Vorstellung habe sich Alles vereinigt, um den beabsichtigten Zweck zu erfüllen.

Kriegerischer Lärm außer, und — auf der Bühne! Das konnte damals die Losung sein, denn unlängst war Schillers Wallenstein-Trilogie herausgekommen, vom Comité sogleich erworben*) und von uns mit großem Eifer einstudirt worden.

*) Vollendet wurde der letzte Theil des „Wallenstein" im März 1799, am 20. April desselben Jahres zuerst in Weimar, am 17. Mai in Berlin gegeben. Muthmaßlich war der Erfolg dieses Dramas die Ursache, daß das Magdeburger Theatercomité mit Schiller eine nähere Verbindung suchte. Goethe schreibt dem Dichter unter'm 18. November 1799: „Loder läßt anfragen, ob Sie mit dem Anerbieten der Magdeburger zufrieden, Ihre Stücke dorthin geben wollten? Oder ob man

Daß der Erfolg ein großer, nachhaltiger war, bedarf wohl keiner Versicherung; diese wundervollen Dichtungen wirken durch sich selbst. Auch die ersten Weimarischen Aufführungen können nicht durchgehends tadelfrei gewesen sein, wenn man aus einer alten Theater-Anecdote Schlüsse ziehen darf. Dieser zufolge war Schiller, als er den „Wallenstein" zuerst auf die Weimarische Bühne bringen wollte, genöthigt, ein kleines Röllchen von einem Beiläufer spielen zu lassen, der ein Oesterreicher war. „Spielen Sie, so gut Sie können!" sagte Schiller zu ihm, „namentlich aber lassen Sie mir keinen Fuß aus!" — „Ei, wie werd' i!" antwortete der Oesterreicher, und blickte mit Sicherheit auf seine Beine. Als seine Scene nahte, wiederholte Schiller: „Nur keinen Fuß lassen Sie mir aus!" — „Eh laß' i Allens aus", antwortete Jener, „als meine Füß'!" und trat nun derb darauf ein. Die Einfalt amüsirte nicht wenig. — Guter Schiller; wie viele „Füße" sind Dir seitdem

---

den dortigen Theaterfreunden etwas mehr abfordern sollte?" Schon am nächsten Tage antwortet Schiller: „Die Magdeburger Herren sind Lumpenhunde, sagen Sie dies Lodern meinetwegen, und daß ich diesem Herrn Rathmann Fritze, an den er mich gewiesen, meine Meinung gestern geschrieben. Die Belege zu meinem Urtheil will ich morgen schicken, da ich jetzt eben die Briefe nicht gleich zur Hand habe." Daß später doch eine Einigung zwischen dem Dichter und dem Magdeburger Theatercomité erzielt sein muß, beweist die verhältnißmäßig frühzeitige Aufführung des „Wallenstein" und anderer Schillerscher Dramen, wovon F. L. Schmidt berichtet.

von manchem Künstler geraubt worden! Ganze Cadaver könntest Du vorfinden!

Im Gegensatze zu Schillers schwerterklirrenden, geharnischten Gestalten wagte ich es, am 27. Juli 1801 ein Frieden und Versöhnung in jedem Worte athmendes Drama auf die Bühne zu bringen, nämlich Lessings, bis dahin erst auf einem einzigen Theater aufgeführten „Nathan“.

Bekanntlich hatte der edle Dichter jene Stadt vor allen glücklich gepriesen, in der dieses herrliche Gedicht zuerst über die Scene gehen würde; Berlin hatte 1783, am 14. April, den Ruhm errungen, diese Stadt zu sein. Allein der Erfolg hatte dargethan, daß das Jahrhundert für Lessings Ideal nicht reif war: nur dreimal hatte der Director Carl Theophil Döbbelin das Meisterwerk geben können; dann war das Publicum ausgeblieben — unstreitig wesentlich aus dem Grunde verscheucht, weil Döbbelin, ein hohler Coulissenreißer, für die Darstellung der Titelrolle im allerhöchsten Grade ungeeignet war.

Unterdessen waren achtzehn Jahre, und deren zwanzig nach Lessings Tode verstrichen; war — so durfte man sich billig fragen — jetzt das deutsche Volk reif genug, den wunderwürdigen „Nathan“, das hohe Lied der Toleranz, verkörpert auf der Bühne zu schauen? Und wenn dies der Fall — waren unsere Kräfte, waren namentlich die meinigen hinlänglich, die Riesenaufgabe (ich spielte den Nathan!) nicht allzu unwürdig zu lösen?

Welche Freude, welcher Stolz für mich, als die Haltung des Publicums während jener ersten Aufführung zu Magdeburg mir bewies, daß ich diese Fragen mit Ja! beantworten durfte! Wie innig beglückt fühlte ich mich, als ich bei der Vorstellung sah, daß ich mich in meinen Hoffnungen auf den Erfolg dieses Abends nicht geirrt hatte!

So sollte ich also Recht behalten haben — gegen alle Zweifler. Denn die Meisten glaubten, unser Versuch würde scheitern; mir jedoch war es seit jener Zeit, wo Goethe und Schiller in ihrer dramaturgischen Laufbahn eine neue Periode begannen, indem sie Tragödien in Jamben schrieben, namentlich aber seitdem jene Dichter einen so sichtlichen Einfluß auf das Publicum gewonnen hatten, immer ein Räthsel geblieben, warum man nicht auch „Nathan" wieder auf die Bühne brachte. Ich behauptete immer (und ließ mich durch keinen Einspruch irre machen), daß dies Drama noch mehr gefallen müsse, als z. B. Schillers historische Stücke, weil der Stoff des „Nathan" jedem Menschenherzen näher liegt, als jener des „Wallenstein", und weil die Sentenzen Nathans, die sämmtlich aus der Erfahrung geschöpft sind, in jeder Brust ein Echo finden müssen. Ferner entspringen diese Sentenzen unmittelbar aus der Situation, aus dem Charakter, während Wallenstein — wie vortreffliche Phrasen er auch spricht — sie doch als Wallenstein häufig nicht sprechen müßte. Sie sind oftmals äußerlich, aufgeklebt, nur der Dichter wird, philosophirend, darin vernommen.

Das Magdeburger Parterre von 1801 schien ähnlich zu denken; wenigstens übertraf der Erfolg des „Nathan“ den des unmittelbar zuvor gegebenen „Wallenstein“ um ein Bedeutendes. Das Gedicht wurde von dem — freilich sehr gebildeten — Auditorium mit wahrhaft andachtsvoller Stille angehört und gefiel beispiellos; als der die Vorstellung des nächsten Tages ankündigende Schauspieler vor die Lampen trat, scholl ihm der laute Ruf entgegen: „man solle „Nathan“ wiederholen.“ Das geschah denn auch, und die Stimmung des Publicums war wo möglich noch enthusiastischer, als am ersten Abend. Dies, dünkt mich, beweist Alles, denn wohl war unser Parterre vorzüglich gebildet, allein man weiß, wie oft auch die „Gebildeten“ den Werth eines Dichterwerks verkennen!

Soll ich von mir selber sprechen, so muß ich sagen, daß mir an diesem Tage zu Muthe war, als ob ich mich in höheren Regionen befände und dort ein Schauspiel aufführte. In ähnlich gehobener Stimmung waren meine Collegen.

Die Einnahme, welche zum Besten der Mitglieder bestimmt war, betrug die vorher noch nie bei einem Benefiz dagewesene Summe von 269 Thalern 20 Groschen; nach Abzug der Tageskosten (25 Thaler 20 Silbergroschen) ward der Rest nach Verhältniß der Gagen getheilt. Zahlen beweisen; deshalb führe ich diese an.

Daß unsere Aufführung des „Nathan“ Sensation in den weitesten Kreisen erregte, läßt sich denken. Das Eis war ge=

brochen, der Beweis stand fest: Lessings Meisterwerk sei lebensfähig auf der Bühne. Und da der Mensch „ein nachahmendes Geschöpf“ ist, wie Schiller sagt, so folgten bald andere Theater dem von dem unsrigen gegebenen Beispiele; zuerst am 28. November 1801 das Weimarische, dann das Berliner, wo Iffland am 10. Februar 1802 das Drama spielen ließ und selbst die Titelrolle gab. In Weimar brachte „Nathan“ (für die Bühne eingerichtet von Schiller) einen ungetheilten, mächtigen Eindruck hervor; in Berlin jedoch habe, so erzählte mir Iffland später, trotz aller seiner Mühen der Erfolg an einem Haare gehangen und sei sogar beinahe durch ein heilloses Versprechen des Schauspielers, der den Sultan gegeben, gescheitert. Bekanntlich hat dieser zum Tempelherrn zu sagen: „Auch soll es Nathan schon empfinden, daß er ohne Schweinefleisch ein Christenkind erzogen!“ Der gedankenlose Berliner Darsteller aber sagte statt dessen: „daß er ohne Christenfleisch ein Schweinekind erzogen,“ worüber das Auditorium einen Augenblick unruhig wurde. Der Gesammteindruck war aber auch in Berlin ganz außerordentlich und von Dauer. So erwachte, nach achtzehnjährigem*) Todesschlaf, „Nathan

*) Dies ist nicht ganz genau. Nach C. Theoph. Döbbelin hatte ein Schauspieldirector Seipp, der „in dem neuen Schauspielhaus zu Presburg“ spielte, den „Nathan“ auf die Bühne gebracht, und zwar laut Gothaer „Theaterkalender auf das Jahr 1786“ (S. 205) „erst ohnlängst“, also — da die Beiträge zum Th.-Kal. bis Ende August in des Herausgebers Händen sein mußten — etwa im Juli 1785.

der Weise“ zu neuem Leben auf der Bühne, und ich darf sagen, daß vom 27. Juli 1801 an die dauernde Einbürgerung dieses classischen Stückes auf den Brettern, die die Welt bedeuten, zu datiren ist.

Wie tief aber an diesem Tage die Herzen aller Hörer von dem Inhalt des unvergleichlichen Gedichtes berührt wurden, zeige nachstehendes Billet eines angesehenen Magdeburger Arztes, welches ich noch am Abend nach der ersten Vorstellung empfing:

„Ich kann es meinem Herzen nicht versagen, Ihnen und Ihren Künstlern allen für die treffliche Darstellung des Meisterwerks unseres unsterblichen Lessing mit den innigsten Gefühlen meinen Dank zu sagen! Nie werden diese, für Verstand und Herz gleich gewinn- und genußreichen Stunden meinem Gedächtniß entschwinden; nie kann ich sie vergessen!“

Solche Tage, solche Aeußerungen belohnen für den, ach! so oft dornenvollen Beruf des Künstlers, der es ernst mit der Sache meint und nicht nur dem leeren Scheine nachtrachtet.

Drei Tage nach der zweiten Aufführung des „Nathan“ pilgerten wir unter Führung Fabricius' und Hostovskys, welche das Risico trugen, abermals nach Braunschweig — Wanderzüge, aus denen sich später die in den Annalen der Theatergeschichte wohlbekannte Magdeburgisch-Braunschweigisch-Helmstädtische Direction dieser beiden Männer entwickelte, welche mit einem Knalleffekt in des Wortes vollster Bedeutung tragisch endete. Fabricius nämlich erschoß sich im Jahre 1821

auf der Magdeburger Bühne, und zwar während einer Aufführung des „Don Carlos“. Als „Vermummter“ verkleidet, der dem Marquis Posa durch die Gitterthür den tödtlichen Schuß zuzusenden hat, schlich er auf die Bühne, richtete aber das (scharfgeladene) Pistol nicht auf den Darsteller des Posa, sondern auf die eigene Brust, drückte auf das Stichwort ab und sank todt zu Boden.

Auf unsern Wanderzügen aber war er damals noch der zuvorkommendste Camerad, wie denn überhaupt diese kleineren oder größeren Touren mit ihrer Poesie und Romantik unstreitig dazu beitrugen, die Mitglieder einander collegialisch näher zu bringen. Bei stabilen Bühnen kann man Jahrelang neben einander Comödie spielen und sich innerlich doch fremd bleiben; bei Wanderzügen ist Einer auf den Andern angewiesen und ein trauliches Band der Cameradschaft schlingt sich schnell — und sicher niemals zum Schaden der Kunst.

In Braunschweig gaben wir diesmal zuerst die Wallensteintrilogie; sie gefiel, aber lange nicht so nachhaltig, wie Ifflands „Mündel“, welche eine wahre Sensation erregten. Uebrigens ging unser Unternehmen in gewohnten Bahnen weiter; mir blieb viele freie Zeit, die herrlichen Kunstschätze zu betrachten, welche Braunschweig und das benachbarte — seitdem abgerissene — Schloß Salzdahlum, die Stätte, wo Friedrich der Große seine unglückliche Ehe einging, darbot. Der Custos des Schlosses, Professor Weitsch, ein liebenswürdiger alter Herr, dessen Herz aber für die Kunst noch jugendlich-

feurig schlug, war der leutseligste Führer durch alle vorhandenen Herrlichkeiten, welche jammervoller Weise durch Napoleon später zu einem nicht unbeträchtlichen Theile gestohlen sind.

Auch das Braunschweigische Museum, eines der ansehnlichsten im nördlichen Deutschland, mußte mich interessiren; am merkwürdigsten erschien mir das s. g. Mantuanische Gefäß, eine überaus kostbare Antike, welche schon Mithridates besessen haben soll und für welche die Kaiserin von Rußland noch unlängst 6000 Rubel vergebens geboten hatte. In seiner äußeren Form glich dieses acht Zoll hohe, aus einem einzigen Onyx geschnittene Gefäß einer oben und unten mit Gold eingefaßten Theekanne; auch wird muthmaßlich aus demselben der Ceres geopfert worden sein, deren Bild ich auf der Außenseite fand. Außerdem entzückte mich eine Cocusnuß, in deren Schale die Historie des alten und neuen Testaments von Albrecht Dürer geschnitten ist. Eine feinere Schnitzarbeit wird eine Menschenhand schwerlich wieder hervorbringen.

Nicht unbelehrt kehrte ich diesmal nach Magdeburg zurück, wo ich mich alsbald wieder in eine schriftstellerische Arbeit vertiefte. Der unlängst erschienene Roman: „Herr Lorenz Stark“ von Joh. Jak. Engel war mir in die Hände gefallen und hatte mich sogleich sehr gefesselt; ich glaubte zu erkennen, daß das Sujet sich trefflich auf der Bühne ausnehmen müsse. Um sicher zu gehen, befragte ich hierüber eine zuständige Autorität, nämlich Kotzebue in Weimar. Er antwortete mir, der „treffliche Lorenz Stark“ sei allerdings zu einer dramatischen

Bearbeitung sehr geeignet und Engel selbst habe das Werk anfangs dazu bestimmt, wie Kotzebue aus dessen eigenem Munde wisse. An dem guten Effekte sei wohl nicht zu zweifeln.

Nachdem ich solches Votum erhalten, ging ich mit regster Lust an's Werk und bald konnten die Rollen vertheilt werden. Die erste Aufführung fand am 25. December 1801 statt; am Weihnachtsfeiertage, dem deutschen Familienfeste par excellence, mochte sich die Vorstellung eines Stückes, welches ich „Die deutsche Familie“ genannt hatte, wohl schicken, und in der That übertraf der Erfolg meine Hoffnungen. Er hat später auch an andern Orten Stich gehalten, und namentlich war Iffland ein brillanter Vertreter des Lorenz Stark, ja, es knüpft sich eine der niedlichsten Anecdoten von ihm an diese Rolle. Als er in Bremen den Stark zuerst spielte, hatte er das Unglück, ein gar altklug sich geberdendes Großkind (Eduard Lyk) zu haben. Solche Aeffchen waren ihm sehr zuwider. Als daher der letzte Act kam, wo er dem Kinde einen Ducaten zu schenken hat, bemerkte er mit treffender Ironie: „Wenn es der alte Mann nur nicht übel nimmt, daß ich ihm einen Ducaten anbiete!“

Bei unserer Magdeburger ersten Vorstellung meiner „Deutschen Familie“ überzeugte ich mich vollkommen, daß — wenn von der Bühne einige Besserung und Belehrung der Menge ausgehen soll — der Weg der Satyre (versteht sich: der feinen!) der einzig richtige zu diesem Ziele ist. Lorenz

Stark kann zum Modell eines Hausvaters, eines Erziehers dienen. Und wie fängt es der Dichter an, uns den Charakter seines Helden von diesen beiden Seiten zu zeigen? Läßt er ihn in zärtliche Phrasen ausbrechen, um seine Vaterliebe zu bethätigen? Predigt Stark den Seinen moralische Sentenzen, wie man sie uns so oft von der Bühne herab aufzwängen will?

Wohl thut das Lorenz Stark — aber man achte nur auf seine Weise dabei! Ruhigen Gleichmuthes sehen wir ihn in fast allen Lagen; wo ihm etwas mißfällt, wo er zu tadeln findet, da schwingt er nicht pedantisch die moralische Geißel, sondern äußert seine Mißbilligung durch feines Spötteln, das aber immer mehr Gutmüthigkeit als Bitterkeit enthält. Es ist zu bewundern, wie viel er auf diesem — ich möchte sagen indirecten — Wege der Erziehung bewirkt, und wie er das Uebel auf solche Weise sicher beseitigt. Warum schlagen nicht alle Schauspieldichter diesen wahreren, amüsanteren Weg ein! Belehrung und Unterhaltung wäre dann dem Publicum in gleicher Weise geboten.

— Ein Vierteljahr verstrich, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorgefallen wäre; da erhielt ich in den ersten Apriltagen 1802 Urlaub zu einer Reise nach Berlin.

Dort erlebte ich des Ungewöhnlichen so viel, daß ich nicht schlechthin darüber hinwegeilen kann.

Zuerst war mir ein halber Tag der Rast in Potsdam merkwürdig, weil ich mich unwillkürlich durch den Anblick der

bekannten Straßen und Plätze zu einer Ruckschau in meine Vergangenheit aufgefordert fühlte. Wohl mir, daß ich mit ruhiger Seele zurückblicken und mir sagen durfte: daß die zuletzt verflossenen sechs Jahre mich in jeder Beziehung geläutert hatten. Nicht wenig hatte unstreitig meine Heirath dazu beigetragen; der rechte Mann wird erst zum rechten Manne an der Seite eines liebenden Weibes und als Vater; die Welt hatte sich mir aus dem Nomadenzelt zum festen Wohnsitze gewandelt, seitdem mir der Himmel Weib und Kind bescheert. Nicht ledig war ich mehr, wie vordem, doch frei — wahrhaft frei an Geist und Streben.

Dies etwa waren die Gedanken, unter denen ich in das Thor Berlins hineinfuhr; die Stadt selbst mit ihren graden, schönen Straßen machte auf mich wieder den freundlichsten Eindruck. Doch bekümmerte es mich wenig, daß ich diese Schönheiten in meinem Magdeburg entbehren mußte; nicht wo man lebt, sondern wie man lebt, macht den Reiz des Lebens aus.

Der Comödienzettel zeigte Bretzners „Räuschchen" und den „Tod des Hercules" an; letzteres Werk ein Melodram mit Musik und Text von Reichardt.

Ich stieg in einem der besseren Gasthöfe, dem „Fliegenden Roß" ab, kümmerte mich aber nicht viel mehr um das Logis sondern eilte, halb todt vom Rütteln des Wagens, von Wind und Wetter, dem neu erbauten (1817 abgebrannten) Schauspielhause zu.

Schon der Eingang verkündete ein königliches Gebäude; das Innere aber machte vollends einen großartigen Eindruck auf mich. Ich starrte die Gegenstände an, als wäre ich leibhafter „Landjunker" und „zum ersten Male in der Residenz"; nach und nach gewann ich die Ueberzeugung, daß edle Einfachheit und Geschmack sich nicht schöner vereinigen lassen, als dies hier geschehen war.

Da ich sehr spät kam, so war das „Räuschchen" bereits verflogen; die Symphonie, welche den „Tod des Hercules" einleitete, begann, der Vorhang rollte empor, und ich erblickte in Iffland nicht nur den Göttersohn Hercules, sondern auch den begünstigten Liebling Thalias und Melpomenes. Zum ersten Male sah ich den würdigen Künstler sich in der Sphäre der höheren Tragödie bewegen, und kühn löste er die schwere Aufgabe. Mit Grazie führte er den riesenhaften Hercules in den schwierigsten Situationen vor, ohne von der Männlichkeit dieses Colosses das Geringste aufzuopfern. Sein Spiel war wahrhaft poetisch, denn es entrollte ein frei aus dem Geiste des Künstlers geborenes, in sich selbst vollendetes Bild. Unvergleichlich schön war namentlich der Augenblick, wo Hercules zuerst die Wirkung des giftigen Gewandes spürt; hier zeigte auch die Musik einen edlen, großen Styl. Der Stoff des Stückes ist übrigens zur Dramatisirung völlig ungeeignet; nur durch das Spiel eines Iffland konnte das Schreckliche davor bewahrt bleiben, gräßlich zu werden. Die Handlung an sich ist schauderhaft und wirkt dadurch eigentlich

völlig unkünstlerisch; um so größer war der Triumph des Schauspielers.

Ich sprach dies offen gegen Iffland aus, der um meine Ankunft wußte und mich bereits am nächsten Morgen besuchte. Er war höflich genug, mir einige Gegencomplimente zu sagen. Der Augenblick, wo einst Schröder den seine theatralische Laufbahn eben beginnenden Iffland in Mannheim besuchte (wovon in dessen Selbstbiographie*) die Rede), stand lebhaft vor meiner Seele.

Um neun Uhr Morgens verließ mich Iffland wieder; eine Stunde später machte ich einen Besuch bei dem würdigen Professor Engel, der mich nicht nur als früherer Director des Berliner Theaters (das er vor Ifflands Zeit, 1787—1794, im Verein mit Ramler geleitet hatte), sondern auch als Verfasser des soeben erst von mir dramatisirten Romans „Lorenz Stark" lebhaft interessirte.

Ich wurde durch eine alte Haushälterin gemeldet, welche bemerkte: der Herr Professor lasse sich frisiren, mich aber dann in ein geschmackvolles Vorzimmer führte. Eben als ich begann, die daselbst aufgestellten Büsten zu betrachten, öffnete sich die Seitenthür, und drei einzelne lange Zähne kamen zum Vorschein, umgeben von ein paar dicken, herunterhängenden Lippen. Der Umriß des Kopfes war beträchtlich groß; die Backen senkten sich gleich den Lippen, doch waren sie von einer

*) „Meine theatralische Laufbahn", S. 111 fg.

freundlichen Röthe colorirt; das graue Haar hing ungeordnet um den Kopf. Der starke Körper war mit einem dickwattirten Schlafrock behangen, darüber schlotterte ein saloppier Pudermantel. Freundlich sprach diese Erscheinung zu mir:

„Ja, ich kann Sie doch nicht so lange da stehen lassen; es möchte mit dem Frisiren zu lange währen! Wollen Sie nicht herein kommen?“ — „Ich sei Schmidt aus Magdeburg“ hatte ich hineinsagen lassen; ohne indeß hiervon Notiz zu nehmen, nöthigte mich Professor Engel auf einen Sessel und begann die Unterhaltung mit mir, als ob wir schon lange Jahre vertraute Bekannte gewesen wären. „Es ist gut, daß Sie kommen“ sagte er mit Laune, wie er alles sagte: „im Frühjahr hätten Sie mich nicht mehr getroffen. Ich bin krank, ich bin herzlich krank.“

„Ihre Farbe scheint doch sehr gesund!“

„Ja, die Farbe, die gottlosen rothen Backen! Können Sie sich's denken? Seit einem Jahre bitt' ich Gott um Blässe; meinen Sie, daß er mir den Willen thut? Da, sehen Sie!“

„Ei nun, lieber Herr Professor, diese Laune bewirkt wenigstens, daß es mit dem Sterben im Frühjahr so geschwind noch nicht gehen wird!“

„Ja, die Laune; ich kenne mich, die wird mich nicht eher verlassen, als bis der letzte Hauch aus mir fährt. Denken Sie sich: da lieg' ich vor einigen Nächten und winde mich in den gräßlichsten Krämpfen, ich kann es zuletzt kaum mehr aushalten und gehe im Zimmer ein wenig spazieren; und mitten

im höchsten Schmerz sing' ich: „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher!" Was ist das nun? Mein Bedienter, der herzu kommt, sagt mir lachend: „Herr Professor, das ist wohl noch kein Sterbelied?" Nun endlich lassen die Krämpfe nach; ich lege mich wieder nieder, aber schlafen konnt' ich demohngeachtet nicht, denn nun dacht' ich die ganze Nacht darüber nach, wie es mir möglich gewesen sei, in dem heftigsten Schmerze zu singen!"

„Alle diese Aeußerungen beweisen mir, daß Ihre Krankheit doch wohl mehr ihren Sitz in der Einbildung habe."

„Was Einbildung! Ich bin ja sechszig Jahre alt; der Tod hat nachgerade ein Recht auf mich; es ist nichts mehr wenn man alt wird, das seh' ich an meinem Bedienten. Der Kerl ist siebenzig Jahre alt. Ja, es ist doch so gar nichts mehr mit ihm; die Beine sind noch flink, aber sein Gehirn — ich glaube das Gehirn verknöchert sich ordentlich im Alter. Neulich sollte er die Zeitungen weiter tragen; sie waren auf die Erde gefallen, ich zeige sie ihm; er versteht mich nicht und duselt im Zimmer herum. Ich werde etwas unmuthig; endlich findet er sie, bekommt einen rothen Kopf und geht hinaus."

„Ein Beweis, daß er Ambition hat!"

„Was Ambition! Das ist eine Narren-Ambition, das! Was braucht man sich denn zu schämen, wenn man alt wird? Das bringt ja die Natur mit sich! Die Engländer freilich sind solche Narren, die beschminken und bepinseln sich das Ge-

sicht noch im siebenzigsten Jahre, die Esel. Wozu das? Ich liebe zwar die Eselsfarbe nicht, indeß, wenn es doch einmal so ist —" (hier zog er einen Zopf seiner grauen Haare hervor und lächelte) „was soll man da thun?"

Die Frisur war nun fertig, der Friseur legte ihm den Fußsack vor das Sopha, er warf den Pudermantel ab und lehnte sich behaglich in eine Ecke. Es kam mir vor, als wäre er durch diese Entkleidung um zehn Jahre jünger geworden; der alte Herr saß sehr würdig da. Eine außerordentliche Schalkhaftigkeit trat in sein Auge, in welchem man sich gern spiegelte. „So muß das Auge des Lorenz Stark sein!" dachte ich. Wir kamen jetzt auf diese Dichtung zu sprechen.

„Ach, Sie sind wohl der Herr aus Magdeburg, der mit meinem Lorenz zu kramen gehabt hat?"

„Ja, Herr Professor!"

„Sagen Sie mir, macht sich denn das Ding?"

„Sehr gut; wir haben es viermal mit Beifall aufgeführt."

„Hm, ich habe immer geglaubt, es könne kein Glück auf der Bühne machen!"

„Erlaubten Sie mir wohl, daß ich das Stück Iffland mittheilte?"

Mit glühendem Auge fragte er hastig: „Wozu? Zur Aufführung?"

„Ja!"

„Nein, nein, da bitt' ich Sie, geben Sie das Stück nicht weiter!"

„Aber Iffland, dächte ich, würde den Lorenz sehr herrlich darstellen!“

„O ja; aber was hilft's, wenn da vorn auf der Bühne ein Licht brennt; es beleuchtet nur die Eselsköpfe im Hintergrunde! Werden nicht auch die Herren X. und Z.“ (er nannte Namen) „eine Rolle haben wollen? Und N.? Der Kerl kann keine Zeile mehr lernen, predigt, daß man davon laufen muß! Dann kommt auch der häßliche Y. und dann kommen die Weiber: Pip, pip! Um Gotteswillen nicht. Wir haben keine Schauspieler! Hier und da steckt wohl ein Kopf, aber sie können nicht zusammengebracht werden. Ich habe alle Theater bereist, ich habe nicht eine Actrice gefunden, von der ich sagen könnte: sie ließ mir Hoffnung, eine Actrice zu werden.“

Schüchtern nannte ich den Namen einer Künstlerin, die man in Berlin für entschieden brav hielt*) und bat um sein Urtheil.

„Das will ich Ihnen sagen!“ antwortete er: „ich will Ihnen die Arie aus Bendas „Romeo und Julie“ vorsingen, wie sie sie gesticulirte!“

Und er hub an: „Meinen Romeo zu sehen, spräng' ich in schäumende Fluthen!“ (Er fuhr mit dem Arm gen Himmel.) „Kämpfte mit reißenden Thieren!“ (Die Arme sanken

*) Friederike Bethmann? Sie hat in Berlin Bendas Julie gesungen. Wäre sie hier gemeint, so stände freilich Engels Urtheil in schroffem Widerspruch mit allen andern Nachrichten, welche wir über die Künstlerin besitzen.

zur Erde.) „Stiege zu Todten in's Grab, führe zum Sitz der Verdammten hinab!" (Die Hand schmetterte auf die Brust.) „Gehen Sie!" schloß er wegwerfend; „nichts mehr davon!"

Ich fragte den alten Herrn jetzt: ob Fleck es gewesen sei, der ihm zu dem Gemälde des Otto von Wittelsbach in seiner „Mimik" gesessen habe? „Nein," antwortete er, „das war Scholz*) in Breslau."

„War der also wirklich ein so großer Schauspieler?"

„Ja, ja, ja, das war er; nach Eckhof sah ich keinen größeren."

Er hatte Eckhof genannt; ich fragte also: ob dieser wirklich der große Mann gewesen sei, für den ihn seine Zeitgenossen hielten?

„Das war er!" sagte Engel mit Nachdruck, „war es selbst im höchsten Alter. Wenn er noch als hoher Fünfziger den Tellheim mit jugendlichem Eifer und feinstem Anstande gab, gerieth ich oft in Versuchung, ihn der Zauberei zu beschuldigen, denn sein Körper war bekanntlich klein und durchaus unansehnlich, die eine Schulter schief; dazu hatte er einen

---

*) „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze"; der Name dieses Schauspielers ist im Blum-Herloßsohn-Marggraffschen „Allg. Theater-Lexikon" nicht einmal genannt. Schröder schrieb „das Aufsehen, welches Scholz in dem kennervollen Berlin als Otto von Wittelsbach gemacht, bloß auf Rechnung der glänzenden Rolle und des ersten Eindrucks" wie (a. a. O. I. 160) Meyer erzählt, der aber auch hinzufügt, wie entschieden Scholz Engels „Musterbild" in dieser Rolle war.

kurzen Fuß, und sein Gesicht war runzlich. Allein sein Auge machte alles wieder gut; sein Auge und die Art wie er sich schminkte. Nie begriff ich aber, wie er in diesen Jahren noch die jugendlichen Töne im Rachen haben konnte. Auch den Odoardo Galotti hätten Sie von ihm sehen müssen; ich hab' ihn von dem großen Schröder gesehen, allein der machte eine Drahtpuppe daraus. Fleck spielte ihn recht artig, doch war er lange kein Eckhof! Herr!" sagte er und erhob sich aus der Ecke des Sophas, während sein ganzes Gesicht durch die Erinnerung an Eckhofs Spiel verjüngt zu sein schien: „auftreten mußten Sie ihn sehen! „Guten Morgen Claudia!" Hier schnallte er sich den Degen ab, reichte ihn Pirro und schob von der Seite freundlich auf sein Mütterchen zu, indem er ihr auf die Hand klopfte: „nicht wahr, das heißt überraschen?" — Aber weiter . . ." — und nun recitirte Engel die ganze Scene ohne Anstoß. Und mit welcher Feinheit, mit welcher unbeschreiblichen Biegsamkeit der Stimme! Der Eindruck wird mir unvergeßlich bleiben.

Jetzt kam das Gespräch auf andere Gegenstände; auf den guten König Friedrich Wilhelm, bei dem Engel einst als Lehrer fungirt hatte. Der König, versicherte mein Gewährsmann, sei nichts weniger als geizig, wie böse Zungen oft hätten behaupten wollen. Er führte sodann viele Beispiele von edler Freigebigkeit des Monarchen an.

Unter solchen Gesprächen waren uns fast drei Stunden verflossen, während deren ich wenig redete, aber desto eifriger

zuhörte. Später erfuhr ich, daß Professor Engel sehr selten so gesprächig gegen einen Fremden sei; ich bildete mir also nicht wenig darauf ein, daß er mich so liebenswürdig behandelt hatte.

Ich empfahl mich endlich, indem ich ihn versicherte, daß er mir die angenehmste Stunde, seit ich denken könnte, verschafft habe.

Hatte ich solchergestalt am Morgen den einstigen Lehrer des regierenden Königs besucht, so machte ich an demselben Tage, Nachmittags fünf Uhr, dem Erzieher des zukünftigen Beherrschers von Preußen, meinem alten Gönner Delbrück eine Visite.

Ich fand diesen trefflichen Mann noch ganz als den guten Magdeburger von ehedem. Seit bald zwei Jahren lebte er in Berlin, wohin ihn der Minister Graf Schulenburg-Kehnert im Auftrage König Friedrich Wilhelm III. berufen hatte, damit er die erste Jugend des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm leite.

Höchst interessant war es für mich, diese beiden jungen Herren kennen zu lernen, deren ältester, Friedrich Wilhelm, schlechthin „Fritz" genannt, damals sieben Jahre zählte, während sein jüngerer Bruder Wilhelm eben das fünfte vollendet hatte. Mit beiden wurde ich bald vertraut; dem Kronprinzen zeichnete ich ein Pferd und einen Hasen; er meinte aber, sie taugten nicht viel. Zu einer ernsten Betrachtung veranlaßte mich das Spiel der Knaben mit bleiernen Soldaten, welche

sie auf dem Tische aufmarschiren ließen. „Du kannst" dachte ich, indem mein Auge sinnend auf dem Kronprinzen ruhte, „diese Armeen dereinst in natura aufstellen — möge es stets zu Deines Volkes Heil sein!"

Der Prinz hatte einen Baum vor die Fahne geschoben. Auf meine Frage: wie dieser Baum zwischen die Soldaten komme? antwortete er flink: „Der Baum bedeckt die Fahne; so kann man sie nicht leicht durchschießen." Außerordentlich lebhaft, wie diese Antwort gegeben wurde, war des Kronprinzen ganzes Wesen; Prinz Wilhelm dagegen war von sehr sanfter, stiller Art.

Abends sah ich im Theater „Turandot", ein tragikomisches Märchen nach Gozzi von Schiller; ich verstand aber den Hauptacteur so wenig, daß der Eindruck nur sehr schwach war; prachtvoll dagegen erschien mir das chinesische Costüm, wie überhaupt die Anordnung des Ganzen der Direction eines Iffland würdig war.

Am nächsten Tage aß ich bei diesem zu Mittag. Sein Haus im Thiergarten war mit dem feinsten Geschmack erbaut und führte mit Recht in goldenen Buchstaben die Inschrift: „Tranquillitati" am Frontispiz. Ich fand an Ifflands liebenswürdiger, gütiger Frau eine feingebildete Dame, an ihm selbst den offensten, echt landsmannschaftlichen Freund und Berufsgenossen, sowie einen trefflichen Wirth. In den kleinsten Zügen sprach sich sein edles, deutsches Herz aus; noch sehe ich ihn, wie er nach alter Sitte den Pokal an der Tafel

gastlich herum gehen ließ, aus welchem Jeder den Labetrunk that. Verbannt war alles kleinliche Ceremoniell, ohne daß der Feinsinn und der Adel der Gespräche darunter gelitten hätte. Wie Wenige wissen so zu leben und zu genießen! — Nachmittags fünf Uhr fuhr ich mit ihm zur Stadt, um mich bei Delbrück zu empfehlen; die Prinzen fand ich an diesem Tage über alle Beschreibung liebenswürdig. Als ich dem Kronprinzen Adieu sagte, antwortete er: „Ei, Du kannst immer noch einmal wiederkommen!" Hätte ich meinem Herzen folgen dürfen, ich wäre gar nicht gegangen.

Allein — mich rief von hinnen Wort und Pflicht; nur zu rasch war mir meine Muße verstrichen, und Nachts um zwei Uhr trug mich der schwerfällige Reisewagen wieder aus den Thoren einer Stadt, wo ich einige sehr glückliche Tage verlebt hatte.

In Magdeburg versenkte ich mich sogleich wieder in schriftstellerische Thätigkeit, deren Frucht: „Der Schilderbaum, oder: Das erste Bürgerturnier zu Magdeburg; ein vaterländisches Lustspiel in vier Acten" am 9. Juli zuerst gegeben wurde.

Das Stück ward erträglich gespielt, fiel aber trotzdem durch. Ich setzte in diese Arbeit keineswegs hohen Werth, fand aber doch das ihr bereitete Schicksal zu hart. Allein wäre auch mein „Schilderbaum" unter aller Kritik gewesen, so hätte man ihn wenigstens aus Höflichkeit passiren lassen müssen: aus Rücksicht auf den patriotischen Gegenstand, durch

dessen Wahl ich dem Publicum immerhin meine Achtung bewiesen hatte, wenn auch hinsichtlich der Ausführung meine Kräfte hinter meinem Willen zurückgeblieben waren.

Indessen — eine kleine, aber festgeschlossene Clique hatte sich's einmal vorgesetzt, mich inhuman zu behandeln, und gedankenlos folgte das Publicum diesen Stimmführern, uneingedenk der mancherlei fröhlichen Stunden, die ihm sowohl meine Feder, als mein Spiel öfters verschafft. Aber Dank von einem deutschen Publicum erwarten — das heißt wahrlich zu viel fordern. Franzosen hätten nicht vergessen, was ich für sie gethan; sie hätten mein Stück vielleicht schweigend zu Grabe getragen — mais voilà tout. Ich aber hörte Stimmen, die da laut aussprachen: „Sollen wir solche Spielereien auf unserer Bühne dulden? Der Schmidt bildet sich wohl ein, er sei ein zweiter Kotzebue und könne so viel schreiben, wie dieser! Er muß gedemüthigt werden“ u. s. w.

Das also — sagte ich mir selbst — das ist der Areopag, von dem der redlich strebende Künstler und Schriftsteller sein Urtheil empfängt! Das Merkwürdigste war, daß einige Classen der Handlungsschule, Knaben von zwölf Jahren, die ein paar Bänke eingenommen hatten, mit pochten, wenn die Rädelsführer das Zeichen gaben, so wie sie geklatscht haben würden, hätten die Anderen hiermit begonnen. Das Pochen war ihnen aber neu und ergötzte sie sichtlich.

Der „Schilderbaum“ hatte für den nächsten Tag wieder annoncirt werden sollen, allein ich schickte hinaus und ließ —

„Die deutschen Kleinstädter“ ansagen, ohne daß jedoch das Publicum die Ironie gemerkt hätte.

Um diese Zeit erfuhr ich den am 28. Juni erfolgten Tod des würdigen Professors Engel und las einen Bericht über seine Beerdigung; als ich aus demselben ersah, daß Mädchen und Jünglinge an seinem Grabe den Gesang: „Wie sie so sanft ruh'n“ gesungen und weiße Rosen in das offene Grab gestreut hätten, konnte ich mich der Thränen um den verdienstvollen Mann nicht erwehren. Wie freute ich mich nun, ihn noch vor einigen Monaten kennen gelernt zu haben! So war seine Anrede: „Gut, daß Sie kommen; nächstes Frühjahr fänden Sie mich im Grabe!“ doch wahr geworden!

— Den Monat August des Jahres 1802 verlebten wir, der Messe halber, nach gewohnter Art in Braunschweig; ich konnte leichten Herzens ziehen, denn ein doch immer kritisches Familienereigniß lag unmittelbar hinter mir: meine Frau hatte mir am 20. Juli, Morgens vier Uhr, ein drittes Kind, eine Tochter, geboren, welche am 25. desselben Monats in der deutsch-reformirten Kirche auf die Namen Helene Franziska Margarethe Henriette getauft ward.

In Braunschweig studirte ich dieses Mal namentlich die französische Comödie. Das erste Stück, welches ich sah, war die Tragödie „Iphigenie in Aulis“. Aeußerst interessant war für mich ein in das Ballet eingewobener Faustkampf, der so schöne Gruppen lieferte, daß man hätte meinen sollen, die Fechter hätten emsigst die Antike studirt. Das Personal des

französischen Ballets war nicht zahlreich, durfte sich aber einiger sehr guten Mitglieder rühmen, nur eine Madame Mercier, welche nicht weniger als vierundfunfzig Jahre zählte, wirkte durch ihren Anblick immer störend auf mich, obwohl sie mit derselben — ja, mit mehr! — Leichtigkeit tanzte, wie die jüngeren Damen. Ich machte jedoch die Wahrnehmung, daß Tanz und ähnliche Kunstproductionen entschieden ein jugendliches Aeußere fordern, wenn sie nicht widerlich werden sollen.

Einige Tage später sah ich das aus dem Deutschen des Kotzebue übersetzte Rührstück „Misanthropie et Repentir“. Da ich dieses Werk im Original fast auswendig kannte, unzählige Male die Hauptrolle des Meinau darin gespielt, auch die französische Uebersetzung gelesen hatte, so war ich im Stande, das Spiel der Acteurs ganz genau zu verfolgen und will mein Urtheil darüber nicht unterdrücken.

Schon Iffland sagt in seinen Fragmenten: „Die Franzosen geben Vorstellungen, die Deutschen Darstellungen“. Ich finde in diesen Worten, so oft ich sie auch „unbestimmt“ habe schelten hören, den ganzen Maßstab für französische Schauspielkunst. Flüchtig und leicht, wie die Nation selbst, ist auch ihr Spiel. Ich rede hier nicht von jener Leichtigkeit in den Bewegungen (Pli, savoir vivre), die an sich sehr lobenswerth ist, sondern von jener Leichtigkeit und Flüchtigkeit, mit welcher der Franzose den darzustellenden Charakter berührt. Giebt der Darstellende einen Officier, so behängt er sich mit der elegantesten Uniform, die auch nach dem neuesten Schnitte

gemacht ist, schreitet stolz einher, begleitet die unbedeutendsten Worte mit den bedeutendsten Gesten, ist bis zum Ekel galant, und — der Charakter ist studirt. Kommt es hoch, so heben sie allenfalls eine Tirade heraus, die sie nach ihrer Art unübertrefflich declamiren. Schallender Beifall folgt dann fast immer — natürlich, denn der französische Zuschauer ist mit dem Acteur d'accord, während der Deutsche, der in der Regel nur Gaffer im Theater ist, sich ebenfalls durch jene flimmernde Methode blenden läßt und in ehrlicher Einfalt uns wohl gar den Fremden als Muster aufstellt.

Es liegt mir jetzt ob, dieses Urtheil mit Beweisen zu belegen. Ich brauche sie, wenn ich mich der Vorstellung von „Misanthropie et Repentir“ erinnere, nicht weit zu suchen.

Da ist zuerst der Auftritt Meinaus. Er hat in der Frühstunde einen Spaziergang gemacht, nicht etwa um die schöne Natur zu genießen, — denn auch für diese ist der wahre Menschenhasser nur in sehr geringem Grade empfänglich — sondern nur, um einmal einen freien Athemzug außerhalb seines Kerkers zu thun.

Mit verschränkten Armen tritt er auf, ängstlich irrt sein Blick auf dem Boden umher; gleich als schwebe ihm dunkel der Gedanke vor: da unten wärst du von allem Kummer befreit, da wärst du sicher, nie wieder einem Weiberantlitz zu begegnen. So vor sich hinschlendernd, trifft er auf Peter — und was ist natürlicher, als daß er zusammenfährt gleich einem Kinde, das sich vor dem Popanz fürchtet, und mit so

viel Schrecken, als Mißtrauen und Verdrießlichkeit im Tone den Bedienten fragt: „Wer ist der Mensch —?"

Wie trat dagegen der französische Meinau auf?

Mit festem Schritt, in einem Buche blätternd! — So sieht er Peter, und ohne eine Ahnung von jenem Tone zu haben, fragt er höflich: „Qui êtes Vous, jeune homme?"

Dem Spiele des Meinau muß überhaupt, bis auf wenige Stellen in der Erzählung seiner Vergangenheit, wo ihm das Andenken an diese wieder lebendig vor die Seele tritt, die größte Ruhe eigen sein.

Der französische Darsteller gesticulirte in Einem fort; bei der Erzählung seines Lebens arbeitete er sich förmlich ab. Da war keine Spur von dem festen, männlichen Meinau; er plapperte seine bitteren Schicksale mit feuriger Eile her und geberdete sich dabei wie ein Jüngling, der, unerfahren mit der Welt, jedem ersten Eindruck sich leidenschaftlich hingiebt.

Auch die Eulalie wurde arg vergriffen. Die arme, einsame Frau, deren Hauptcharakterzug die größte Anspruchslosigkeit ist, declamirte auf's Hochtönendste, und des Gesticulirens war kein Ende. Wie kann man bedeutende Bewegungen machen, wenn man sie zu Tausenden macht! Gesten müssen sparsam sein — ein Vortheil, den Iffland sehr wohl kannte. Die Geberden jener Französin waren Verzerrungen, ihre Ausrufe Geschrei, ihre Gesten furienartig, ihre Reue kindisches Gewinsel. So äußert sich der Schmerz einer Eulalie nicht! Wie der Edle auch im Zorn edel bleibt und sich eben

dadurch von der unedlen Natur vortheilhaft unterscheidet, so sind auch seine Aeußerungen des Schmerzes und der Reue vom Gemeinen fern. Man kann die tiefste Zerknirschung fühlen und doch dabei standhaft das selbstverschuldete Geschick ertragen; dieser Heroismus der Seele wird uns mehr Theilnahme einflößen, als Winseln und Geschrei — ein Kennzeichen eines feigen Gemüths, das wir verachten.

Kehre ich nach diesen Zwischenbemerkungen wieder zu unserm deutschen Theater zurück, so muß ich eines Umstandes gedenken, der vielleicht für Psychologen von besonderem Interesse ist. Während der Vorstellung der „Räuber" nämlich, am 4. Septbr. 1802, bekam ich als Franz Moor bei der Erzählung des Traumes ein so heftiges Herzklopfen, daß ich mein Ende nahe glaubte. Mein Puls stand völlig still. Es waren grauenvolle Augenblicke für mich — um so grauenvoller, als mir der Tod eines guten Bekannten, des Schauspielers Reinhard, plötzlich vor die Seele trat. Dieser war vor Kurzem auf dem Theater zu Breslau während seines Spiels, vom Schlage getroffen, todt zu Boden gestürzt. Mit einer Wehmuth, die ich mit nichts vergleichen kann, dachte ich an meine Frau, während mir seltsamer Weise kaum ein Gedanke an meine doch so heiß geliebten Kinder kam. Das Merkwürdigste aber und Räthselvollste war unstreitig, daß ich — während das soeben Erwähnte meine Seele mit Heftigkeit ergriffen hatte und lebhaft beschäftigte — meine Rolle ruhig zu Ende spielte!

Die Vorstellung der „Räuber“ war unsere letzte in Braunschweig; Tags darauf kehrten wir nach Magdeburg zurück, wo wir nach siebenzehnstündiger Fahrt Nachts um drei Uhr ankamen. Nun aber muß ich noch des sonderbaren Nachspiels zu meinem inneren Erlebniß auf der Bühne in Braunschweig erwähnen; als ich bei meiner Ankunft in die Stube trat, war die erste Frage meiner auffallend erregten Frau: „Also Du lebst doch noch —?!“ Sie war an jenem Abend des 4. September um die nämliche Stunde da ich mein Herzklopfen bekam, von einer unerklärlichen Angst befallen worden: „ich sei gestorben“, — kein Trost, kein Zuspruch hatte sie beruhigen können, bis ich selbst erschien und wir unsere Abenteuer austauschend, endlich mit Hamlet übereinkamen, daß es mehr Dinge im Himmel und auf Erden gebe, als unsere Schulweisheit sich träumt.

Eine der ersten Vorstellungen auf unserer Magdeburger Bühne war ein gegenwärtig mit wahrem Unrecht hintangesetztes einactiges Trauerspiel von Lessing: „Philotas“, dessen Titelrolle ich mir ausgesucht. Bei aller Bescheidenheit konnte ich mich doch des schmeichelhaften Gedankens nicht erwehren, daß so leicht kein deutscher Schauspieler es mir nachthun würde, zu derselben Zeit den greisen Nathan und den sechszehnjährigen Philotas zu spielen. Freilich war ich trotz aller Sorgfalt und Kunst der Kleidung wie des Spiels doch wohl nicht ganz der junge kriegerische Held; allein zurückstoßend glaube ich nicht gewesen zu sein. Den jugendlichen Ton zu treffen,

mich hurtig und gewandt zu bewegen — darauf wendete ich allen Fleiß und emsigstes Studium, so daß ich wenigstens sicher war, nichts ganz Verfehltes zu bieten.

Am 12. November machte ich trotz des letzten Fiascos auch wieder einen Versuch als Schriftsteller, oder vielmehr als Uebersetzer, indem ich Dieulafris Lustspiel: „Défiance et malice“ unter dem Titel: „Der bestrafte Argwohn“ auf die Bühne brachte. Die Arbeit — bei der ich meinen Namen streng geheim gehalten hatte — gefiel sehr, was mir einige Genugthuung gewährte. Auch machte es mir Freude, daß mein Studium der französischen Sprache, mit dem ich erst vor acht Monaten begonnen hatte, mir schon jetzt so angenehme Früchte trug.

Den Februar benutzte ich zu einer Gastspielreise nach Stettin, wo ich herzlich empfangen und herzlich wieder entlassen wurde, so daß ich schöne Tage dort erlebte. Auf der Hinreise verweilte ich einen Tag in Berlin und machte hier dem Collegienrath von Kotzebue meine Aufwartung, der mich sehr liebenswürdig aufnahm.

Ich fand in ihm einen feinen Weltmann; auch seine Frau, der er mich sogleich vorstellte, war sehr gütig gegen mich. Wir sprachen viel über den Vortrag von Jamben auf der Bühne, und Kotzebue war mit mir der Meinung: daß der Vers hörbar anklingen müsse. Er bearbeitete eben die „Schule der Frauen“ nach Molière, wobei er meinte: die Art, dieses Lustspiel in deutsche Knittelverse zu bringen, sei die einzig mög-

liche, um das Komische des Stücks und die Versification der Franzosen in der Uebersetzung wieder zu geben.

Iffland suchte ich Abends im Theater auf. Gütig wie immer, erzählte er mir, wie der König so eben seinen Entwurf einer allgemeinen Pensionsanstalt für das Nationaltheater gebilligt habe, und wie deshalb fortan eine Controle über den künstlerischen Werth der Schauspieler geführt werden solle, nach welcher dereinst die Größe der Pension bemessen werden würde — eine Idee, welche freilich, so viel ich weiß, weder in Berlin, noch irgendwo anders wirklich ausgeführt worden ist.

Ueber dem Geplauder mit Iffland versäumte ich den ersten und zweiten Act des „Hamlet“, der an diesem Abend, und zwar in neuer Gestalt, nämlich in der Uebersetzung A. W. Schlegels gegeben wurde. Diese interessirte mich außerordentlich, ich fand aber doch, daß sie entschieden nicht auf die Bühne gehöre — ein Urtheil, von dem ich auch jetzt, bei reiferen Jahren, im Wesentlichen nicht abweiche. Wortgetreu übersetzt, kann Shakespeare nur den Denker befriedigen, nicht den Zuschauer im Theater; ja, ich bin überzeugt, lebte der große Dichter jetzt, er selbst würde der Erste sein, seine Stücke den Forderungen der modernen Bühne anzupassen.

Dieser „Hamlet“ mit seinen zwanzig und einigen Verwandlungen zerstörte jede Illusion; um so mehr, als einige Prospecte hängen blieben und bei einer Verwandlung ein hal-

des Dutzend unversehens sichtbar gewordener Damen mit aufgehobenen Röckchen eiligst in die Coulisse lief.

Die Aufführung selbst war mittelmäßig. Namentlich mißfiel mir der Hamlet, der seine Rolle mit geradezu beleidigender Kälte ausführte; und giebt es eine reizbarere Seele, als die des Hamlet? Wahre Schwermuth fehlte ihm durchaus; er war höchstens ein Brummbär, eigensinnig und starrköpfig. Völlig verfehlt war die Ermordung des Oldenholm, oder wie er hier hieß, des Polonius im vierten Acte. Die bedächtige Seele Hamlets, die sich aus Furcht, der Geist sei ein böser Dämon, vier Acte lang gegen die Ermordung des Königs gesträubt hat, — diese Seele ist noch erfüllt von der durch das Schauspiel so gut als völlig erhärteten Gewißheit über die Ruchlosigkeit des Claudius. So kommt Hamlet zu seiner Mutter; durch die Wendung, die das Gespräch gleich anfangs erhält, wird sein Gemüth noch stürmischer aufgeregt. Haß, Rache, Verachtung — alle Leidenschaften sprechen aus ihm; in dieser Aufregung, wo die eigene Mutter gegen ihn um Hilfe ruft und Oldenholm versteckt antwortet — nur in dieser ungeheuren Aufregung kann Hamlet den raschen Entschluß fassen, den Antwortenden, den er fälschlich für den König hält, zu ermorden. Gedanke und That sind bei ihm eins, und zwar folgen sie so blitzschnell auf einander, daß er nach des Dichters Vorschrift durch die Tapete sticht.

Was that unser Berliner Hamlet?

Kalt und gleichgiltig ging er zur Thür, öffnete sie, zog

dann in aller Ruhe seinen Degen und verübte den Mord! — Ein gröberer Mißgriff ist kaum denkbar.

Da ich die Nacht zur Fahrt benutzte, so langte ich am nächsten Tage zeitig in Magdeburg an. Der Frühling ging dort nach alter Weise hin; im Juni kam der Regisseur Opitz von Dresden auf kurze Zeit zu uns, um Gastrollen zu geben.

Während der Anwesenheit dieses Künstlers passirte im Theater ein unerhörter Vorfall. Längst schon bestand unter der Gesellschaft eine gewisse Gährung; Unzufriedenheit der Actionäre mit dem pecuniären Ertrage des Theaters trat dazu, kurz, die Verhältnisse kamen allmählich in's Schwanken.

Am 9. Juni nun, nach der Vorstellung des Goldonischen Lustspiels „Der Lügner“, hatte ein Unzufriedener die Stirn, sich von seinem Sitze zu erheben und mit lauter Stimme die Anforderung zu stellen: „Herr Regisseur Schmidt solle erscheinen.“ Ich trat vor den Vorhang und hörte mich gefragt: „wie man dem Schauspieler Möller die Rolle des Florindo hätte übertragen können?“ Obwohl durch das Unerwartete dieser Interpellation etwas aus der Fassung gebracht, entgegnete ich doch fest: „daß der Directionscirkel die Vertheilung der Rollen zu bestätigen habe, weshalb ich nicht dafür verantwortlich sei. Ueberdies habe Herr Opitz selbst der in Rede stehenden Besetzung zugestimmt, da Herr Möller für die Partie des Florindo eine sehr glückliche Individualität mitbringe.“

Oefteres Beifallsrufen unterbrach diese Rede, man entließ mich endlich mit lautem Bravo. Der Vorfall hatte nach

keiner Seite hin weitere Folgen, er zeigt aber, mit wie miß-
trauischem Auge das Publicum schon damals das Institut zu
betrachten begann.

Was unsern Gast, Herrn Opitz betrifft, so war er ein
Dutzendschauspieler vom reinsten Wasser, nämlich ein solcher,
der in keiner Rolle Hervorragendes leistete, ohne jedoch in
einer geradezu zu stören. Seine Tugenden sind erschöpft, wenn
man ihm nachrühmt, er habe gut, oder wenigstens leidlich
memorirt, habe auf der Bühne nichts gradezu Sinnwidriges
gethan (wiewohl als Hamlet oft gesprochen!) und im Uebri-
gen in Rollen geglänzt, die sich, wie man zu sagen pflegt,
„von selber spielen". Wie leicht man aber der Menge böh-
mische Steine für Brillanten verkaufen kann, wenn man sich
durch coulissenreißerische Kunstgriffe in einen gewissen Nimbus
hüllen mag, das zeigte sich auch hier, denn Herr Opitz fand
Beifall, ja, am Schlusse seines Gastrollencyclus lohnte ihm
sogar ein Hervorruf! Ich konnte in das allgemeine Urtheil
nicht einstimmen, sondern fand das Spiel wie die Gesten des
Fremden höchst bedeutungslos; seine Leistung schien mir dem
Abhaspeln eines auswendig gelernten Pensums zu gleichen;
alles war äußerlich, gemacht, keine Spur von Geist und
Originalität.

Das möglichst vollständige Aufgehen der Persönlichkeit
des Darstellers in den vorzuführenden Charakter war es aber,
was ich zeitlebens als die höchste Aufgabe unserer Kunst an-
gesehen habe. So konnte es mir denn freilich einst in Mag-

deburg begegnen, daß ich mit einer Lieblingsfigur von mir, dem Antoine in dem Schauspiel „Jean Calas", mich so völlig identificirte, daß ich bei Bavaisses Worten: „Ich will Dir Deine verlorene Jugend, die Freuden Deiner Kindheit wiedergeben!" plötzlich heftig zu schluchzen begann; meine ganze Seele war aufgelöst, ein Thränenstrom rann über meine geschminkten Wangen. Als der Auftritt zu Ende war, machte ich mir freilich heftige Vorwürfe, daß die Kunst sich so hatte von der Natur entwaffnen lassen, während diese doch unbedingt unter der Herrschaft jener stehen soll.

Bald nach Opitz' Gastspiele errang ich einen neuen literarischen Erfolg: „Das Portrait des Cervantes", ein Lustspiel in drei Acten, von mir nach dem Französischen übersetzt, gefiel trotz einer spottschlechten Aufführung. Die lieben Collegen plapperten ihre Rollen — wiewohl das Wesen einer Lustspielaufführung auf der Geschwindigkeit des Zusammenspiels beruht — papageienartig dem Souffleur nach; so hatte man doch Comödie gespielt! „Um neun Uhr ist ja doch alles aus!" ist das Motto dieser Leute. Gott, was für Schauspieler giebt es! Keine Ahnung haben sie, wie es in der Welt zugeht; daß Bauer und Minister einander nicht am Aermel zupfen dürfen, sollte man doch wissen, wenn man „Menschen" darstellen will!

Feinheiten sind leider freilich nur zu oft Caviar für das Volk; ich sah es wieder so recht, als am 13. August die berühmte Sängerin Madame Mara ein Concert gab. Kunst-

fertigkeit, Stärke und wunderbar seelenvoller Klang des Tons waren hier zum schönsten Bunde vereinigt, dazu sang sie ohne alle Affectation. Ihre theoretischen Kenntnisse waren enorm; von jeher hatte sie danach getrachtet, das Schwerste gleich vom Blatte zu singen; sie pflegte sich daher die schwierigsten Violinconcerte auszusuchen, um solche prima vista mit ihrem Instrumente, der Kehle, auszuführen. Charlatanerieen aber huldigte sie so wenig, daß die guten Magdeburger beinahe gar kein Beifallszeichen laut werden ließen! Nun, die Mara wird sich durch den Cassenrapport getröstet haben; die Einnahme betrug 522 Thaler.

Im neuen Jahre brachten wir unserm Publicum sogleich eine Gabe vom höchsten Werth, nämlich Schillers „Braut von Messina“, zum ersten Male bei uns aufgeführt am 13. Januar 1804. Seit Langem war ich mit einer Vorstellung nicht so zufrieden gewesen, wie dieses Mal. Jedweder schien wenigstens eine Ahnung von der Erhabenheit dieser Tragödie zu empfinden.

Ich selbst überzeugte mich, daß die Einführung des Chors in die stylvolle Trauerspieldichtung unter gewissen Bedingungen von hinreißender Wirkung, ja, ganz an ihrer Stelle sei. Ebenso erlebte ich — oder vielmehr, meine unter den Zuschauern befindliche Gattin — den entschiedenen Beweis, daß der Chor auf das Gemüth jedes sinnigen Hörers den mächtigsten Eindruck macht. Eine Frau aus dem guten, mittleren Bürgerstande — keine schöngeistige oder blaustrümpfige Halb-

wisserin — sagte nach dem Abtreten des Chors (der damals Allen eine völlig unerwartete Erscheinung war): „Ah, nun merke ich! Die sagen so, was man wohl denkt!“ Spricht diese naive Bemerkung nicht Schillers ganzes „Vorwort“ aus?

Den Eiferern wider den Chor, den Regel-Händlern, die sich in ihrer Beschränktheit so gefallen, daß sie nicht weiter sehen w o l l e n, als ihr Auge reicht, möchte ich mit dem Chor selber zurufen:

„Das Gesetz ist der Freund der Schwachen;
Alles will es nur eben machen,
Möchte gerne die Welt verflachen!“

Wären nicht Schillers und Goethes geniale „Regelwidrigkeiten“ gekommen — wie sähe es um Deutschlands Literatur und Theater aus!

Mit der Darstellung meines „Don Caesar“ war ich zufrieden; eine große Seltenheit bei mir, sobald es sich um die Aufführung eines neuen Stückes handelt. Gewöhnlich beschäftigt mich da das Ganze zu sehr, und darüber vernachlässige ich den Theil, den ich zum Ganzen zu liefern habe.

Leider wurden die besseren Vorstellungen jetzt bei uns immer seltener; die Disciplin lockerte sich in bedenklicher Weise; schamlose Intriguen halfen, sie völlig zu untergraben. Es kam vor, daß Schauspieler sich so betranken, daß sie Abends, statt sich in der Garderobe einzufinden, um sich zu kleiden, in ihrem Bette schnarchten. Ich erinnere mich eines Falles, wo ich selbst in verzweifelter Wuth zu einem solchen Trunkenbolde

hinstürzte; was sollte ich aber sagen, wenn mir die Gattin dieses Würdigen mit der unter heißen Thränen hervorgeschluchzten Versicherung entgegentrat: „ihr Mann habe einen plötzlichen Anfall von Irrsinn bekommen und schlüge Alles zu Boden, was sich ihm nähere!" Ich unternahm dennoch das Wagestück, zu ihm zu gehen, und fand den Mann — sinnlos betrunken. Um ihn bestrafen zu können, ließ ich einen Arzt kommen, der diese Thatsache attestiren mußte.

Man schreibt und spricht wohl viel Schlechtes über unsern Stand, dem freilich oftmals Unrecht geschieht, — aber bei Licht besehen, taugt das Komödiantenvolk meist in der Wurzel nichts.

Sollte ich doch auch um eben diese Zeit ein rechtes Freundschaftsstückchen von einem biederen Collegen erfahren! Freund Fabricius, der schon lange mit Neid auf meine begünstigte Stellung geblickt, hatte nicht geruht, bis er es durch Intriguen dahin gebracht hatte, daß ihm unter dem Vorwande, mich zu entlasten, ein Theil der Regie übertragen wurde, was natürlich zur großen Freude Hostovkys die Folge hatte, daß ich mein Amt sofort gänzlich niederlegte. Fabricius und Hostovky, par nobile fratrum, konnten wenigstens gegenseitig nicht über ihre Unfähigkeit Klage führen, denn sie verstanden Beide nichts von der Sache, wie ja auch später ihre verunglückte Directionsführung genugsam dargethan hat. Das Amt eines Regisseurs ist wahrlich nicht leicht; ein solcher muß in allen Zweigen der dramatischen Literatur sattelfest sein und die mit dieser ver-

wandten Wissenschaften mindestens als Dilettant kennen; die französische Sprache muß er ganz, die englische und italienische wenigstens in ihren Grundzügen inne haben. Nächstdem habe er eine Uebersicht vom ganzen mechanischen Theile des Theaters, sowohl in Hinsicht auf das kleinste Setzstück, als auf die Tracht jeder Nation; endlich besitze er ein gutes Gedächtniß, um stets das Ganze im Auge behalten und selbstthätig überall eingreifen zu können. Diese Forderungen erfüllte aber weder Herr Fabricius, noch Herr Hostovsky.

Es ist wahr, wäre ich minder reizbar gewesen, der Conflict wäre nicht gekommen, hätte nicht gleich so acute Gestalt angenommen. Dennoch aber habe ich mir über mein Verhalten nie einen Vorwurf gemacht. Länger denn sieben Jahre hatte ich das Interesse der Direction uneigennützig, unverdrossen nach meinen Kräften verwaltet; hätte das Wesen mir eigenthümlich zugehört, ich hätte ihm nicht treuer, nicht sorgsamer vorstehen können. Bei magerem Gehalt hatte ich Freud' und Leid mit der Direction getragen, hatte ihr als Regisseur im Ganzen 293 Stücke in Scene gesetzt, ihr dabei als Schauspieler wesentlich genützt, ja, als Dichter mit dem „Sturm von Magdeburg" allein mehrere Tausend Thaler für sie verdient. Wie verzeihlich ist unter diesen Umständen ein gesteigerter Grad von Selbstgefühl!

Die letzte Vorstellung unter meiner Regie war „Nathan der Weise"; daß der Zufall grade dieses Stück an die Scheidegrenze meiner gewohnten Thätigkeit stellte, war mir sehr lieb.

Am Tage nach dieser Vorstellung stand ich vor dem Richter. Die Sache war aber sehr unverfänglich für mich; ich war als Zeuge in einer vom Theater gänzlich unabhängigen Sache vorgeladen und würde auch kaum noch daran denken, hätte ich nicht an diesem Tage meinen ersten Eid schwören müssen.

Auch diese Handlung fand ich, wie die meisten kirchlichen oder religiösen Ceremonien, zur leeren Förmlichkeit herabgesunken. Während einige Referendarien in den Acten blätterten, Stadtneuigkeiten besprachen u. s. w., wandte sich einer derselben zu mir und las mir die Eidesformel, welche ich nachzusprechen hatte, ganz mechanisch und ausdruckslos vor.

Was könnte, was müßte der Eid bewirken, wenn er ernster, würdiger aufgefaßt würde! Man führe — so denke ich mir das Ideal dieser Sache — den Eidesleister in ein schwarz ausgeschlagenes, durch wenige Lichter sparsam erhelltes Zimmer; der Richter besitze die Gabe der höchsten Beredtsamkeit. Mit Wärme erkläre er den Zweck des Eides, sage, wie schändlich und unwürdig es sei, überhaupt die Wahrheit zu verletzen, wie tief aber der Mensch gesunken sein müsse, der die Unwahrheit noch durch einen Eid erhärte. Alle Drohungen mit künftigen Strafen lasse man fort; wer an ein Gericht nach dem Tode nicht glaubt, (und Glauben läßt sich nicht erzwingen!) verlacht die Drohung als eine leere; wer aber daran glaubt, wird ohnehin, und namentlich wenn er sich noch der weltlichen Strafen für den Meineidsfall erinnert, die Wahrheit sagen.

Das beste Mittel, falsche Eide zu verhüten, liegt aber unstreitig in der Hand der bürgerlichen Gesellschaft. Jeder Meineidige werde — sobald sein Frevel kund wird — von seinen Mitbürgern geflohen, geächtet; jede Zunft, jede Innung, jeder Clubb schließe ihn von sich aus, er sei vogelfrei! Ginge dieser Grundsatz in Fleisch und Blut der Gesellschaft über — wie viel Unheil würde da verhütet!

Ende März erbat und erhielt ich einen kurzen Urlaub, den ich benutzte, meine Eltern in Hannover zu besuchen. Frau und Kinder waren mit von der Partie. Wir nahmen den Weg über Braunschweig und Hildesheim, aber die Landstraße war bodenlos; wir blieben gewiß ein Dutzend Male stecken, hatten jedoch immer das Glück, daß ein vorüberfahrender Postillon oder ein zufällig des Weges kommender Bauerwagen ausspannte und uns aus der Klemme half.

In Hildesheim sah ich zum ersten Male in meinem Leben eine Procession, die damals, als das bis zur Säcularisirung (im Jahre zuvor) unermeßlich reich gewesene Bisthum noch in fast ungeschmälertem Glanze strahlte, höchst pomphaft ausfiel; es folgten dem Fürstbischof nicht weniger als vierzig und einige Domherren, ungerechnet die Canonici, Vicarien, den Propst und den Dechanten. Vorangetragen wurde von einem als Christus verkleideten Bauerburschen das Kreuz; er bekam für diese Mühe, wie mir später ein Domherr sagte, neun gute Groschen Conventionsmünze.

Eine lange Reihe von Landleuten und ärmeren Bürgern,

s. g. „kleinen Leuten“, schloß sich der Procession an; vornehmere, gebildetere Katholiken fehlten gänzlich. Ich will über den in Rede stehenden Religionsgebrauch als solchen nichts sagen; daß das gemeine Volk eine sinnliche Religion haben will, daß es den Absichten des fanatischen Clerus durchaus entspricht, den Cultus der Sinne um jeden Preis zu befördern, freies Forschen und Denken aber zu hindern, weiß Jedermann. Aber Wunder nahm es mich doch, als ich sah, daß es dem Volke offenbar ganz gleichgiltig blieb, wenn es bemerkte, wie die Gebildeten, Vornehmeren ihrer Religionsgenossen sich von den leeren Gebräuchen völlig fern hielten und dadurch ihre Geringschätzung solcher Aeußerlichkeiten deutlich zeigten. Ob den Bauern denn niemals der Gedanke kam, daß eine Sache, wie diese Procession, deren sich die besser unterrichteten Katholiken offenbar schämten, unmöglich eine vernünftige und gute Sache sein konnte?

Solchen Fragen nachdenkend oder darüber mit meiner Frau plaudernd, erreichte ich mit meinen Lieben endlich die theure Vaterstadt, welche ich seit acht Jahren nicht gesehen hatte. Vor den Thoren derselben erwarteten mich schon zwei meiner Schwäger; sie ließen den Wagen Halt machen und luden uns ein, mit ihnen einen Morgenimbiß auf dem Döhrener Thurme zu nehmen — einem Wirthshause nahe vor Hannover. Wer schildert unsere freudige Ueberraschung, als wir in die Gaststube traten und meine ganze Familie dort versammelt fanden!

Alle sahen gottlob wohl und blühend aus; wie aber soll ich den Empfang beschreiben, der mir von meinem alten Vater zu Theil wurde! Gleich einem Jüngling trat der sechsundsiebenzigjährige Greis mir entgegen; mit welchen Gefühlen stürzte ich in seine Arme! Wie dankte ich Gott für die Fülle von Gesundheit, die er dem alten Manne geschenkt hatte!

Nicht minder herzlich als ich selbst ward auch meine Frau empfangen, die im Augenblicke Aller Herzen gewann. Mit dem sehnsuchtsvollsten Entzücken aber riß der Vater sein Pathenkind und Enkelchen, meinen dreijährigen Philipp, in seinen Schooß! Den ganzen Tag kam der kleine Schlingel nicht mehr von Großpapas Knieen, die ihn gar lustig zu schaukeln wußten.

Nachdem der Morgenimbiß eingenommen worden, legten wir endlich die kurze Strecke Weges zurück, die uns noch von Hannover trennte.

Ich fand die Stadt von Franzosen occupirt, die den Einwohnern eine überaus drückende Last waren. Obwohl der Géuéral commandant en chef officiell bekannt gemacht hatte, daß der Wirth seiner Einquartierung nichts als das Salz zu liefern und ihr, auf Verlangen, das Essen zu kochen habe, so beanspruchte der gemeine Soldat doch erstlich Caffee, sodann ein tüchtiges Frühstück, Gemüse zu dem viertel Pfund Fleisch, das er täglich vom Regimente bekam u. s. w. u. s. w. u. s. w. — Ja, es war in dem Nachbarhause mei-

nes Vaters, wo ich während meines Besuchs Wohnung gefunden hatte, vorgekommen, daß der Franzose meiner Wirthin unter Drohungen die Gabel vor die Füße geworfen hatte, „weil sie nicht rein geputzt sei;" ein andermal hatte er das Essen sammt dem Kochgeschirr zum Fenster hinausgeschleudert, da es ihm nicht fett genug gewesen war. Der Hausherr hatte sich deßhalb bei der (aus Hannoverschen Bürgern gewählten) Municipalität beklagt, mit dem Bemerken: daß der Soldat mit dem ihm vorgesetzten Essen, an welchem auch die eigene Familie des Quartiergebers sich sättige, doch um so mehr zufrieden sein dürfe, als er nur Salz zu fordern habe. Statt aber gegen Unverschämtheiten der Occupationstruppen Abhilfe zu gewähren, hatte der Municipalrath nur ein Achselzucken zur Antwort gehabt. „Das ist Alles ganz wahr" lautete der immer wiederkehrende Refrain bei ähnlichen Klagen, „aber sehen Sie zu, daß Sie mit den Leuten in Güte fertig werden." Daß eine große Anzahl Hannoverscher Bürger unter solchen Umständen ihre Vaterstadt verließ, konnte mich nicht befremden.

Recht interessant war für mich das Schauspiel einer Parade, der ich beiwohnte, und bei der die Generalität — darunter der später so berühmt gewordene Berthier — wie bei uns der König, nebst Suite erschien. Musik empfing sie und das Wirbeln von Trommeln, welche mir auffielen, weil sie kaum halb so groß waren, wie die preußischen. Sehr stattlich sahen die Uniformen aus, die ganz neu und von billig-

stem Tuche waren; man hatte es nämlich in Hannover — erbeutet.

Die vielgepriesene „Egalité“ der Franzosen bemerkte ich übrigens unter den Soldaten der Republik (dies war Frankreich damals noch) durchaus nicht; der Gemeine präsentirte, wie bei uns, vor dem Officier; außer dem Dienste entblößte er das Haupt. Auch sah ich nie Officiere und Gemeine zusammen gehen, was von deutschen unklaren Köpfen, die sich als Schwärmer für die republikanische Staatsform aufspielten, stets behauptet worden war. Selbst im Theater markirte sich der Unterschied des Ranges ganz bedeutend; der Officier ging in den Restaurationssaal und erfrischte sich, der Gemeine oder Unterofficier hingegen betrat diesen Raum nie, sondern trank an einer fliegenden Punschbude, die sich auf dem Corridor befand, seinen Rum oder Arrac.

Die Frechheit der Soldaten gegen die Hannoveraner beschränkte sich aber nicht auf das Quartier und die Zeit außer Dienst; man erzählte von einer Insulte, die dem alten General Wangenheim, der in Ostindien so brav gedient hatte, an einer öffentlichen Stelle begegnet war. Der französische Höchstcommandirende, General Desolles, hatte nämlich eines Abends Empfang, zu dem sich auch Wangenheim einfand; als dieser den aufgestellten Doppelposten passirte, präsentirte die eine Wache vor der Hannoverschen Uniform, aber nicht etwa ernsthaft, sondern spielend und gleichsam wie zum Hohn, während der zweite Posten, der nicht präsentirte, über die

Narrethei seines Kameraden dem General Wangenheim grade in das Gesicht lachte. So trieb es die „große" Nation, die Generalpächterin der Höflichkeit und anderer Cardinaltugenden, anno 1804 in Deutschland!

Unterdessen nahte mein Urlaub seinem Ende, und der Tag kam, an welchem der Valetbissen gegessen werden mußte. Ich fürchtete die Trennung vom Vater, daher schied ich schnell ... mein Auge aber konnte ich nicht eher von ihm wenden, als bis das rasche Gefährt uns von dannen geführt hatte.

Den Rückweg nahmen wir über Helmstädt, und hier, wo wir einen halben Tag Rast machten, benutzte ich die Zeit, um den berühmten Hofrath und Professor Beireis aufzusuchen. Meine Frau begleitete mich auf dem Gange zu dieser merkwürdigen Persönlichkeit, die ja auch auf Goethe einen so starken Eindruck gemacht hat.

Mit zuvorkommender Freundlichkeit zeigte uns Beireis einen Theil seines seltenen Kunstcabinets; die größte Merkwürdigkeit war ihm aber gar nicht einmal bekannt: er war es nämlich selbst. Sein Aeußeres war altmodisch, mindestens um siebenzig Jahre zurück; er trug eigenes, stark gepudertes Haar und zwei aufgesteckte Locken an jeder Seite, die ihm fortwährend um die Ohren flogen. Er zählte 74 Jahre; dessenungeachtet war er von außerordentlicher Lebhaftigkeit. Mehr als zwanzig Mal sprang er von einer Erzählung ab, um ein Kunstwerk u. dergl. zu erklären, aber immer nahm

er den ersten Faden richtig wieder auf. Wir beschäftigten uns vorzüglich mit seinen Gemälden. Er hatte die Schwachheit, vorzugeben, daß alle seine Stücke Originale seien und Könige und Kaiser darum gefeilscht hätten. Dabei besaß er eine außerordentliche Selbstliebe; viel that er sich auf einen Prolog zu Gute, den er zu irgend einer Gelegenheit extemporirt hatte u. s. w. Auch wollte er eine Oper componirt haben, und was dergleichen Schnurren mehr waren. Ein schätzenswerther Mann war er bei alledem, voll reeller Kenntnisse, dabei ein sehr freundlicher Wirth. Er regalirte uns mit Caffee und bedauerte, nicht mehr thun zu können, da ihn um sechs Uhr das botanische Collegium, das er der Jahreszeit wegen nicht aussetzen dürfe, abriefe. Sein Bedienter durfte von den Fremden kein Geld nehmen, weil er ihn gut gestellt, ja, noch testamentarisch für ihn gesorgt hatte. Zu den ärmsten Kranken ging Beireis selbst, oft mitten in der Nacht. Nur von den Reichen ließ er sich bezahlen. Dies Zeugniß gab ihm unser Wirth, und darum war es um so unverdächtiger. — Wir sahen im Hause des Professors einen Rafael: „Christus, nach seiner Auferstehung das Brot brechend", ein Meisterstück der Malerei, von welchem der Besitzer erzählte, daß es einst ein Hund angebellt, und später abermals ein anderer Hund das Nämliche gethan habe. „Deshalb" sagte er, „muß es wohl die höchste Täuschung erregen." Seufzend setzte er hinzu: „So weit ist es nun, Hunde darf ich nicht mehr in's Haus lassen! So weit ist es!" —

Er hatte dieses Stück im Entrée stehen und sagte, er stärke sich an dessen Anblick, wenn er von seinem Tagewerke erschöpft nach Hause komme. Außer dem Rafael besaß Beireis noch eine heilige Katharina von Correggio, gleichfalls ein wunderherrliches Bild.

Dann sahen wir drei Automaten, die Herr von Vaucanson angefertigt: einen Flötisten, einen Trommelschläger und Pfeifer zugleich, und eine Ente, die fraß und verdaute, jede Bewegung einer natürlichen Ente nachahmend. Der Flötenspieler bewegte selbst die Lippen nach Maßgabe des Tones; bald spitz, bald eng, bald weit. Man erstaunte über die Größe des menschlichen Verstandes und Fleißes, der Solches geschaffen.

Auch eine Rechnenmaschine, von einem Pastor unweit Stuttgart verfertigt, war merkwürdig; man konnte hier die vier Species beliebig arbeiten lassen. Wir operirten mit einer Summe von zehn Millionen, die in einem Augenblick addirt und subtrahirt ward. — Mit der Empfindung des höchsten Staunens nahmen wir Abschied von Beireis und dessen Merkwürdigkeiten.

Meine Antrittsrolle in Magdeburg nach meinem Wiedereintreffen war der Macbeth. Zum ersten Male entdeckte sich mir der Unterschied zwischen der gegenwärtigen Regie und meiner früheren in erschreckender Deutlichkeit. Trompetenstöße, Signale, Glockenläuten und ähnliche Zeichen kamen, soweit der Dichter sie vorgeschrieben hatte, allerdings richtig zu Ge=

hör, aber Alles, was er nicht vorgeschrieben hatte, fehlte — und wie viel fehlt dann nicht in einer Vorstellung! Da sah man z. B. nichts von Etikette und Ceremoniell an der Königstafel oder im Gefolge Duncans bei dessen Kommen und Gehen; alle diese und ähnliche Feinheiten mangelten.

Und bei solchen Zuständen hatte die Direction noch den Muth, Iffland zu Gastrollen einzuladen! Er machte auf der Rückreise von seiner und meiner Vaterstadt Hannover längere Zeit Rast in Magdeburg; ich schwelgte in genußreichsten Stunden, die mir sein Spiel, seine Unterhaltung verschafften. Nach Hannover war er geeilt, um dort am 19. Mai unvermuthet zum Namenstage seiner Schwester und zum silbernen Hochzeitsfeste seines Bruders, des Stadtdirectors von Hannover einzutreffen — eines Bruders beiläufig, der den um zehn Jahre jüngeren August Wilhelm, den Künstler, in der Jugendzeit ziemlich hart behandelt hatte. Aber Iffland war viel zu versöhnlich, um dies später noch in der Erinnerung zu behalten; sein stark entwickelter Familiensinn, einer der schönsten Züge seines im tiefsten Grunde edlen Charakters, hätte kein Schmollen gelitten.

So war er denn auch jetzt nach Hannover gereist, um die Seinen zu überraschen. Peinlich ängstlich hütete er das Geheimniß seiner Ankunft zu dem frohen Familienfeste, welches es zu feiern galt: „an der Herzenswonne des plötzlichen Einbruchs liegt mir Alles, Alles, Alles!" schrieb er mir.

In reichstem Maße hatte er sie gekostet, diese Herzens-

wonne, und beglückt, beseligt in dem Gedanken an die soeben durchlebten schönen Tage, traf er am 23. Mai bei uns ein und trat am 25. zuerst als Wallenstein in den „Piccolomini" und „Wallensteins Tod" (am 26. Mai) auf. Es herrschte nämlich damals noch auf den deutschen Bühnen die gute Gewohnheit, ein von dem ersten Dichter der Nation als zusammengehörig hingestelltes Ganzes auch beisammen zu lassen, nicht aber „Wallensteins Tod" abgetrennt, ohne die „Piccolomini" zu geben. Später rissen gewissenlose Theaterroutiniers, welche nichts anerkennen, was nicht in ihre armselige Schablone paßt, die herrliche Dichtung pietätlos auseinander und verwiesen die „Piccolomini" als „bühnenwirkungslos" (d. h. es sind keine Schreirollen und Paradepferde darin) in die Rumpelkammer der Archive. Was Schiller! Was Classicität! Was Achtung vor dem Genie des Dichters! Wir wissen das besser; es lebe die Coulissenreißerei, das hohle, hohlköpfige Comödiantenthum!

Iffland — wie jedem redlich denkenden Künstler — waren solche Manöver ein Greuel. Ihm galt die Sache, nicht die Person; so war es wenigstens damals noch mit ihm, wenn auch später sein vieles Gastiren an diesem Sachverhältniß gerüttelt haben mag. Er war Virtuos im Gastreisen; scheute er als Königlicher Schauspieldirector mit 6000 Thalern Gehalt sich doch nicht, selbst an kleinen Orten, wie in Halle u. s. w. Declamatorien zu veranstalten, in denen er den Wernerschen Luther und den zercomponirten Weber-

Schillerschen „Gang nach dem Eisenhammer" vortrug! Bei seiner anscheinend unverwüstlichen Gesundheit (der er denn auch in der That zu viel zugemuthet hat, so daß sie brach) war es ihm ein Leichtes, wie er es damals in Magdeburg that, vom 25. Mai bis 15. Juni zweiundzwanzig Abende hinter einander aufzutreten und fünfundzwanzig Rollen (darunter zwei Schillersche und eine Lessingsche) zu spielen. Daneben mußte er doch auch den Proben mit beiwohnen, und immer lag die Last einer ausgebreiteten Correspondenz auf seinen Schultern.

Iffland bekam für zwölf Rollen zweihundertvierzig Stück Friedrichsd'or; außerdem hatte er freies Logis, bestehend aus einem Wohn- mit anstoßendem Empfangszimmer, einem Schlafzimmer mit zwei Betten und noch einem Zimmer mit einem Bett. Visiten machte er sehr wenig, Diners vermied er ganz und Soupers meistentheils, außer etwa im engsten Kreise, wie ich denn die Freude hatte, den großen Künstler am 31. Mai nach der Vorstellung des meisterhaft von ihm gespielten Essighändlers bei mir zu sehen.

Wie sehr mir der treffliche Mann nach seinem Scheiden fehlte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Aber auch ich — so durfte ich mir schmeicheln — war nicht sogleich aus Ifflands Gedächtniß entschwunden. Wenigstens schrieb er mir am 11. Juli aus Berlin: „Sie denken etwa, ich habe Magdeburg, Sie und Alles, was damals war, vergessen? Nein, das ist nicht! Eine Fluth von Arbeiten, Widerstre-

bungen, Forderungen, Thorheiten und Ernst ist seitdem an mich herangedrungen! — — —

Ich danke Ihnen herzlich für Alles, was Sie mir gewesen sind und was in Ihrem Innern mir bleibt! Mühsam war mein Dortsein, aber doch hat das Ganze einen sehr angenehmen Eindruck in mir zurückgelassen. Die Höflichkeit der Gesellschaft, die Ruhe und Unterscheidung im Publicum, der richtige Ton der Darstellungen, der Friede in meiner Wohnung, einige Spaziergänge und Fahrten wo stilles Leben uns umgab, einige ganz einsame Spaziergänge um den Dom herum — besonders ein Memento mori, wo ich Nachmittags allein in den Kreuzgängen war und zwar das letzte Ende des Menschenuhrwerks oder wo seine Räder wieder eingreifen werden, nicht erfuhr noch ahnen konnte, aber wo es mir unter den Ausruhenden doch gar nicht unheimlich war; dann das Gewühl beim Tagesverkehr in den engen Gassen, wo man wie eine Maske im bunten Contretanz des Lebens umhergetrieben ward, wo ich zuerst den Gedanken aufgriff, das ganze Leben wie einen Ball anzunehmen, wo man nur dann sich recht wohlgefällt, wenn man ohne Falsch das Seine thut, daß Andere sich wohlgefallen — Alles das hat mir in der Stille sehr wohlgethan!

Ja, mein Freund! Der Künstler, der das Domportal erbaute, hat keinen schwierigeren Bau unternommen, als ich dort den Bau an mir selbst. Ich hatte mich sehr fallen lassen, die Ornamente verloren ihren Anstrich, ganze Seiten

waren verwittert, das Fundament begann sich auszufügen Ich war fast nur eine leidliche Ruine!

Aus der Fülle des Verwandtschafts-Sinnes empfing ich Leben, aus der Rechtlichkeit des vaterländischen Wesens wieder Kraft, in der Stille von Magdeburg konnte ich nach und nach den gesunderen Menschen wieder anlegen. Ich konnte prüfen, vergleichen, mir Wahrheit sagen und beschließen. Das Alles ist geschehen. Nehme ich vielleicht Braunschweig oder Wien aus, so wird dies das letzte Jahr meiner Kunstreisen sein. Das Ganze hat etwas, das ich nicht mag, das meinem Innern widersteht. Drei, vier Rollen — möchte sein. Das Mehrere? Ist vom Uebel!

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und freuen Sie sich Ihrer lieben schönen Kinder. Vergrollen Sie sich mit der Direction nicht tiefer. Ja nicht, ja nicht! Ich werde redlich den Augenblick für Sie ergründen. Aber das Menschenleben war stets ein Stückwerk, die Welt von heute wird ein Stückelwerk. Ist es doch, als könnte man auf Menschen und Begebenheiten, die ehedem ihr Quartal doch aushielten, kaum Nachmittage zählen. Darum verderbe man nicht, was irgend Haltbarkeit hat. Reg.-Rath Guischard hat mehreres Gutes. Man muß mit solchen Leuten zwischenliegendes Uebel glatt versenken und sie auf ihrem Wege einfach nehmen, wie sie sind. Den Humor, der die Wiege des Künstlers ist, begreift kein Geschäftsmann.

Leben Sie wohl! Gedenken Sie meiner und sein Sie gewiß, daß der beste Wille für Sie und Ihr Wohl in mir ist."

Zwei Dinge, die in diesem Briefe erwähnt werden, sind später niemals in Erfüllung gegangen: daß nämlich Iffland das Gastspielreisen aufgegeben hätte, und daß mir ein Engagement nach Berlin, wofür er sich wahrhaft interessirte, zu Theil geworden wäre. Dagegen führte der Monat Juli einen Mann durch Magdeburg, der später von größtem Einfluß auf mein Geschick werden sollte: den Hamburger Schauspieldirector Herzfeld. Noch aber waren die Verhältnisse in Magdeburg nicht so, daß ich schon jetzt meinen Abgang nahe geglaubt hätte. In der That sollten auch noch fast zwei Jahre vergehen, ehe ich mich von dem mir theuer gewordenen Magdeburg trennte.

Manche bittere Erfahrung mußte ich dort noch machen; der herbste Schlag, der mich traf, war aber wohl das Ableben meines treuen Freundes Pitterlin. Ein edles Gemüth, ein scharfsinniger Kopf ging mit ihm zu Grabe. Sein Wissen war außerordentlich; in drei, vier ganz heterogenen Fächern hätte er einen hervorragenden Platz einnehmen können. Er hatte sich für die Muse der Tonkunst entschieden und hing ihr leidenschaftlich an; Theorie und Praxis, Geschichte und Aesthetik der Musik waren ihm gleich geläufig. Es war eine Lust, sich von ihm eine Partie einstudiren zu lassen; das Erlernen der Noten war das Mindeste, aber mit staunenswerther Klarheit und Feinheit wußte er die Schönheiten einer Composition aufzudecken und nachzuweisen, warum der Tonsetzer grade so und nicht anders verfahren. Wie viel=

fältige, immer fruchtbringende Anregung ich dem trefflichen Manne verdankte, fühlte ich erst, als ich ihn verloren hatte — wie man ja so oft im Leben den Werth einer Sache erst schätzen lernt, wenn man sie eingebüßt hat.

In Theatralibus ging unterdessen Alles mehr und mehr den Krebsgang. Was zuvor nie dagewesen war, kam jetzt oft und öfter vor: wir spielten vor so leeren Bänken, daß die Tageskosten nicht eingingen. Eine Theaterrevolte aber, wie am 28. October 1804 erlebt wurde, hatte ich noch nie gehört. Ein romantisches Schauspiel in vier Akten: „Der weibliche Abällino, oder das Mädchen in vielerlei Gestalten", von einem Unfähigen aus Braunschweig, Namens Sievers, verfaßt, wurde von Anfang bis zu Ende dermaßen ausgepocht, wie ich es nie wieder vernommen habe. Schon, als ich noch die Regie führte, hatte die Direction dieses Stück geben wollen; ich hatte aber entschieden erklärt, ich könne nicht nur meinen Collegen nicht zumuthen, ein solches Machwerk zu lernen, sondern auch dem Publicum nicht, es zu sehen. Mein Votum hatte nichts gefruchtet; Fabricius, minder fest als ich, hatte liebedienerisch sein Möglichstes zu thun versprochen, blamirte aber sich, uns und das Institut, so daß das Publicum wahrhaft aufgebracht das Theater verließ.

Die Umstände waren kritisch genug, als ich eben jetzt mit einem neuen Producte meiner Feder wieder hervortrat, zu dem ich durch Iffland angeregt worden war.

Er hatte nämlich bei seinem letzten Aufenthalte in Magde-

burg Rathmanns Geschichte der Stadt gelesen (Chroniken waren seine Lieblingslectüre) und gefunden, daß die Belagerung im Jahre 1551, wo Magdeburg wegen Verweigerung der Annahme des Interim geächtet und durch Moritz von Sachsen eingeschlossen wurde, ein interessanter Stoff für die Bühne sei. Wohl mußte ich zugeben, daß Iffland im Ganzen nicht unrecht habe, aber es war mir doch klar, daß freie Erfindung bei der Bearbeitung dieses Gegenstandes das Meiste thun müsse.

Große Lust zur Uebernahme der Arbeit beseelte mich keineswegs, indessen besprach ich doch — wie ich zu thun pflegte — den ganzen Plan mit meiner Frau. Diese nun hatte einen außerordentlich glücklichen Einfall.

Daß zwei Hauptfiguren, Albrecht, ein kühner, für sein Bekenntniß muthvoll einstehender Magdeburger, und dessen Eheweib Maria in den Vordergrund der Handlung geschoben werden mußten, war mir klar; meiner Frau Phantasie aber schuf noch eine dritte, ungemein wirkungsvolle Gestalt, nämlich den Knaben Martin, und hatte dabei die schöne, wahrhaft poetische Eingebung: daß Luther selbst ihn getauft haben müsse.

Wie ungemein effectvoll sich diese Idee verwerthen ließ, liegt auf der Hand; eine solche jugendlich-muthvolle Erscheinung, deren Haupt des großen Reformators Name gleichsam wie eine Aureole umwob, mußte sogleich alle Sympathieen für sich gewinnen. Mich selbst begeisterte die Erfindung die-

ses Martin und der Erfinderin spornendes Wort so sehr, so leidenschaftlich kann ich sagen, daß in vier kurzen Wochen Plan und Ausführung des Stückes fertig war, und zwar so, daß ich fühlte — und in diesem Gefühle wirklich Recht behalten habe! — ich würde niemals etwas Besseres zu schreiben im Stande sein. In der That ist das Schauspiel nicht von der Bühne verschwunden bis auf diesen Tag; und nicht etwa wird es nur in Magdeburg oder dessen nächster Nähe gegeben, wo locale Gründe für die stete Wiederaufnahme des Stückes sprachen und sprechen.

Wir gaben „die Belagerung von Magdeburg“ sogleich an sechs aufeinander folgenden Abenden, und ich hatte die Freude, als Darsteller des Albrecht vielen Beifall zu ernten. Als Verfasser des Stücks hatte ich mich nicht genannt, wodurch ein nobler Zug meiner Widersacher zu Tage trat. Ehe das Schauspiel nämlich vom Stapel lief, verbreiteten sie: „Schmidt habe es verfertigt; es werde also wohl danach sein;“ als es aber gefallen hatte, behaupteten ganz die nämlichen ehrenwerthen Leute: „das Stück könne unmöglich von Schmidt herrühren; dazu sei es viel zu gut.“ Unterdessen hatte ich die stille Genugthuung, daß wir doch wenigstens wieder einmal vor zahlreich besetztem Hause spielten; meine Arbeit brachte in den ersten sechs Vorstellungen 907 Thaler 13 Groschen ein, und immer wurden die Hauptscenen: die brennende Flotte, die Schneedecoration, der Rückzug der Truppen in weißen Gewändern, und namentlich die Huldigung des Kurfürsten auf dem alten Markte laut beklatscht.

Da ich einmal von meinen Autorerfolgen spreche, so sei erwähnt, daß die Uebersetzung eines einactigen Lustspiels nach dem Französischen, die ich „Ein Stündchen außer dem Hause“ betitelt hatte, am 7. December allgemein ergötzte.

Zwei Novitäten von recht ungleichem Werthe eröffneten das neue Jahr 1805: am 13. Januar gaben wir ein gräßliches Schauerdrama von Zschocke: „Die eiserne Larve“, und acht Tage später — Schillers wundervollen „Tell“, der unlängst erschienen war. Bernhard Anselm Weber hatte die Musik dazu geschrieben; unsere Mitglieder — ich muß es rühmend sagen — nahmen sich löblich zusammen, so daß eine den Umständen nach nicht schlechte Vorstellung geliefert wurde. Den Tell spielte ich; es war an diesem Abend vielleicht das erste Mal, daß ich den Jambus sachgemäß, mit dem ihm durchaus gebührenden Pathos vortrug, ohne in hohles Declamiren (denn Tell ist ja doch immer Landmann!) zu verfallen.

Am 8. März wurde mir abermals eine Tochter geboren; sie erhielt die Namen Henriette Charlotte Friederike Wilhelmine. Leider sollte dieses freudige Ereigniß mich in sehr trüber Stimmung finden; ich war an Rheumatismus und Gallenfieber — geärgert hatte ich mich in der letzten Zeit wahrlich genug! — heftig erkrankt und konnte einige Wochen lang nicht spielen. In diese Zeit meiner Krankheit fiel eine Handlungsweise der Direction gegen mich, welche meine Geduld erschöpfte, so daß ich mich entschloß, Magdeburg unter allen Umständen zu verlassen.

Für meine dramatischen Arbeiten nämlich war mir seither immer ein Extra-Honorar von drei Friedrichsd'or für jedes Stück, wenn dasselbe gefallen hatte, ausbezahlt worden; das gewöhnliche Honorar betrug meist die Hälfte der ersten und die Hälfte der zweiten Netto-Einnahme. Obwohl nun die „Belagerung von Magdeburg" bisher laut Cassenbericht 5552 Thlr. 17 Gr. eingebracht und ihre Zugkraft noch längst nicht eingebüßt hatte, so wurde mir doch jene winzige Summe vorenthalten — weil ich in jener Zeit krank war und als Schauspieler nichts verdiente.

Hiernach konnte es mich nicht überraschen, wenn — nachdem am 9. Mai des Jahres der edle Schiller, zur wahren Trauer jedes fühlenden Herzens, die Augen für immer geschlossen hatte — die Direction am 27. Juni eine „Todtenfeier" und die Vorstellung der „Braut von Messina" veranstaltete, ohne auch nur einen Sechser des Ertrages an die Wittwe des Dichters zu schicken. Trotz meiner warmen Befürwortung war hiervon nicht die Rede, so daß ich nicht umhin konnte, es laut auszusprechen: wie Deutschlands Dichter gut thäten, künftig testamentarisch festzusetzen, daß habsüchtige Theaterdirectionen nicht noch mit ihrem Tode wucherten, nachdem sie, so lange der Poet gelebt, mit dessen Werken genug gewuchert hätten.

Uebrigens war die „Todtenfeier" erbärmlich; zu einem elenden Prologe wurden lebende Bilder gestellt, die eben so geschmacklos wie prosaisch arrangirt waren. So ehrte man

auf der doch immerhin bedeutenden Bühne einer größeren Stadt das Andenken eines der ersten Männer unserer Nation!

Wie konnte ich mich also nun noch wundern, wenn meine geringen Verdienste mißachtet wurden! Aber daß man offenbare Verabredungen, die mit mir getroffen waren, ohne Weiteres umging — das hätte ich nicht erwartet.

Und doch geschah es. Es war ausgemacht worden, daß, wenn die Direction eines Tages sich entschließen sollte, das Theater in andere Hände zu geben, man mir davon zuerst Mittheilung mache und mir bei einem eventuellen Verkauf oder einer Verpachtung die erste Hand lasse. Wie erstaunte ich daher, als ich in den ersten Julitagen 1805 zufällig hörte: das Wesen sei, vom kommenden 1. September an, den Herren Fabricius und Hostovsky verpachtet worden! Da ich nicht glauben wollte, daß man uns Künstler wie eine Heerde Schafe in dritte Hand geben könne ohne uns auch nur eine Silbe davon zu sagen, da ich mich ferner bei dem Gedanken an die oben erwähnte Abrede beruhigen zu sollen meinte, so ging ich erst, nachdem ich jenes Gerücht abermals und von einer andern, ganz unbetheiligten, Seite vernommen hatte, zu den Eigenthümern unseres Theaters, die mir denn freilich das Gehörte pure bestätigten und hinzufügten: weil die Leitung einer Bühne mit so großem Verdruß verbunden sei, so habe man aus Rücksicht auf meine Gesundheit mich gar nicht in die Versuchung bringen wollen, das Magdeburger Theater zu übernehmen.

Diese Aeußerung der besorglichen Seelen gab mir meine Haltung wieder, so daß ich es über mich gewann, ruhig zu erklären, wie unaufrichtig der Directionscirkel an mir gehandelt, und wie ich für neunjähriges aufopferungsvolles Wirken als Schauspieler, sowie für einen Ertrag von mehr als zehntausend Thalern, den ich der Casse gleichzeitig durch meine Schriftstellerthätigkeit gewonnen, als einzigen Lohn — eine gichtische Hand aufzuweisen habe. Daß ich den Herren Fabricius und Hostovsky sofort den Contract kündigte, versteht sich.

Das Bekanntwerden dieser Umstände förderte, wie man sich denken kann, die Disciplin unter den Mitgliedern keineswegs. Künstler wie Publicum wurden gegen einander erbittert; das Verhältniß wurde je länger, desto mehr gespannt. Eine neue Oper: „Die Waldmänner", wurde ausgetrommelt, und da es im Publicum ruchbar wurde, daß die Herren Reinhold und Hostovsky bei dieser Gelegenheit fürchterlich auf die Magdeburger geschimpft hätten, so empfing man den ersteren (Hostovsky hatte Wind von der Sache bekommen und kroch für ein Paar Tage in ein Mauseloch) bei seinem nächsten Auftreten mit Zischen, bis er vor die Lampen kam und demüthig um Verzeihung bat.

Meine ganze Hoffnung, diesen Zuständen zu entrinnen, hatte ich auf Iffland gesetzt und ihm meine Lage geschildert. Der Treffliche, dem die Hände sehr gebunden waren, konnte nicht so verfahren, wie er es gern gewollt hätte; wohl versuchte er Alles, mich nach Berlin zu ziehen, jedoch vergeblich:

nur ein Gastspiel konnte er mir ausmachen. Sein Etat war äußerst beschränkt; bei den schon damals von fern drohenden kriegerischen Unruhen errege es, wie er mir schrieb, „oben den übelsten Humor, wenn er auch nur die kleinste Mehrausgabe proponire;" rein kaufmännisch genommen, müsse er ohnehin selber einräumen, daß momentan die rechte Lücke noch nicht vorhanden sei, mich einzuschieben. Die Lage in Berlin sei aber so gespannt, daß er oft mit Kleinigkeiten abgewiesen worden sei, die nicht mehr als zehn Thaler Auslagen erfordert hätten — lediglich aus dem Grunde, weil die absolute Nothwendigkeit dieser Auslagen nicht schlagend genug habe dargethan werden können.

Ich wußte, in wie wenig selbständigen Verhältnissen der unter dem Druck der unangenehmsten Außendinge oft bitter leidende Iffland seine Direction in Berlin zu führen hatte — der Ton seiner Briefe, zusammengehalten mit der großen Wahrheitsliebe, die sein ganzes Wesen beseelte, überzeugte mich völlig von der Unmöglichkeit, dem gütigen Manne noch länger zuzusetzen. Da ich zudem unterdessen von Hamburg aus Zeichen erhalten hatte, daß man auf mich reflectire, so folgte ich Ifflands Rathe: „lieber dort anzuknüpfen, als zu privatisiren; um so mehr, als durch den Krieg im übrigen Deutschland so manche Bühnen eingegangen, die andern auf längere Zeit paralysirt seien."

So antwortete ich denn zustimmend auf einen Brief des Hamburger Schauspieldirectors Herzfeld, der mir 800 Thaler

Jahresgage bot, freilich hinzufügend: „Bedenken Sie — es ist dies für einen einzelnen Mann eine große Gage; Sie haben keine Hoffnung, daß sie durch eine Zulage vermehrt werde. Nun aber sind Sie verheirathet; Hamburg bietet, besonders in Betreff der Wohnung und Feuerung, kein ganz wohlfeiles Leben; werden Sie also ohne Sorge existiren können? Sind Sie über diesen Punkt beruhigt, so sei der Contract auf ein Jahr geschlossen."

Ich bat mir Bedenkzeit aus — um so mehr, als der Schauspieldirector Steinberg zu Königsberg mir um dieselbe Zeit ein Engagement mit sechszehn Thalern wöchentlicher Gage, einer jährlichen Benefizvorstellung, und hundert Thaler Extravergütung für meine französische Garderobe geboten hatte.

Unterdessen traten mit dem 1. September 1805 die Herren Fabricius und Hostovsky ihr neues Directorat an; die erste Vorstellung unter ihrem Scepter war ominöser Weise „Reue und Ersatz". Sie sollten später wohl Reue über ihre verfehlte Speculation fühlen, aber einen Ersatz für das Verlorene nicht finden!

Herr Fabricius eröffnete „die neue Aera, die der Kunst Thaliens auf dieser Bühne heut begann", mit einer schrecklich prosaischen Rede in Prosa; er haßte nämlich jeden Vers auf's Tiefste; Schiller galt ihm als „elender Jambenschmierer". Zudem mochte ihm wohl der Umstand, daß er notorisch oftmals Sprachschnitzer machte und dem verhängnißvollen Geheimniß der Dative und Accusative nie völlig auf die Spur

zu kommen vermocht hatte, auch vor Versen eine heilige Scheu einflößen. „Das Publicum versteht solches Zeug doch nicht", pflegte er zu sagen.

Seine Begrüßungsrede an die spärlich erschienene Versammlung war ebenso einfach, wie sinnig, indem sie das Thema variirte: „Um Gotteswillen, verlaßt uns nicht, denn wenn Ihr Eure Hand von uns abzieht, so sind wir verloren!" Außerdem wurde vielerlei versprochen, namentlich: „daß niemals auf Kosten des guten Geschmacks gesündigt werden solle!"

Die größte Heldenthat der neuen Direction war jedenfalls — ein neuer Vorhang, oder vielmehr: eine Uebermalung des alten. Der abgängig gewordene Grund wurde aufgefrischt und ein „fliegender Genius, die Lyra in der Hand," darauf gemalt, aber so mittelmäßig, daß alsbald ganz Magdeburg sich darüber lustig machte. Man sagte nämlich: die Direction könne den Vorhang nicht schnell genug über ihre Thaten werfen; daß aber der Genius mit der Lyra — davonfliege, galt als ausgemacht.

Nun, mich ging die Sache nicht viel mehr an; zunächst reiste ich (am 25. September) zum Gastspiel nach Berlin.

Die politische Situation war unterdessen bereits furchtbar ernst geworden; mit bangen Ahnungen sah Jedermann, und besonders wir Künstler, in die Zukunft. Schon hatte mir Iffland, den ich bezüglich des Königsberger Engagements-Anerbietens um seinen Rath gebeten hatte, mit prophetischem

Gemüth geantwortet: „Ich kenne Herrn Director Steinberg nicht, ich kenne Königsberg nicht. Es ist weit weg! Ich meine also: wie nun die Welt geht, müsse dem Schauspieler Alles daran liegen, an einem Orte zu sein, der Theater bedarf, die politische Verfassung des Landes, worin er liegt, werde wie sie wolle. Bis jetzt kenne ich von solchen Orten nur Berlin, Hamburg, Wien. Die andern, wie Mannheim — das in seiner Art Wunder gethan — München, Stuttgart, werden nur durch Vorliebe des regierenden Herrn gehalten!"

Auch mündlich sprach sich Iffland gleich nach meinem Eintreffen in Berlin ganz ähnlich aus, so daß hier der Entschluß reifte: den Königsberger Antrag abzulehnen und nach Hamburg zu gehen. Die Haltung Ifflands gegen mich blieb immer die nämliche, gütige; ungebeugt trug er die Centnerlast seiner schwierigen Stellung. Nur gelegentlich gab ein Stoßseufzer die innersten Gefühle des patriotischen Mannes kund, wie er mir z. B. nach der Vorstellung des „Götz von Berlichingen", der ersten, welcher ich in Berlin beiwohnte, trübe sagte: „Ach, hätten wir noch Deutsche gleich Götz, so hätten wir auch noch ein Deutschland!"

Am Abend nach der erwähnten Vorstellung sah ich „König Lear"; Iffland spielte die Titelrolle. Der Eindruck auf mich war so stark, wie niemals einer zuvor. Meine ganze Seele war aufgelöst, meine Rührung fast unmännlich. So erschien ich vor Iffland, wollte sprechen und konnte kein Wort

hervorbringen, während meine Thränen stromweis rannen. Er sah meine gänzliche Zerrüttung und sagte gerührt: „Sie reden deutlich genug!“ Am meisterhaftesten ausgeführt fand ich seine Wahnsinnsscenen, die der höchst nöthigen Abwechslung wegen, da ja der Wahnsinn mehrere Acte lang dauert, so überaus schwierig sind.

Am 9. October endlich trat ich selbst zum ersten Male als Philipp in Ifflands „Mündeln“ vor das Berliner Publicum; dann spielte ich den Wiethen in den „Erben“, den Arzt im „Puls“ und den Obristen in der „Lästerschule“; letztere Rolle hatte ich neu memorirt, um mich auch im Väterfache zu zeigen, und war so glücklich, darin über alle Erwartung zu gefallen.

Auch in den übrigen Rollen erntete ich einen Beifall, der mich beglückte; Iffland selbst sagte mir viel Freundliches. Die letzte Vorstellung, die ich in Berlin sah, war „Wallensteins Lager“, welches mit Bezug auf die kriegerischen Unruhen am 16. October neu einstudirt gegeben wurde; Tags darauf rückte nämlich die ganze Berliner Garnison in's Feld — genau ein Jahr vor der Schlacht bei Jena!

Von jeder Compagnie hatten vierundzwanzig Mann freien Eintritt in das Theater bekommen; sie verfolgten die classische Dichtung mit gespannter Aufmerksamkeit. Als am Ende der Gesang begann:

„Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd,
In's Feld, in die Freiheit gezogen!“ u. s. w.

hierauf ein eingelegtes Lied zur Verherrlichung des Krieges einfiel und „Heil Dir im Siegerkranz" schloß, wurde der Jubel allgemein: Schwerter blitzten, Hüte, Mützen flogen in die Luft, „Gott erhalte den König!" tönte es ununterbrochen. Nie zuvor hatte ich patriotische Gefühle so in Masse entzündet gesehen; nur der Bühnenkunst ist eine solche Erregung möglich*). Was könnte das Theater auf die Menge wirken!

Freilich war die Aufführung auch prächtig. Zwanzig Trompeter und einige Pauker, in Wallensteinsche Uniformen gesteckt, begleiteten den Gesang; dazu wirkte das ganze Orchester; auf der Bühne standen über vierzig Sänger, hinter dem Theater noch der gesammte Chor! Mir kam es vor, als bebten die Wände bei diesen wirklich imposanten Klängen.

Um zweihundert, mir eben damals sehr willkommene Thaler reicher kehrte ich nach Magdeburg zurück; Iffland hatte mir für jede Rolle fünfzig Thaler zahlen lassen.

In der Heimath traf mich nicht lange nachher ein herber Schlag; am 11. Januar 1806 starb mein jüngstes liebes Kind, Minchen, im zarten Alter von zehn Monaten und einigen Tagen.

Mit doppelter Zärtlichkeit hing sich nun mein Herz an

*) Wie man damals in Berlin „von der Bühne her die Reizfluth der Aufregung gegen die Franzosen lebhaft beförderte", hat Gubitz (Erlebnisse, I, 110 ff.) sehr interessant geschildert.

die noch übrigen Kinder, die uns die reinsten Elternfreuden gewährten. Ich gab damals, um in Magdeburg keine Schulden zu hinterlassen und in der neuen Heimath nicht gleich ganz mittellos dazustehen, wiederholt — auch in Braunschweig, Hildesheim, Helmstädt u. s. w. — ein „Declamatorium", wobei mir mein ältestes, damals siebenjähriges, Töchterchen Louise trefflich zur Seite stand und namentlich durch die sehr seelenvolle und innige Declamation von Gellerts „Rhinoceros" stets außerordentliches Glück machte.

Zweimal noch trat ich in Magdeburg als Schriftsteller vor das Publicum; am 6. Februar mit dem einactigen Trauerspiel „Sclavenadel", welches sehr gefiel, und am 16. März mit dem Lustspiel „Die Neugierigen", welches einen durchschlagenden Erfolg erzielte, ohne daß ich meinen Namen auf dem Zettel genannt hätte. Das Publicum ahnte jedoch den Verfasser und rief mich stürmisch hervor.

So kam der 2. April; mit ihm der Tag, an welchem ich die Magdeburger Bühne zum letzten Male betreten sollte. Es geschah in einer Benefizvorstellung, welche die Direction nicht umhin gekonnt hatte, mir zu bewilligen; ich gab das Melodram „Pygmalion", worin ich die Titelpartie spielte, und ein nach dem Französischen von mir übersetztes Lustspiel „Das schwatzt!" (später nannte ich es: „Nur er will sprechen"), worin ich die Hauptrolle darstellte: den Schwätzer Zurlering, der das Stück ganz allein zu sprechen hat, ohne daß eine

andere Person auch nur eine Silbe sagt. Zwischen beiden Stücken recitirte meine kleine Louise den Monolog: „Lebt wohl, Ihr Berge" u. s. w. aus der „Jungfrau von Orleans"; zum Schlusse sprach ich eine Abschiedsrede.

Die Magdeburger waren sich in ihrer Wärme für mich gleich geblieben; in großer Zahl waren sie gekommen und bewiesen mir die nämliche Herzlichkeit am Tage meines Scheidens, wie an dem meines Eintreffens vor zehn Jahren. Der „breite Weg" bot schon Nachmittags zwei Uhr den Anblick einer Procession; mehrere Damen verloren in dem Gedränge ihre Schuhe und hinkten barfuß in das Theater; aber trotz der Kopf an Kopf gedrängten Menge herrschte während der Vorstellung lautlose Stille und Aufmerksamkeit. Mit Beifall wurde ich empfangen; Beifall begleitete fast jede meiner Scenen und folgte der Abschiedsrede, von der gewiß Jeder gefühlt hat, daß sie mir aus vollem Herzen kam.

Die Einnahme dieses Tages erreichte die außerordentliche Höhe von 338 Thalern 14 Groschen!

Nach dem Theater erwartete mich ein Kreis gebildeter Freunde; herzliche Gastlichkeit ward uns noch in den letzten Tagen unseres Magdeburger Aufenthaltes von allen Seiten zu Theil. Wie viele Liebe, wie viel Freundliches und unvergeßliches Gute ließ man uns da noch angedeihen! Es ist in dankbaren Herzen eingegraben geblieben bis auf diesen Tag.

Am Osterdienstag hielt ich Auction von meinen alten

Sachen; drei Tage später nahmen wir Abschied von unsern Verwandten, ließen diejenigen Theile unserer Habe, die wir mit uns nach Hamburg nehmen wollten, auf einen Elbkahn schaffen — dann bestiegen wir denselben gleichfalls, und vorwärts ging es, der neuen Heimath entgegen.

Daß sich meine Gedanken unwillkürlich zurücklenkten auf das letzte Decennium, welches ich durchlebt, ist natürlich; bildete doch der Abschnitt meines Lebens in Magdeburg einen der wichtigsten in Bezug auf meine künstlerische und menschliche Entwicklung. Der Umgang mit ausgezeichneten und wohlunterrichteten Männern hatte meinen Wissensdurst angeregt, der Befriedigung fand in den mannichfachen Studien, denen ich mich hingab. Ungeachtet meiner fast täglichen Beschäftigung als Schauspieler und Regisseur hatte ich Muße zu literarischen Arbeiten gefunden und eine Reihe gern gesehener Schauspiele auf die Bühne gebracht, von denen der „Sturm von Magdeburg" Volksstück geworden war.

Als Künstler und Regisseur durfte ich mich mit berechtigtem Stolze Schöpfer einer Bühne nennen, die unter meiner Leitung stets einen achtbaren Rang behauptet hatte. Ohne die Opern zu rechnen, hatte ich, bis ich meine Regie niederlegte, nahezu dreihundert Stücke neu inscenirt; darunter die unsterblichen Meisterwerke Schillers, welche wir so schnell wie möglich nach deren Erscheinen zu geben suchten, ferner Lessings „Nathan", „Philotas", „Schatz", „Juden" und die gang-

baren Stücke: „Emilia Galotti" und „Minna von Barnhelm". Es war eine Zeit rüstigster Schaffenskraft und fröhlichster Werdelust gewesen, und war auch manchmal Einer oder der Andere lässig geworden: ich hatte immer frischen Muth behalten.

Nur dadurch freilich, daß ich fast keine Stunde Erholung im ganzen Tage mir verstattete, konnte ich die große Arbeit überwältigen, denn neben der Schriftstellerei und Regie mußte ich noch als ausübender Künstler meinen Mann stehen, indem mir in fast jedem Stücke die wichtigste Rolle — alt oder jung, Liebhaber, Held oder Vater, je nachdem es kam — auf den Schultern lag. Und dabei unterstützten mich oft nur zehn oder zwölf Schauspieler, die ich meist sehr roh erhielt, mit denen ich aber dennoch das Menschen Mögliche zu leisten mich redlich, und selten ganz erfolglos bemühte. Sehr kam es mir dabei zu statten, daß ich nach Ifflands Muster gleich anfangs die Theatergesetze verbessert und so eine Handhabe gewonnen hatte, auf den Corpsgeist des Ganzen vortheilhaft einzuwirken.

Für dies Alles hatte ich bis zum Jahre 1801 eine Wochengage von vierzehn Thalern bezogen; dann bekam ich einen halben Thaler Zulage; 1802 wurde ein ganzer daraus gemacht, und ich arbeitete nun bis zu meinem Scheiden von Magdeburg für fünfzehn Thaler wöchentlich; eine Gage, bei der ich eine Familie so wenig ernähren konnte, daß ich meine schriftstellerischen Honorare nicht erübrigte, sondern

zusetzte, und nach jahrelanger gewissenhafter Arbeit, bei sparsamer Wirthschaft, keinen Heller hatte zurücklegen können!

Aber das sollte sich ja jetzt Alles, Alles wenden; namentlich sollte ich — was mir das Wichtigste war — unter den Augen einer kunstverständigen Direction meiner Kunst obliegen; „Vorwärts!" — so lautete die Parole.

Dritter Abschnitt.

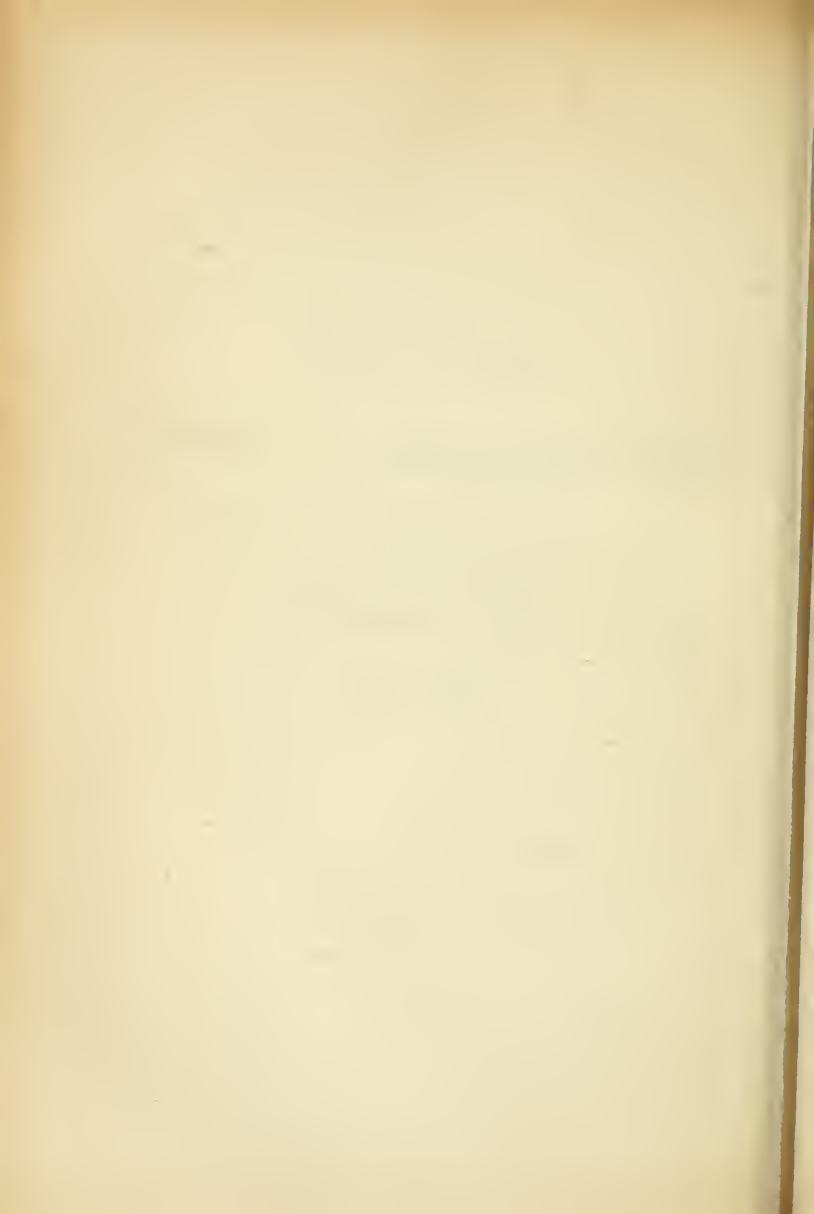
Schauspielerwirksamkeit in Hamburg

bis zur Wiederübernahme des Theaters

durch

F. L. Schröder.

(1806—1811.)



Die Fahrt auf der Elbe war nichts weniger als angenehm. Wir schrieben den 13. April, und das Wetter war dem üblen Rufe dieses Monats ganz entsprechend; Regen, Sturm und Schnee wechselten mit einander ab. Nächtlicher Weile, als wir bei Havelberg vor Anker lagen, füllte sich unsere Cajüte gar mit Wasser!

In Lauenburg trafen wir noch die Schweden, die bald darauf mit den Preußen eine Affaire hatten; man ließ unser Schiff aber unbehelligt passiren. Der Wind war uns günstig und wir hißten Segel auf, so daß wir an diesem Tage funfzehn Meilen zurücklegten.

Erst am 19., Morgens 9 Uhr, kamen wir in Hamburg an und stiegen bei dem Baumhause aus. Ich eilte sogleich in die Stadt, deren Größe mich überraschte; ich fand sie weit volkreicher, als Amsterdam.

Zunächst suchte ich meinen ehemaligen Magdeburger Collegen Costenoble, der seit dem Jahre 1801 in Hamburg eine Anstellung gefunden hatte, und dann die Direction auf, die mich sehr herzlich empfing und mein erstes Auftreten zum 22. ansetzte. Darauf ging es wieder zurück zum Schiffe, um unsere Sachen verladen und in das von befreundeter Hand bereits

gemiethete Logis auf dem Valentinskamp No. 277 beim Kaufmann Hell schaffen zu lassen, wo eine wirklich nette Wohnung zu dem Miethpreise von funfzehn Mark monatlich unserer harrte.

Mit Aufbietung aller Kräfte setzten wir dieselbe wenigstens so weit in bewohnbaren Zustand, daß wir Nachts dort schlafen konnten, was uns ein Nachtquartier im Wirthshause ersparte. Am nächsten Tage richteten wir uns vollends ein, und zwar mit schönen, in Magdeburg neu gekauften Möbeln, über die wir uns so herzlich freuten, daß meine Frau und ich wie die Kinder am Weihnachtsbaum immer an unsern hübschen Sachen vorüber gingen.

Am 22. April 1806, dem Tage, wo ich debütirte, waltete kein günstiger Stern über dem Theater. Es war die Nachricht eingegangen, die Elbe sei in Folge der Kriegsunruhen gesperrt; dies hatte alle Gemüther tief verstimmen müssen. Schönes Wetter und Posttag (ein solcher hatte in der Kaufmannsstadt natürlich besondere Wichtigkeit) war ebenfalls, ich fand also das Schauspielhaus nur mäßig besucht. Dieser Anblick frappirte mich zwar etwas, doch faßte ich mich bald und spielte meine Rolle, den Qualm in Kotzebues „Blinde Liebe" (welches Stück für Hamburg neu war), nach meinen besten Kräften, worauf ich denn die Freude hatte, die wenigen Zuschauer allmählich zu erwärmen. Nach Schluß der Vorstellung kamen sogar ein Paar Theaterhabitués auf die Bühne und erbaten sich „nichts, als mir die Hand drücken zu dürfen."

Einen ähnlichen Erfolg hatte ich zwei Tage später mit

meinem Schwätzer Zurlering; die Leute hielten dies Nachspiel, welches ein einziger Mensch ausführte, für halbe Hexerei und riefen mich hervor*). Auch als Baron Rückenmark in Kotzebues „Organen des Gehirns“ gefiel ich in jeder Scene; diese Rolle war meine dritte. An einem der nächsten Abende mußte ich vor vollem Hause meinen Zurlering wiederholen und hatte nebenbei Gelegenheit, zu erfahren, wie die Hamburger auch die Kunst als echte Kaufleute genossen; sehr beliebt waren nämlich Vorstellungen von vier kleinen Stückchen; „da kostet jedes vier Schilling!“ sagten die praktischen Rechner.

Ich hatte also gefallen, mein Contract war besiegelt und ich durfte mich als Hamburger betrachten. Welchen Contrast gegen Magdeburg erlebte ich gleich hier am 9. Mai, dem ersten Jahrestage vom Tode Schillers! Es wurde, ohne Kostenabzug, außer dem achten Theil der Einnahme, den die Kämmerei engherziger Weise auch zu Ehren des großen Dichters nicht erließ, „Wilhelm Tell“ zum Besten der Erben Schillers aufgeführt. Dem Drama ging ein schwungvoll gehaltener Prolog voran, welchen Madame Herzfeld, die Gattin des Directors, trefflich sprach. Die Vorstellung brachte, nach Abzug der bezeichneten Kosten, die Summe von 1406 Mark ein, welche dem Leipziger Bankhause Frege übermittelt wurden.

---

*) Wolffs „Almanach f. Freunde d. Schauspielkunst“, 1841, S. 115 berichtet: Schmidt habe im Sinne des kleinen Nachspiels für den Hervorruf mit den Worten gedankt: „Nun schweige, Mund, und rede, Herz: Dank!“

Die öffentliche Aufforderung an die deutschen Bühnen, für Schillers Erben Benefizvorstellungen zu veranstalten, war vom Hofrath Becker in Gotha ausgegangen, worüber ein 1806 erschienener „Bericht von dem zu stiftenden Denkmahl der National-Dankbarkeit" das Nähere enthält. Als die heilige Sache durch den Krieg in's Stocken gekommen war, brachte Iffland sie wieder in Fluß; mehrere seiner Theateralmanache*) erzählen davon ergreifende Einzelnheiten. An solchen fehlte es auch in Hamburg nicht: hier forderte am 9. Mai 1806 ein ganz einfach gekleideter Mann an der Casse ein Galeriebillet, wofür er ein Goldstück erlegte, das in ein Papier mit der Aufschrift: „Dem Verdienste seine Krone" gewickelt war.

Hatte ich an diesem Abend Gelegenheit gehabt, die ausgesprochene Vorliebe der Hamburger für Schiller, die sich so schlagend durch die That documentirte, kennen zu lernen, so sollte ich bald inne werden, wie sehr wahre Wohlthätigkeit überhaupt einen Grundzug des Hamburgischen Volkscharakters bildet. Deutlich zeigte sich mir dies, als ich bald nach meiner Ankunft das Waisenhaus in der Admiralitätsstraße besuchte, um mir die innere Einrichtung anzusehen.

Diese gehörte gewiß zu den vollkommensten in Deutschland. Das Gebäude selbst war schloßartig und in zwei Flügel getheilt, deren einer die Knaben, der andere aber die Mädchen beherbergte. Zum Spaziergang diente ein schöner großer

*) 1807, S. 221 fg.; 1808, S. 209 fg.; 1809, S. 215 fg.; 1811, S. 208 fg.

Garten; ein mit Bäumen besetzter Platz war zum Spielen eingerichtet; für die Knaben befand sich hier eine Schaukel. An Turnen dachte man damals noch nicht.

Die Kinder selbst waren eben beim Mittagessen. Einige hundert Knaben in weißen Jacken saßen an langen, sauber gedeckten Tafeln; oben am Tische stand der Aufseher. Das Sonntagskleid der Kleinen bestand aus blauen Tuchröcken; im Winter trügen sie, wie man mir sagte, wollene, im Sommer leinene Strümpfe. Reinlichkeit und Ordnung herrschte überall; bezeichnend war, daß in der ganzen Anstalt augenblicklich nur ein einziges Kind krank lag.

In einem Zimmer fand ich die Büste eines edlen Wohlthäters aufgestellt, der der Anstalt fünfzig Tausend Thaler, eine gleiche Summe aber zwei anderen gemeinnützigen Instituten vermacht hatte.

Die hier von mir beobachtete Freude der Hamburger am Wohlthun sollte ich auch gelegentlich an mir selbst erfahren, als ich zur Aufbesserung meiner Finanzen — die allerdings in der theuern Stadt nicht sehr blühend sein konnten — ein Declamatorium veranstaltete. Ich nahm nahezu tausend Mark ein, von denen ich freilich den achten Theil — ein Druck sonder Gleichen! — an die Stadt bezahlen mußte. Die größte Freude bereitete mir aber an diesem Abend meine Tochter Louise, welche unter dem befeuernden Eindruck der Zusage eines neuen Puppenkleides, wenn sie ihre Sache gut mache, drei Gedichtchen in der That allerliebst sprach.

Gern hätte ich zu diesem Declamatorium eine Novität gehabt und wandte mich daher an Iffland, der damals überall großen Effekt mit dem Vorlesen des neuen Dramas: „Die Weihe der Kraft" von Zacharias Werner machte. Er schickte mir aber statt des erbetenen Manuscripts die Abschrift eines zwischen ihm und dem Dichter errichteten Contracts, „damit ich daraus ersähe, daß Niemand das Stück lesen, geschweige denn Scenen desselben öffentlich declamiren dürfe."

In der That setzte der höchst merkwürdige Contract dies in sechs Paragraphen genau fest, welche bewiesen, wie Herr Kammersecretär Werner sein Schäfchen sehr wohl zu scheeren verstand. Ein Jude und ein Jesuit hätten zusammen keinen raffinirteren Kniff ausdenken können, als diese noch lange nach dem öffentlichen Erscheinen des Stückes (im Buchhandel oder auf der Bühne) durch Ifflands Vorlesungen en gros betriebene Reclame. Der Contract besagte, daß Iffland „Niemandem das Manuscript zur eigenen Durchlesung mittheilen", sondern es nur „in verschiedenen Städten Deutschlands öffentlich gegegen Bezahlung der Zuhörer vorlesen" dürfe; er hatte dagegen „bei seinem Ehrenworte von jeder dieser Vorlesungen zehn von hundert Thalern der Einnahme" Herrn Werner abzuliefern; die Kosten der Vorlesungen (an Local, Ankündigungen, Beleuchtung u. s. w.) trugen beide Contrahenten pro rata. Ich staunte über so viel juristischen Scharfsinn bei einem Manne, der Poet sein wollte, wie Werner. Dieser wäre bei der Theilung der Erde sicher nicht zu kurz gekommen! Uebrigens be-

weist der Contract nebenbei noch, wie auch Iffland sich auf die kaufmännische Seite der Kunst so vorzüglich verstand, daß an ihm wahrlich ein großer Financier verloren gegangen ist.

Ifflands Brief, der mir die abschlägige Antwort brachte, enthielt noch zwei frappante Zeilen, nämlich eine Prophezeihung, die ich hierhersetzen will, weil sie wörtlich eingetroffen ist. „Ich freue mich redlich Ihres verdienten Beifalls" schrieb Iffland, und fügte hinzu: „Ich sehe Sie — denken Sie daran! — bereits als Miteigenthümer der dortigen Bühne!" So geschrieben anno 1806, im hohen Sommer. „Seltsam ist Prophetenlied; doppelt seltsam, was geschieht!"

Wohl habe ich oftmals an Ifflands Vorhersage gedacht, als sie eingetroffen war; damals aber lebte ja Schröder noch, der Eigenthümer unseres kleinen, aber gemüthlichen Theaters am Opernhofe, der sich zwar grollend nach Rellingen zurückgezogen hatte, der aber das Dichterwort: „Glaubt Ihr, der Löwe schliefe, weil er nicht brüllte?" auf sich anwenden konnte.

Friedrich Ludwig Schröder — welcher Zauber lag für mich in diesem Namen! Wie oft hatte ich still gelächelt, wenn ich mir sagte, daß ich mit ihm die gleichen Vornamen führe; wie hatte er mir immer, „gleich dem festen Stern des Pols, als meine Lebensregel vorgeschienen!" Nun hatte mich ein Brief des Hofraths Eschenburg aus Braunschweig bei ihm eingeführt, und am 2. August 1806 wurden wir zu ihm nach Rellingen eingeladen; ein Glück, nach welchem ich mich sehr gesehnt hatte. Ja, die Bekanntschaft Schröders zu machen

war ein Grund mehr gewesen, warum ich nach Hamburg gegangen.

Ich traf den berühmten Mann im Kreise seiner Familie: seiner Frau, seiner Schwester (Dorothea Unzer), deren Tochter und seiner Pflegetochter, einer früheren Schauspielerin Demoiselle Schwarzenfeld, welche Schröders, deren Ehe kinderlos blieb, aus Wien gefolgt war. Seine Kleidung glich der eines Landmannes: ein blauer Oberrock, Stiefeln, rundes Haar; aber eine höchst edle Gestalt bewegte sich in dieser Tracht. Schröders Größe war die eines vollkommenen Mannes, seine Gesichtszüge im schönsten Verhältniß; die Augen blau, etwas klein, aber höchst bedeutend; der Blick scharf. Es schien, als schwebe ein beständiges Lächeln um seinen Mund, welches, wenn es von gewissen Blicken, wobei er die Augen etwas zusammenkniff, begleitet wurde, sehr satyrisch aussehen konnte. Seine Haltung blieb immer gleichmäßig ruhig; selten oder nie gesticulirte er zu der Rede; die eine Hand steckte gewöhnlich im Busen, während die andere leicht herabhing. Wenn man ihn in dieser Stellung anblickte, so mußte man ihm, ohne ihn zu kennen, gleich den obersten Platz in der Gesellschaft anweisen, eine solche Herrschaft übte er stillschweigend über Alle aus. Auch ließ sein oft variirtes Lächeln auf die Beweglichkeit seiner übrigen Züge schließen, und man begriff ganz wohl, daß dieses Gesicht die heterogenen Masken des Geizigen und des Lear hatte liefern können.

Seinem ganzen Wesen war übrigens eine große Beson-

nenheit eigen, die ihn nie verließ, mochte er an dem besprochenen Gegenstande wenig oder viel Interesse finden. Mit einem Worte: er hatte Charakter, wie man sogleich herausfühlte.

Im Anfange unseres Beisammenseins war ich begreiflicher Weise sehr verlegen; als aber der Herr des Hauses nach dem Frühstück einen Spaziergang im Garten vorschlug, wobei ein günstiger Zufall mich ihm zum Begleiter gab, löste sich meine Scheu, und nun wurde auch Schröder wärmer, ja fast väterlich gegen mich. Die Unterhaltung schien ihm zuletzt so zu gefallen, daß wir uns von der Gesellschaft trennten und lange die schönen, von ihm selbst angelegten Alleen einsam durchwandelten.

Bei dieser Gelegenheit war ich so glücklich, ihm bekennen zu dürfen, was ich seit meiner Jugend für ihn empfunden hatte und ihm zu sagen: daß mir durch ihn der erste Eindruck vom Theater zu Theil geworden sei.

„Ich spiele jetzt nicht mehr" antwortete Schröder, „und das ist gut; man muß sich nicht überleben. Außerdem hat man mich garstig heimgeschickt; viel, sehr viel Verdruß hat mir das Theater gemacht; ich habe daher Alles, was nur in der fernsten Verbindung mit diesem Geschäfte stand, gehaßt und in den ersten fünf Jahren meines hiesigen Aufenthalts durfte Niemand in meinem Hause das Wort „Theater" aussprechen. Thöricht ist's, wenn man geglaubt hat, daß 1795 das dama-

lige französische Theater*) mich etwa für meine Einnahme hätte fürchten lassen. Die französische Comödie würde — ich wußte es! — nur von Einfluß geblieben sein, so lange der Reiz der Neuheit währte; ich kenne die Hamburger. Aber die Stimmung, die durch jenes Theater genährt und verbreitet wurde, war mir durchaus zuwider. Dem Publicum grollte ich zwar nicht; aber ich sah, daß die Bessern in demselben vorsätzlich verkehrte Forderungen aus jener Entreprise ableiteten, und das habe ich nicht leiden können; dagegen mich zu stemmen, habe ich für Pflicht gehalten und diese entschlossen ausgeübt."

Wir kamen nun auf seinen frühern Lebenslauf und auf seinen Künstlerwerth. Schröder lächelte. „Man hat ihn nun einmal hoch angeschlagen" sagte er; „übrigens habe ich mir selbst niemals zu Danke gespielt und auch nie Hang für's

*) „Daß ich das Theater auf Ostern aufgebe, ist Ihnen vielleicht schon bekannt. Ich bedarf nachgrade der Erholung, der Ruhe. Ein Theil des Senats, und zwar eine kleine Minorität, hat einem französischen und englischen (Theater) gleiche Rechte mit mir gegeben; macht aus dem französischen eine Art von Hoftheater etc. Das kann ich als Deutscher und Künstler nicht ertragen; ich trete von den Schauplätzen der Stadt und des Theaters, und will auf dem Lande suchen, was mir fehlt." (Schröder am 10. April 1795 an den Frhrn. Adolf v. Knigge. Autograph, bisher ungedruckt, in der Sammlung des Hrn. W. Künzel in Leipzig.) Daß Schröders Entschluß erst Ostern 1798 in Erfüllung ging, weil er Niemand fand, der ihm das Theater abnehmen wollte, ist bekannt.

Theater gehabt; aber dessen ungeachtet that ich, was ich that, immer ganz, wie das mit allen meinen Beschäftigungen der Fall ist." Er zeigte flüchtig auf die schöne Cultur seines Gartens, der vorher ein Sumpf gewesen war.

„Ich bin anfänglich Tänzer gewesen" fuhr er fort; „das wurde mir mit der Zeit zu beschwerlich, und ich fing an „Bediente" zu spielen, ein Fach, welches damals, in den französischen Stücken und der Stegreif-Comödie, dankbar und bedeutend war. Durch Borchers und Reineckes Abgang übernahm ich mit etwa dreißig Jahren Väterrollen, komische und ernsthafte. Es glückte mir. Nun wollte ich wissen, ob ich auch außerhalb Hamburgs Beifall finden würde und machte deshalb eine Reise durch Deutschland. Ich gefiel in Wien, wie auf andern Bühnen. Damit waren meine Wünsche befriedigt, und hätte mir Jemand tausend Thaler jährlich auf die Dauer meiner Lebenszeit geben wollen, so würde ich schon damals das Theater verlassen haben, denn von jener Summe hätte ich leben können. Das Memoriren ist mir immer sehr sauer geworden; ich weiß von den Rollen aus meinen eignen Stücken nicht vier zusammenhängende Zeilen. Vom Lear ist mir noch das Meiste im Gedächtniß."

Für diese Rolle schien er noch immer viel Vorliebe zu haben. So erzählte er einige Züge über seine Darstellung derselben in München*). Als, von den Rittern in der Ge-

*) Am 2. Juni 1780. Der Präsident Morawitzky in München hat

mitternacht in den Wald geführt, der wahnsinnige Greis sich mühsam heranschleppt, schreit eine Stimme aus dem Parterre: „Laßt ihn sich doch niedersetzen, den alten Mann — um Gotteswillen!" Und dabei war der Künstler, welcher seine Zuschauer in dieser Weise erschütterte, seiner selbst so Herr, daß er versicherte, er habe grade an jenem Abend hinter der Coulisse mit Jemand über eine wichtige Neuigkeit gesprochen, als sein Stichwort gefallen und er mitten aus der Unterredung fort auf die Bühne gestürzt sei: „Blast, Ihr Winde, zersprengt Eure Backen!" u. s. w. Er zog hieraus den Schluß: der Schauspieler müsse in jeder Stunde, zur Tages- oder Nachtzeit, in trüber oder angenehmer Stimmung seine Rolle gleich gut spielen können — sonst sei er eben kein Künstler, denn etwas zu sein *scheinen*, was man nicht ist, sei ja das Wesen der Schauspielkunst.

Zum Beweise, daß das Gefühl der Schicklichkeit, wie des Natürlichen, in jedem Menschen lebendig sei, führte Schröder noch folgenden Zug an. „Ein dem Anschein nach ganz ordinärer Mann kam nach der Vorstellung des erwähnten Shakespeareschen Trauerspiels zu mir und machte mir ein Compliment. Aber, setzte er hinzu, wissen Sie, was mich geärgert hat? Der König verlor einmal den Hut im Walde; der Kent hob ihn auf und stülpte ihn dem König wieder auf den Kopf, ohne ihn auszuschwenken und zu säubern, und doch hatte der

---

die Anekdote in Schröders Stammbuch eingezeichnet; s. den Abdruck desselben in Lebruns Jahrb. f. Theater u. Theaterfreunde, S. 13.

Hut auf dem nassen Boden gelegen und Kents Herr war ein König!"

Ein anderer Zug war nach Schröders Erzählung dieser: „Brockmann, der sonst den Lear gespielt hatte, war bei den Worten: „Ich will Dir predigen!" mit festem Schritt auf einen Block gestiegen, der zum Sitz des alten Gloster heraus=geschoben war. Mir fiel dasselbe Spiel ein, aber ich konnte mich vor Schwäche kaum zu dem Blocke schleppen. Dies wirkte allgemein."

Das Münchener Publicum rühmte er überhaupt als gut und empfänglich. So erinnerte er sich, daß, da er zum ersten Male als Hamlet den Geist erblickt, viele Stimmen plötzlich aufgeschrieen hätten: „Jesus Maria!"

Ich fragte ihn nach seinem Urtheil über Iffland. „Er ist ein braver Komiker" antwortete Schröder; „das Publicum will ihn auch in ernsthaften Rollen sehen, und so muß er sie freilich spielen. Ich habe seinen Pygmalion gesehen — und schweige. In den „Erben" zog er einen ernsthaften Charakter zur komischen Caricatur herab. Ist das Kunst — ich lasse mir's gefallen. Der Beifall ist auf diese Weise leicht!"

Nun wurde gefrühstückt und nachher ein wenig musicirt. Schröder war ein sehr großer Liebhaber der Tonkunst, ja, er besaß darin ein so gründliches Wissen, daß er selbst sehr artig zu componiren im Stande war. Seine Nichte setzte sich auf seinen Wink zum Flügel und gab einige Stücke zum Besten, die sie sehr hübsch ausführte; alsdann huben einige Gäste an

zu singen. Es wurde unter Anderm aus den „Pilgrimmen nach Mekka", einer Operette von Gluck, die Arie zur Guitarre vorgetragen:

„Murmle, Bächlein, zu,
Dein Glu Glu Glu Glu Glu!"

Die Oper war oft in Wien gegeben worden, als das Schrödersche Ehepaar dort engagirt gewesen (1781—85); der Einsiedler von Rellingen hatte sie seit vielen Jahren nicht gehört. Als die ersten Töne erklangen, erheiterte sich plötzlich sein Gesicht und bekam zuletzt einen glänzend freundlichen Schein; die besten Jahre seines Lebens mochten an seinem innern Sinn vorüberziehen. Mehrmals sah er seine Frau bedeutsam an und wies lebhaft auf den Sänger; als sie nicht verstand, was ihr Gatte sagen wollte, legte dieser seinen Finger an die Stirne, als frage er: „Wo ist denn Dein Gedächtniß?" Nachdem das Lied zu Ende war, sprach er diese Worte auch aus und erinnerte seine Frau daran, wie glücklich sie Beide oft bei'm Anhören dieses Liedes gewesen seien.

Bei Erzählungen aus seiner Vergangenheit (besonders wenn er sie mit einiger Lebhaftigkeit vortrug), beobachtete ich seine Bewegungen, seine Mimik; beides war wirklich — ich finde kein anderes Wort — einzig, namentlich als er gelegentlich den Ausdruck der Schadenfreude nachahmte. Es war von einem preußischen Accise-Beamten die Rede; aber auch ohne dieses zu wissen, würde jeder Hörer gemerkt haben, daß Schröder das hämische Ergötzen eines Menschen schilderte,

der auf dem Packhofe oder am Thore die Entdeckung eines Fundes verbotener Waaren gemacht hat.

Die Unterhaltung stockte allmählich; um sie wieder zu beleben, führte uns Schröder in seinem Hause*) umher.

---

*) Diese „Stätte die ein guter Mensch betrat", ist noch gegenwärtig vorhanden. Der Herausgeber hat über den Zustand, in welchem sie sich befindet, von hochachtbarer Hand folgende interessante Auskunft erhalten: „Am Sonntage den 18. October 1874 habe ich mit einem Freunde einen Ausflug nach Rellingen unternommen, in der Absicht, Schröders einstigen Landsitz aufzusuchen. Wir waren von vornherein geneigt, anzunehmen, daß in Rellingen selbst Schröder jetzt so gut wie unbekannt sein würde, wenigstens in der Bevölkerung der Wirthshäuser und sonstiger zugänglicher Localitäten. So war es denn auch in Wirklichkeit, und wir fanden erst nach längerem Fragen einen Mann, der uns das Haus „wat früher mal en Schröder hatt hett" bezeichnen konnte.

Das Haus selbst fanden wir leicht aus, nachdem uns einmal gesagt war, daß es jetzt einem Arzte, Herrn Dr. B. Ruete gehöre. Der Name stand an der Thür, und die Hausfrau verabschiedete grade eine andere Dame, so daß ich mir mit Vermeidung aller Zudringlichkeit die Frage erlauben konnte, ob dies Schröders einstiges Haus sei? Mit der Bejahung erhielten wir zugleich eine sehr freundliche Einladung, einzutreten und die innern Räume in Augenschein zu nehmen.

Wir schritten in einen hohen, geräumigen Flur und fanden an beiden Seiten sehr hübsche, hohe Zimmer, wie man sie in „Gartenhäusern" aus dem Anfang dieses Jahrhunderts sonst nicht oft trifft. Namentlich der Speisesaal machte einen höchst angenehmen Eindruck. Ursprünglich hat Schröder an ein älteres, nach dem Garten belegenes Haus das andere große anbauen und dann im älteren Hintergebäude sich einen Concertsaal einrichten lassen. Der Raum desselben erstreckte sich durch

Alles war mehr wohlhabend und behäbig, als elegant: „so muß es sein" sagte der Eigenthümer sehr treffend, „wenn die

---

das Parterre und die erste Etage, wo eine gewölbte Decke den Abschluß gab. Gegenwärtig ist dieser Concertsaal wieder in zwei Theile geschieden durch einen Plafond in der Höhe des ersten Stocks; dadurch ist unten ein großes gedrücktes Zimmer und oben ein niedriges Local mit gewölbter Decke entstanden.

Im ersten Stock fanden wir eine lange Reihe hübscher Zimmer, die alle durch schöne Dimensionen einen behaglichen Eindruck machen; dem ganzen Hause merkt man an, daß Schröder ein reicher Mann war, der nicht nur sich auf die Kunst verstand, sondern auch für die materiellen Annehmlichkeiten des gewöhnlichen Lebens einen entwickelten Sinn hatte.

Im zweiten Stock, der uns nicht gezeigt wurde, befanden sich die Bodenräume und noch eine Anzahl Zimmer.

Herr Dr. Rüete führte uns dann in den ursprünglich hübsch angelegten Garten, der gegenwärtig nach unsern Hamburger Begriffen ziemlich wenig gepflegt war; der dahinter liegende „Park" mit den von Schröder selbst gepflanzten Bäumen besteht nur aus Wiesen, durch die geschlängelte Alleen geführt sind. Die „Mühlenau" fließt hindurch und man sieht auch hier, daß die ursprüngliche Anlage Geschmack gezeigt hat.

Das Nebengebäude, das Schmidt „klein" nennt, steht ebenfalls noch unverändert da, ein gewöhnliches altes Haus, aber geräumiger als manche moderne „Villa". Von den spießbürgerlichen Anlagen und zopfigen Geschmacklosigkeiten, die man so oft in den Schöpfungen unserer Großväter trifft, zeigt sich im alten Schröderschen Besitzthum nichts."

Meyer (II. 174) berichtet über den 1795 erkauften Landsitz: „Schröder baute — für sich, seine Umgebungen und die Freunde die ihm gefolgt waren und ihn besuchten. Auch diese Werke trugen das Siegel seines Geistes; nichts war üppig, nichts prachtvoll; Alles reichlich, zweck-

Uebereinstimmung mit einem ländlichen Aufenthalte nicht gestört werden soll."

Im Billardzimmer hingen Schröders und seiner Frau Gemälde; letztere war Aehren und ein Messer haltend abgebildet; ihr Gemahl trug einen Hund. Dieser war jetzt todt; sein Herr, der ihn sehr geliebt (wie er denn überhaupt ein großer Thierfreund war), hatte ihn im Garten begraben und

---

mäßig, fest, dauerhaft, bequem, geschmackvoll und anständig. Zu groß hätte es scheinen dürfen, wenn man nur auf das Verhältniß des Landbesitzes sah, zu dem es gehörte. . . Er konnte nun einmal nichts thun, was kleinlich war. Den ungeheuern Schwall der bezahlten Rechnungen hat er mir vorgehalten, mich genöthigt, hineinzusehen, und sie verbrannt."

Interessant schildert auch C. A. Böttiger Schröders Tusculum. „Es ist in der That zu bewundern" sagt er Minerva 1818, S. 301, „wie Schröder in weniger als einem Jahre, denn so lange ist es, daß er dies Freigut für 22,000 Mark kaufte, ein einfaches Bauernhaus in eine so elegante und bequeme Wohnung umgeschaffen und ihr so viel Zimmer und Gelaß gegeben hat, daß jetzt zwanzig Fremde alle auf's Bequemste da schlafen und logiren können. Es ist eine wunderliche Metamorphose. Da, wo die Dreschtenne war, ist jetzt ein Speisesaal mit schönen Wandleuchtern; da, wo Heu und Stroh auf dem Boden lagen, ist jetzt ein rund zugewölbter kleiner Concertsaal. Freilich ist es, da Schröder gleich drinnen wohnen wollte, nur ein zusammengeflicktes Ganze, und Schink" (der Theaterdichter und Dramaturg, der mit nach Rellingen hinausgezogen war) „nennt es im Scherze nur die „Burg mit sieben Giebeln". Allein das giebt Schröders rastlosem Baugeist und Verschönerungstrieb nur desto reicheren Stoff zu allerlei architektonischen Versuchen und Ausschmückungen."

ihm ein kleines Denkmal setzen lassen. Der Nachfolger dieses Hündchens war, wie ich Gelegenheit hatte zu beobachten, so an seinen Herrn gewöhnt, daß, wenn dieser das Zimmer verließ, er keinen Augenblick Ruhe hielt. Außer dem kleinen Vierfüßler war das Schreibzimmer Schröders noch belebt durch ein Turteltaubenpaar und einen Hänfling, der zutraulich herbeigeflogen kam, aus der Hand naschte und sich nicht selten auf den Kopf des Fütternden setzte.

Lange verweilten wir auch in dem physikalischen Cabinet, wo sich Schröder bemühte, uns mit Experimenten zu unterhalten. Seine Apparate waren sehr schön und sehr kostbar; er hatte sie alle aus England kommen lassen. An den Wänden rings umher stand seine Bibliothek; ich fand in derselben Bücher aus allen Wissenschaften. Die Schränke waren geschmückt mit Büsten griechischer Weisen; gleich am Eingange stand ein auffallend abgezehrter Kopf; es war die Todtenmaske Eckhofs. Die Herzogin von Gotha hatte dieselbe unmittelbar nach des Künstlers Ableben anfertigen lassen, wie Schröder erzählte.

Endlich begann die Tafel, bei der Alles sehr liberal, wie man in Hamburg sagt: „aus dem Vollen" zuging. Schröders Frau zeigte sich als Wirthin von feiner Bildung; des Hausherrn prächtige Laune erhöhte das Vergnügen; sein Witz war oft sehr treffend. Er ließ sich auch in Haushaltungsgespräche ein; zu meiner Frau sagte er: eine rechtliche Wirthin müsse immer ein wenig Papier und Bleistift bei sich haben,

um jede kleinste Ausgabe aufzuschreiben. Er selbst führe so pünktlich Buch, daß er den Schilling notire, welchen er am Schlagbaum bezahle, wenn er zur Stadt fahre.

Auch über das Theater fiel noch manches Wort; so äußerte ich meine Verwunderung über die Stille und Aufmerksamkeit, die im Hamburger Schauspielhause herrsche, worauf Schröder meinte: das sei nichts Wunderbares und gehe mit natürlichen Dingen zu. Der Kaufmannsgeist, der für sein Geld keine Sylbe des auf der Bühne Gesprochenen verloren gehen lassen wolle, nicht etwa Kunstsinn sei der Grund für jenes andächtige Schweigen.

Sodann brachte Jemand die Rede auf die Pensionsanstalt, welche Schröder so hochherzig ins Leben gerufen hatte. Dieser versetzte, daß ihm das bezeichnete Unternehmen, welches noch heute seinen Namen trägt, stets schweren Verdruß gemacht habe, und wie er nur wünsche, daß die derzeitigen Directoren Eule, Stegmann und Herzfeld seinem Beispiel folgen und auf ihre Pension verzichten möchten*). Ein Gast entgegnete: Schröder möge doch als Eigenthümer des Theaters im Opernhofe bei Erneuerung des Contracts mit den Directoren deren Verzicht auf die Pension als Bedingung aufstellen, worauf der Meister lachend die prophetischen Worte

*) Dieser großmüthige Verzicht Schröders war sogar in die „Gesetze der Pensionsanstalt des Hamburgischen Deutschen Theaters" aufgenommen worden; §. 3 derselben lautet: „Herr Schröder entsagt für sich und seine Erben jedem Antheil an den Fonds der Pensionscasse."

sprach: „Wer weiß, nach fünf Jahren übernehme ich das Theater vielleicht selbst wieder!"

Ueber die Rollenwuth vieler Schauspieler sagte Schröder treffend: sie könne am besten befriedigt werden, wenn man solchen Spielwüthigen einmal gestatte, sich selbst die Rollen zu wählen, welche sie zu besitzen wünschen. „Es ist dann Alles zu wetten" schloß er, „daß sie sich in vier Wochen um Ehre und Reputation gespielt haben!"

Nach Tische begaben wir uns in den Garten, wo wir den Kaffee tranken, und da die Scheidestunde unterdessen herbeigekommen war, gewährte uns Schröder noch den Genuß, uns im Garten eine Aeolsharfe hören zu lassen, gleich als sollten diese langsam verhallenden Töne uns heimgeleiten und sein Andenken uns gegenwärtig erhalten.

Und wahrlich! In meinem Gemüthe klangen wundervolle Töne fort, die nicht nur durch die Harfe, die durch seinen Geist in mir angeregt worden waren*).

Von interessanten Vorstellungen, welche damals gegeben wurden, erwähne ich nur die des fünfactigen, von Schiller

*) Der flüchtigste Vergleich dieser und einiger folgenden „Gespräche mit Schröder", deren Mittheilung der Herausgeber die Originalhandschrift Schmidts in dessen Tagebüchern zu Grunde gelegt hat, mit Aphorismen III, 80 fg. wird ergeben, wie stark daselbst Schmidt das ursprünglich Aufgezeichnete retouchirt hat — nicht immer zum Vortheil der Sache. Der Werth vorliegender Denkwürdigkeiten dürfte durch das Zurückgehen an die ungetrübte Quelle des in frischester Unmittelbarkeit Niedergeschriebenen unbestreitbar gewonnen haben.

aus dem Französischen übersetzten Lustspiels: „Der Parasit, oder: die Kunst sein Glück zu machen". Ich gab den Selicour, und das Ganze gefiel so, daß wir es binnen vierzehn Tagen fünf Mal wiederholen konnten.

Unterdessen traf auch Iffland ein und eröffnete am 5. September ein von außerordentlichem Erfolge begleitetes Gastspiel mit der Titelrolle in meiner Bearbeitung des „Lorenz Stark". Unmittelbar zuvor hatte er in Braunschweig gastirt, und zwar in den nämlichen Rollen, wie bei uns; um so eher kann ich daher im Nachfolgenden ein fremdes Urtheil über ihn einschalten. August Klingemann, der bei mancher Eigenheit geistvolle Dramaturg, dramatische Dichter und spätere Director der Braunschweiger Bühne war es, der mir am 9. September 1806 schrieb: „Wir haben diesmal eine recht interessante Messe gehabt: Iffland! Das ist genug! Er hat uns herzerhebende Augenblicke verschafft; besonders als Komiker ist er unerreichbar; sein Bittermann (in „Menschenhaß und Reue") ist so schalkhaft und dann wieder so wahr — und dann wieder so kunstgerecht, daß ich aufrichtig gestehe: die Kritik scheitert daran. Man möchte oft die Natürlichkeit tadeln, aber sie ist so pikant, daß man nicht dazu kommen kann. Sollte ich den Charakter seines Spiels in dieser Gattung aussprechen, so würde ich sagen: er individualisirt nicht, vielmehr läuft er die ganze Gallerie von Individuen derselben Classe durch, und so erhält sein Spiel zwar keine Idealität (und

diese paßt auch für die bürgerlichen Stücke nicht), aber eine unendliche Vielseitigkeit.

Ich halte den Lorenz Stark für einen durchaus originellen Charakter, indem er grade an dem schärfsten Grenzpunkte steht, wo die Natur (oder die Wahrheit) nicht weiter kann, und gleichsam schon in die Idealität hinüber balancirt; ganz so ist auch Ifflands Spiel seinem innersten Geiste nach, und ich möchte darum gern den Stark von ihm gesehen haben, eben weil hier Dichtung und Darstellung so genaue Verwandte sind.

Seine Ruhe und — soll ich es sagen — Monotonie in den Anstandsrollen ist grade nicht wieder äußerer Anstand zu nennen; es ist vielmehr die innere Spiegelfläche eines reinen Gemüths, worauf sich kein Bläschen aufwirft — aber nur wenige Zuschauer begreifen das; sie nennen es „Aufsparen", und das ist eine nichtswürdige Idee.

Nun aber Iffland als Darsteller idealer Gestalten? Ja, da ist er als Mimiker vortrefflich. Man muß den Wallenstein von ihm sehen — aber bei Leibe nur nicht hören! Aufgelöster Rhythmus, declamatorische Dissonanzen, unmusikalischer Vortrag — o weh! Wozu sind die Jamben da, wenn sie der Redner mit Prosa untermischt? Wozu componirt der Dichter mühsam die Musik der Rede, wenn sie der Schauspieler conversirend in den prosaischen Numerus herunterzieht? Das ist wahrhafte poetische Degradirung.

Was ist hier die Schuld? Nicht Ifflands schlechtes Or=

gan allein; nein, sein ganzes Princip, das weder in Dichtung noch Darstellung auf den Kothurn begründet ist. Wo dort (in den bürgerlichen Stücken) die wenige Betonung höchst bedeutend ist, da wird sie hier wahrhafte Monotonie; so giebt er leider alle die poetischen Stellen im „Wallenstein“. Selbst der Athem ist für das Weitausgreifende der Verse nicht berechnet; der Ton fällt oft schon in der Mitte gänzlich und steigt am Ende (oft sogar dem Redesinne zuwider) unnatürlich in die Höhe. Auch selbst Kunstgriffe der Rede bedient er sich, weil er das prosaisch erreichen will, was ihm poetisch — unmöglich wird.

Ein Beispiel nur von seiner tiefen prosaischen Ansicht! Das schöne Gemälde des Traums, worin die Vision selbst so anhebt: „Und mitten in die Schlacht geführt ward ich im Geist!“ Wie spricht er diesen Vers? Er hebt ihn bedeutend und mystisch an, bis „ward ich“; hier hält er einen Moment inne, hebt den Zeigefinger und sagt, gleichsam in parenthesi, damit der Zuhörer wohl bemerke, daß ihm das Alles nur geträumt habe: „im Geist!“ Ein einziger solcher Zug ist hinlänglich! Fleck hat gewiß diese Rede nicht so gesprochen, oder er ist — nicht Fleck gewesen.

Ebenso unmusikalisch hat Iffland den Tell gesprochen. Gott, was war das für ein Monolog im vierten Acte! Ich habe mich selbst dabei gefragt: „Aber warum schreibt Ihr noch in Versen? Es ist ja eine ganz unnöthige Mühe!“ Daß Iffland in solchen Rollen dennoch irgendwo noch immer Iff-

land bleibt, das versteht sich von selbst, aber vergöttern wollen wir ihn hier denn doch nicht!

Als Menschen muß ich übrigens Iffland schätzen! Er hat mich oft besucht, und sich mir von einer humanen und recht freundschaftlichen Seite gezeigt. Ich kann nicht gut Gift aus Blumen saugen, deshalb denke ich denn auch, er hat es im Herzen wahr gemeint! Der Dichter kann Iffland mit vielem Nutzen studiren, und ich glaube, noch mit mehrerem als der Schauspieler. Warum? das bedürfte der Weitläufigkeit."

Ueber Klingemann, der als langjähriger Leiter der Bühne seiner Vaterstadt Braunschweig nicht ohne Einfluß auf die Schauspielkunst geblieben ist, will ich um so weniger leicht hinweggleiten, als in die Zeit, von der ich spreche, die Abfassung seines Trauerspiels „Martin Luther" fällt.

Klingemanns Name wird immer denkwürdig bleiben, wenn auch der Träger desselben, als dieser Ende Januar 1831 zu Braunschweig starb, seinen Ruhm bereits überlebt hatte. Eine große, zu große Zahl von Trauerspielen seiner Feder beschritt die Bretter; es gab eine Zeit, wo sein „Moses", sein „Columbus", „Heinrich der Löwe", „Deutsche Treue", „Heinrich von Wolfenschießen", sein „ewiger Jude", namentlich aber sein „Faust" das tägliche Brot jeder Bühne waren, ja, es giebt kleine Theater, auf denen die letztgenannte Dichtung, namentlich wenn Wilhelm Kunst darin gastirt, noch heute*) dem Goetheschen „Faust" bedeutende Concurrenz macht.

*) Klingemanns „Faust", der eine Verbreitung von Basel bis St.

Der Umstand nun, daß Klingemanns „Faust" beständig in Braunschweig gegeben wurde, Goethes, damals noch für unaufführbar gehaltene Dichtung aber nicht, veranlaßte den 1830 vertriebenen Herzog Carl II. von Braunschweig zu so sarkastischen Neckereien, daß Klingemann endlich verzweiflungsvoll Goethes „Faust" hernahm, zusammenstrich, die Hauptrollen des Faust, Mephisto und Gretchen in die Hände von Eduard Schütz, Heinrich Marr und der Madame Berger legte und am 19. Januar 1829*) zuerst das Wage-

---

Petersburg, von Wien bis Memel gefunden hat, wurde noch vor etwa zwanzig Jahren auf größeren, vor kaum zehn Jahren auf kleineren Bühnen dargestellt. Der Theaterzettel einer reisenden Gesellschaft, die anfangs der sechsziger Jahre in Schöppenstedt Vorstellungen gab, verkündete, das Drama sei „von Goethe, nach Klingemann" verfaßt.

*) Da dem Theaterzettel von jenem Tage literarhistorisches Interesse nicht abzusprechen sein dürfte, so möge er hier folgen:

„Hof-Theater.

Montag den 19. Januar 1829

14te Vorstellung im 4. Abonnement

zum Erstenmal:

F a u st

Tragödie in sechs Abtheilungen von Goethe.

Für die Bühne redigirt.

Personen:

Faust . . . . Herr Schütz.
Wagner, sein Famulus . . . . Herr Senk.
Mephistopheles . . . . Herr Marr.

stück einer Aufführung unternahm — im Innersten seines Herzens überzeugt, das Stück müsse um seiner mangelnden Büh-

---

Erdgeist	Herr Dessoir.
Böser Geist	Herr Gassmann.
Ein Schüler	Herr Hübsch.
Frosch (Studenten)	Herr Eggers.
Brander (Studenten)	Herr Günther.
Siebel (Studenten)	Herr Moller.
Altmayer (Studenten)	Herr Scholz.
Hexe	Mad. Lay.
Margarethe, ein Bürgermädchen	Mad. Berger.
Valentin, ihr Bruder, Soldat	Herr Kettel.
Frau Marthe, ihre Nachbarin	Mad. Klingemann.

Drei Handwerksburschen. Zwei Schüler. Zwei Dienstmädchen. Zwei Bürgermädchen. Drei Bürger. Eine Wahrsagerin. Soldaten. Volk. Erscheinungen und Geister.

Der Anfang ist um 6 Uhr und das Ende nach 10 Uhr."

Die Besetzung der Nebenröllchen, namentlich der weiblichen, deren Darstellerinnen später zum Theil eine hohe Kunststufe erreicht haben (das „zweite Bürgermädchen" z. B. gab Dem. Höpfner, spätere Frau Kettel), beweist, daß Klingemann bei der Einstudirung des Dramas sehr sorgfältig verfuhr. Am 3. Februar wurde dasselbe zum ersten Male wiederholt, und zwar (was für den Erfolg des ersten Abends spricht) bei aufgehobenem Abonnement. Der Zettel zeigte den Zusatz: „Noch bedeutend abgekürzt". Bemerkenswerth ist das Fehlen jeglicher musikal. Zugabe.

Von den Hauptdarstellern starb Schütz 1868 als Hoftheaterdirector in Braunschweig, Marr 1871 als Regisseur des Thaliatheaters in Ham-

nengerechtigkeit willen abgelehnt werden; dann aber werde der Herzog ad absurdum geführt und Klingemanns „Faust“ (in dem auch Ludwig Devrient als Unbekannter, nämlich Mephisto, glänzte) wieder der Matador des Tages sein.

Aber es kam anders: Goethes Dichtung gefiel, und zwar so entschieden, daß bald eine Bühne nach der andern*) sie aufführte. Klingemann hatte also durch sein dramaturgisches Experiment wider Willen eine „rettende Kunstthat“ begangen, deren intellectueller Urheber eigentlich Herzog Carl von Braun-

---

burg, Frau Berger geb. Pichler 1837 bei Gelegenheit eines Gastspiels in Bremen, Dessoir (der später mit Marr als Mephisto alternirte) erdrosselte sich.

„Faust“ war übrigens damals an der Tagesordnung; fortwährend wechselte fortan, auch in Braunschweig, Klingemanns und Goethes Drama mit der Oper von Spohr, welche schnell große Beliebtheit errungen hatte.

*) Am 8. Juni 1829 folgte Hannover; am 28. August Leipzig; am 29. August Weimar (Faust: Durand, Mephisto: La Roche, Margarethe: Dem. Lortzing. Man gab das Werk hier in acht Abtheilungen mit Musik von Eberwein); gleichzeitig Frankfurt a. M., wo das „Vorspiel auf dem Theater“ mit aufgeführt wurde; u. s. w. Stuttgart hatte eine scenische Einrichtung von Seydelmann und Musik von Lindpaintner; später hat auch Ludwig Tieck eine Einrichtung geliefert, die u. A. in Lübeck und Breslau adoptirt wurde. Für Berlin componirte Fürst Anton Radziwill die (bis heute von den meisten Bühnen beibehaltene) Musik. Natürlich ist hier überall von dem ersten Theil des „Faust“ die Rede; der zweite (eingerichtet von Wollheim, mit Musik von Pierson) ist bis jetzt nur von sehr wenig Bühnen gegeben und auf den Brettern nicht heimisch geworden.

schweig war, und sieht nun zum Lohne für diese schöne Handlung seinen Namen für alle Zeiten im Tempel des Nachruhms als den eines Pfadfinders für die Darstellbarkeit der herrlichsten deutschen Dichtung leuchten.

Von seinen Dramen aber hört und sieht man jetzt wenig mehr; das war jedoch anders zu der Zeit, von welcher ich spreche. Damals galt Klingemann selbst sehr geistreichen Köpfen für einen nicht zu unterschätzenden Rivalen Schillers. Schrieb mir doch mein Freund Keller aus Magdeburg, als er dort den „Luther" hatte aufführen sehen, ganz begeistert: „Klingemann ist wahrlich ein gescheidter Kopf! Wäre ihm Werner nicht mit der „Weihe der Kraft" zuvorgekommen, so würde ihm sein „Luther" einen sehr großen Ruf gemacht haben; inzwischen wird es doch immer ein Zugstück bleiben. In Braunschweig ist es bereits mehrere Male mit größtem Beifall, bei vollem Hause (nie unter vierhundert Thaler!) gegeben und wird gewiß noch einige Male aufgeführt." Weniger gefiel Klingemanns Drama: „Der ewige Jude", an welchem man die Ausstellung machte, daß der Ahasver nicht genug handle. Als dies ein witziger Jude hörte, antwortete er hastig: „Ein ewiger Jüde, der nischt handelt? Was kann das für ein Stück sein!" Das Bekanntwerden dieses Bonmots schadete, wie ich überzeugt bin, dem „ewigen Juden" mehr, als ein Dutzend abfälliger Kritiken es hätte thun können.

Da nun Klingemann Modelieferant für die Bühnen war, so hatte auch die Hamburger Theater-Direction mit ihm Ver-

bindungen angeknüpft; bald sah sie sich auch in der Lage, den „Luther" prüfen zu können, ob er Waare für den Platz sei. Klingemann schickte mir das Drama im Sommer 1806 mit folgenden Zeilen, welche zugleich einen trefflichen Einblick in die Art und Weise gestatten, wie dieser Schriftsteller arbeitete:

„Braunschweig, den 7. Juli 1806.

Beigehend, lieber Freund, sende ich Ihnen den Schluß meines „Luther". Werners „Weihe der Kraft" hat bedeutende Sensation gemacht, und ich bin der Letzte, der darüber grollt, weil mir die Literatur mehr am Herzen liegt, als meine eigene schriftstellerische Existenz. Trotz jener großen Sensation sende ich Ihnen dennoch meine Arbeit, und zwar aus folgenden Gründen. Erstlich hat Werners „Luther" ein so ungewöhnlich starkes Personale, daß er nur auf wenigen Bühnen wird dargestellt werden können; zweitens muß ich bei aller Vortrefflichkeit, die seine Arbeit in der Ausführung haben kann, dennoch die Anlage und den Plan tadeln.

Dieser Stoff ist an sich selbst so bedeutend und voll innerer Würde, daß der Bearbeiter desselben sich durchaus nicht dabei die Freiheit einer solchen Mitwirkung der Fiction erlauben durfte. Luther ist ein Gegenstand der Bewunderung für die ganze Menschheit so wie er ist; es bleibt daher auch die Pflicht des Dichters, ihn so treu als möglich darzustellen, soll sein Werk überhaupt mehr als Gedicht sein — und der „Luther" muß das! Werner hat nun aber alles mögliche Außenwerk hineingearbeitet, ja sogar einen eifersüchtigen Neben-

buhler; daß der ein sehr schlechtes Seitenstück zu dem heiligen Reformator abgiebt, brauche ich kaum zu bemerken. Hat Werner sich vielleicht nicht zugetraut, den Stoff aus sich selbst interessant zu machen? Ich bin schon äußerst bange mit meiner Katharina gewesen, und Sie werden sehen, wie sehr ich am Ende die Heirath Luthers dadurch zu modificiren gesucht habe, daß sie gleichsam als der letzte Schritt in Hinsicht auf die Reformation anzusehen ist. Liebelei ertrug der ehrwürdige Gegenstand meiner Meinung nach nicht. Auch viele historische Mißgriffe hat sich Werner außerdem zu Schulden kommen lassen, obgleich die abenteuerliche phantastische Behandlung eines religiösen Stoffes immer der ärgste bleibt. Ich möchte sagen: der Protestantismus sei von ihm katholisch dargestellt worden.

Dies ist meine reine Ansicht, und ich will mich ernstlichst dabei vor jeder Nörgelei verwahrt haben, da ich überzeugt bin, daß mein Urtheil dasselbe bleiben würde, auch wenn ich den „Luther“ nicht ebenfalls bearbeitet hätte.“

Ich las nun den „Luther“ und verhehlte dem Verfasser mannichfache Bedenken nicht, die ich gegen sein Drama hatte. Er antwortete: „Was Ihre kritischen Bemerkungen über meinen „Luther“ betrifft, so scheint mir die Einwendung in Hinsicht auf den Mundschenk sehr richtig; ich habe in dieser Rücksicht auch die Scene für die Aufführung in Magdeburg verändert. Warum ich den Luther auf dem Reichstage nicht disputiren lasse, darüber habe ich zwei Gründe: erstens, ich habe treu nach dem Protocolle gearbeitet, das man noch von

diesem Reichstage aufbewahrt, und dies weist aus, daß man Luther überhaupt nicht zum Disputiren kommen lassen wollte, weil man nur zu gut wußte, daß er in allen Disputationen den Sieg davon trage. Zweitens stehen wir in Hinsicht unserer Erkenntniß und Aufklärung seit dreihundert Jahren bereits wieder auf den Schultern Luthers, und so vieles von Demjenigen in Luthers Lehren, was seinen Zeitgenossen heterodox und freigeisterisch erschien, würde uns im Gegentheile wieder kindisch und einfältig vorkommen. Die Zeit gebiert ihre Systeme, und ein Ideal der Vorzeit wird nicht auch ein Ideal der Gegenwart bleiben. Aus diesem Grunde blieb ich denn auch nur bei dem Allgemeinen, bei Luthers Kraft und Kühnheit, stehen; das Einzelne dürfte bei uns die Probe nicht mehr halten, zumal da der Haufe (das Publicum) nicht von der Gegenwart auf die Vorzeit abstrahiren kann, und mit Einem Worte nicht historisch das Gegebene zu begrenzen versteht.

Das Stück hat übrigens bei der Darstellung hier in Braunschweig außerordentlich gewirkt, das beweist die unerhörte Generosität der Herren Fabricius und Hostovsky, die mir freiwillig ein Honorar von zwanzig Friedrichsd'or übersandt haben.

Freilich sind sie denn leider auch mit Pferden in mein Stück geritten. Der Aff' ahmt alles nach! Fabricius hat den Zug zum Reichstag in Berlin gesehen — da half kein Bitten und Flehen, ich mußte eine ähnliche Scene arbeiten; es wurde für 500 Thlr., schreibe fünfhundert Thaler Garderobe

angeschafft, eine Dalmatica für den Kaiser, Krone und Scepter, Kurhüte, Krummstäbe, Bischofsmützen, sieben Pferde gemiethet, der Kaiser unter einem Thronhimmel, sieben Wappenherolde — und der Zug dauerte eine halbe Stunde. Gott weiß, mir ist angst dabei geworden! Indeß das Publicum hat „Ah!!" gesagt und somit — habeant sibi! Ein paar tausend Thaler hat die Direction gewiß schon auf das Stück eingenommen!"

Ueber den unzweifelhaften, sehr großen und nachhaltigen Erfolg des „Luther" in Braunschweig und Magdeburg freute ich mich aus ganzer Seele, denn ich schätzte Klingemann um seines aufrichtigen, ehrlichen Strebens willen sehr hoch, mochte auch das Erreichte hinter dem Gewollten häufig bei ihm zurückbleiben. Ich gratulirte ihm zu seinem wachsenden Autorruhm, sowie nicht minder zu dem klingenden Erfolge um so wärmer, als leider die Hamburger Direction zwar „Heinrich den Löwen", nicht aber den „Luther" zur Aufführung annahm. Welche Gründe hinter dieser Weigerung steckten, habe ich nie erfahren. Vielleicht waren es Bedenken der Censur, welche — o Ironie! — in dem „reichsunmittelbaren und freien" Hamburg ganz besonders ängstlich aufpaßte und die weitestgehenden Rücksichten auf Jedermann, nur nicht auf den Verfasser einer Dichtung zu nehmen pflegte.

Indem ich Klingemann und seine Werke hier vorerst verlasse, (wir werden Beiden später wieder begegnen) kehre ich zu dem Punkte zurück, von dem aus ich dazu kam, mich sei-

ner zu erinnern: zu Ifflands Gastspiel. Waren, wie ich erzählt habe, die Einnahmen bei demselben von nie geahnter Höhe gewesen (Iffland hat zu Hamburg in drei verschiedenen Jahren im Ganzen 65 Vorstellungen mit einer Gesammteinnahme von 109,113 Mark 12 Schilling gegeben; eine Summe, deren Höhe bis dahin noch nie eine ganze Jahreseinnahme mit etwa 250 Vorstellungen erreicht hatte), so sanken sie auf das gewöhnliche Durchschnitts-Niveau, als der berühmte Gast uns, nachdem er noch eine (überfüllte) Benefiz-Vorstellung gegeben, am 29. Septbr. verlassen hatte, und so, von mittelmäßiger Güte, blieb der Theaterbesuch auch dann, als der in Mitteldeutschland tobende Krieg blutige Opfer forderte. Am 10. October Morgens fiel Prinz Louis Ferdinand von Preußen unter zwei Flintenschüssen neben der Saalfelder Landstraße, vier Tage später verloren die Preußen die Schlacht bei Jena. Indessen müßte ich lügen, wollte ich von allgemeinen tieferen Wirkungen dieser Hiobsposten auf Hamburg und die Hamburger sprechen; weit entfernt wie man war, dachte man auch gut vor'm Schuß zu sein; ja, unsere Direction glaubte an ein Abnehmen des Theaterbesuchs, folglich Sinken der Einnahmen, so wenig, daß sie mir am 1. November freiwillig eine Jahreszulage von hundert Thalern machte.

Im ganzen Deutschland — soweit es sich nicht durch seine geographische Lage zu einem Interesse an dem blutig großen Kampfspiel, das begonnen hatte, geradezu gezwungen sah — herrschte merkwürdig wenig Theilnahme für die poli-

tische Lage im Allgemeinen und für den Krieg im Besonderen; spurlos ging ein Ereigniß, wie die Niederlegung der Kaiserkrone durch Franz von Oesterreich vorüber! Ich durchblättere meine Briefsammlung aus den Jahren 1806 bis 1815 — kaum irgend einer der zahlreichen Correspondenten, deren Zuschriften ich mir bewahrt habe, spricht von den Drangsalen des Vaterlandes; Alles dreht sich nur um eigene kleine persönliche Interessen, um Theatercabalen, Zeitungsfehden, ja, um den müssigsten Klatsch. Oftmals findet sich geradezu ausgesprochen: man wolle nichts von Politik weder hören noch schreiben, oder: „Wozu klagen? Es hilft ja doch zu nichts!" Wahrlich, eine Gleichgiltigkeit, ein Stumpfsinn, aus dem der deutsche Philister erst nach jahrelangem Druck, erst als Napoleon ihm den Brotkorb höher gehängt hatte, aufgerüttelt werden konnte. In der That waren die ursprünglichen Motive der später wirklich schwunghaften und idealen Erhebung der Nation trivial genug, wie mächtig auch die Illusionen sind, denen man sich über diesen Punkt später hingegeben hat.

Noch war das Volk zu sehr in engherzigster Jämmerlichkeit befangen; noch fehlte jeder Zug zum Großen und Ganzen. Noch hatte Schiller vergebens gelebt; seine auf Allgemeinheit dringende, erhabene Anschauung der politischen Dinge blieb unverstanden; das Jahrzehnt war seinem Ideal nicht reif. Erst eine schwere, bittere — aber heilsame! — Schule des Unglücks sollte da Wandel schaffen und die Nation lehren,

sich als solche zu fühlen — zum ersten Male seit langer, langer Zeit!

Kein Wunder also, daß das Mißgeschick der „Preußen" in den verhängnißvollen Octobertagen 1806 in den Herzen der „Hamburger" kein sonderliches Echo fand; lebhafter und theilnehmender wurde man in der alten Hansastadt erst dann, als der Graus des Krieges sich gen Norden wälzte.

Unmittelbar nach der Schlacht bei Jena hatte Mortier Hannover besetzt, indessen Murat, Bernadotte und Soult Blücher nach Lübeck verfolgten. Erst als der Feldzug diese Wendung nahm, fing man an, ihn in Hamburg mit allgemeiner Aufmerksamkeit zu betrachten; bis dahin hatten sich höchstens Einzelne darum gekümmert, so groß war damals die Erstarrung alles politischen Lebens! Hamburg betrieb seinen überseeischen Handel — das war ihm genug; im Uebrigen ließen die Bürger das Regiment der Väter der Stadt schalten und walten, ließen, wie man zu sagen pflegt, „Gott einen guten Mann sein" und hatten höchstens Theilnahme für ihre Kirchthurms-Interessen oder Sorge für das Gedeihen ihres Geschäfts. Ein deutsches Reich war ihnen so gleichgiltig, wie der Umstand, daß sie durch den Zerfall desselben, statt einer freien kaiserlichen Stadt, einen souverainen Staat ihre Heimath nennen konnten.

So lagen die Dinge, als am 19. November Nachmittags die Franzosen einrückten und Hamburg in Besitz nahmen, um es für die nächsten Jahre dauernd zu behalten; wir hatten die

Avantgarde (5000 Mann) unter Marschall Mortier vor uns; Oberst Bazancourt wurde Stadtcommandant. Im Uebrigen widerfuhr der Stadt nichts Schlimmes, außer daß ihr die Lebensader unterbunden, nämlich der Verkehr mit England bei Todesstrafe verboten und alles englische Eigenthum confiscirt wurde. Das ganze Unglück dieser Maßregel ahnte in diesem Augenblicke noch Niemand; man sah die Occupation lediglich mit Neugierde, wie ein fremdartiges Schauspiel, an. Bunt genug ging es freilich her: Italiener, Spanier, Holländer, Franzosen und — daß ich es niederschreiben muß! — Deutsche unter napoleonischen Fahnen zogen in wirbelndem Wechsel an uns vorbei; das Betragen der Truppen war anfangs im Ganzen gut, nur aus den Vorstädten erscholl bisweilen laute Klage.

Im Theater, dessen Vorstellungen keinen Abend unterbrochen wurden, gaben wir (o Sarkasmus des Zufalls!) an dem Tage, als Mortier einrückte: „Der Parasit" und: „Der reisende Student, oder: Das Donnerwetter". An jenem 19. November spielten wir zuerst vor leeren Bänken; nur sehr wenige Menschen waren im Theater, darunter freilich Schröder, der von seinem Landsitze Rellingen gekommen war. Und wenn Schiller seinen Carl VII. sagen läßt: Saintrailles, der einzige Mann, sei ihm ein Heer — so durfte ich wohl Schröder allein als ein ganzes Schauspielhaus voll Menschen ansehen und mir demnach die außerordentlichste Mühe geben.

Die Nähe des Krieges hatte den Einsiedler von Rellingen

gezwungen, sein Asyl plötzlich zu verlassen und in die Stadt zu kommen, wo er in seinem Hause auf dem Opernhofe wohnte und das Theater, welches ihm nun so nahe war, wieder fleißig besuchte. Er war fast jeden Abend dort; nur bisweilen sah er einige nähere Freunde in seiner Wohnung.

So genoß auch ich das Glück, öfters bei ihm sein zu dürfen; zum ersten Male geschah dies am Abend des 14. December. Seltsam überraschte es mich, zu hören, wie Schröder sich darüber wunderte, daß er jetzt so oft als Zuschauer vor der Bühne zu finden sei, auf der er ehedem gestanden. „Ich bin so lange — fast zehn Jahre, seit 1798 — nun schon vom Theater entfernt" sagte er, „daß mir Vieles ganz fremd auf demselben geworden ist." Der Augenblick erlaubte es nicht, ihn um eine nähere Erklärung dieser merkwürdigen Worte zu bitten, welche eben so gut für als wider die damaligen Verhältnisse der Hamburger Bühne sprechen konnten.

Unter mehreren Theateranekdoten, welche Schröder im Laufe des Abends erzählte, ist mir eine Cabale im Gedächtniß geblieben, die man gegen ihn in Wien geschmiedet hatte; ich gebe sie hier wieder, weil sich darin der ärmliche Geist und das niedrige Verfahren der Schauspieler gegen das Verdienst so ganz ausspricht.

1780, als Schröder zum Gastspiel in Wien ankam, logirte er bei dem Schauspieler Stephanie dem Jüngeren, der ihn so dringend eingeladen hatte, daß Ablehnung unmöglich schien. Als erste Rolle, die er spielen wollte, hatte Schröder den Lear

in's Auge gefaßt. Stephanie lobte diese Wahl über die Maßen und rieth dringend zu. Andere im Publicum billigten bedingungsweise, oder schwiegen; Einige warnten offenherzig vor dem Lear, indem sie meinten, daß Brockmann in dieser Rolle in zu gutem Andenken stehe. Stephanie bemühte sich, diese „albernen Rücksichten" lächerlich zu machen. „Spielen Sie den Lear" rieth er unaufhörlich, „und Ihr Glück ist gemacht."

Schröder besuchte hierauf den Fürsten Kaunitz, der ihn mit vieler Auszeichnung empfing; daß der Künstler aber als Lear aufzutreten gedachte, wollte auch ihm nicht gefallen; „Brockmann habe die Rolle zu gut gespielt". Schröders Ehrgeiz ward endlich rege. „So viel ich weiß" erwiderte er, „war Brockmann in Hamburg mein Schüler; und der Meister wird doch noch Etwas für sich behalten haben?"

Zu Hause erklärte er bestimmt: er werde als Lear debütiren. Stephanie lobte diesen Entschluß sehr, ging aber dann zu seinen Collegen, und rief schadenfroh: „Nun ist's richtig, er will den Lear spielen. Durchgefallen ist er nun!"

Vor dem Debüt sprach Schröder noch einen Herrn, der der Intendanz des Theaters nahe stand. „Wenn Sie gefallen", sagte dieser zu ihm, „woran ich gar nicht zweifle, so sollten Sie hier zu bleiben suchen."

„Ich befürchte nur" antwortete Schröder, „ich möchte zu theuer für Ihr Theater sein." (Die höchste Gage war damals nämlich 1600 Gulden.)

Diese und die erste Antwort brachten durch Comödiantenklatsch ein Gerücht zu Wege, welches behauptete: „Schröder habe geäußert, er sei unbezahlbar als Künstler und als Lear unerreichbarer Meister; Brockmann sei gegen ihn nur ein Schüler.“

Wie sehr durch solche Ausstreuungen das Publicum gegen ihn eingenommen wurde, ist begreiflich. Schröder hatte davon keine Ahnung. Am Abend der Vorstellung, als er sich eben ankleidete, drang ein Freund aus Hamburg zu ihm in die Garderobe und entschuldigte sich, daß er ihm mit unangenehmen Nachrichten wahrscheinlich die Stimmung verderben werde, aber er dürfe nicht schweigen. Im Parterre sei nämlich der Unwille des Publicums überlaut, und Schröder sehe verdrießlichen Auftritten entgegen.

Der Künstler dankte ihm, trat aber dennoch auf. Der erste Act ward zu Ende gespielt. Einige wollten applaudiren, ein allgemeines Zischen erscholl. Im zweiten Acte waren der Zischer schon weniger; im dritten herrschte lautlose Stille. Im vierten kam der Zug mit dem Klotze, der schon von München her bekannt ist; der Ausgang des Stückes rechtfertigte Schröder vollends. „Und“ schloß Letzterer seine Erzählung, „dieser Mensch“ (indem er auf sich zeigte) „war schon in seinem Hause, als das Publicum noch immer im Theater beisammen war und ihn herausrief.“ — „Hab' ich nicht gut gerathen, Freund?“ sagte am Abend Stephanie zu ihm und fiel ihm um den Hals; „hab' ich mit dem Lear nicht gut gerathen?“

Als man Schröders Darstellung des Odoardo Galotti pries, sagte Stephanie: „Was hat er denn anders gemacht als ich? Er hat halt in die Tasche nach dem Dolch gegriffen!"

„Diesen Stephanie" sagte Schröder, „habe ich unter dem Künstler gemeint, der in meinem Lustspiel: „Die Heirath durch ein Wochenblatt" die Charaktere durch Perücken unterscheidet. Stephanie hatte nämlich in jeder Rolle eine andere Perücke und weiter nichts. Im Uebrigen spielte er sich immer selbst, und da er im Leben ein höchst ungebildeter Mensch war, so können Sie leicht denken, was er repräsentirte!"

Sehr witzig spottete Schröder über die zur Zeit herrschenden Wiener Theaterverhältnisse, indem er folgende Anekdote erzählte. Ein Schauspieler, der kein Engagement hatte, kam zu dem Director des Leopoldstädter Theaters zu Wien mit der Bitte um Anstellung. „Kann der Herr reiten?" wurde gefragt. „Nein". „So kann ich den Herrn nicht brauchen!" Dieser ging nun zu einem andern Vorstadttheater. „Kann der Herr fliegen?" hieß es hier. „Nein." „So kann ich den Herrn nicht brauchen." Nun wagte es der zweimal Abgewiesene, zu dem Director des K. K. Theaters (damals, 1806, Baron von Braun) zu gehen. „Können Sie memoriren?" wurde hier gefragt. „Ja" antwortete der Schauspieler muthig, indem er annahm, daß diese Eigenschaft ihn sehr empfehlen werde. „Dann kann ich Sie nicht brauchen" ward erwidert, „denn Sie verderben mein Ensemble. Bei mir lernt Niemand seine Rolle!"

Die Rede kam später auf den kurz zuvor verstorbenen Hamburger Rathsherrn Sieveking. Dieser hatte 1796 das abscheuliche Projekt entworfen, daß Schröder von jeder Theater-Einnahme den achten Theil an die Stadt zahlen mußte; bis dahin hatten nur die wandernden Marionettenspieler und Leute, die Thiere u. dgl. sehen ließen, diese Abgabe entrichtet. „Einer Kunstanstalt hätte dieser Druck nicht auferlegt werden dürfen" sagte Schröder, noch in der Erinnerung erregt über die vor zehn Jahren eingeführte Maßregel. Kurz nach deren Inkrafttreten, als Schröder sich eben von der Bühne zurückgezogen hatte, schrieb ihm Sieveking: „er würde sich eine in Hamburg gegenwärtige hohe Herrschaft sehr verbinden, wenn er noch einmal spielen wollte." Mit gerechtem Stolze antwortete der Künstler: „Seitdem Ew. Wohlweisheiten das Theater mit jenen Menschen in eine Klasse gesetzt haben, die Thiere sehen lassen, lasse ich mich nicht mehr sehen."

Noch scherzte Schröder darüber, daß er „der älteste Schauspieler" sei. Seit seinem zweiten Jahre hatte er gespielt, im dritten zum ersten Male auf der Bühne gesprochen, und zwar in Petersburg, wo er in einem Schäferspiele die „Unschuld" repräsentirte und zu sagen hatte: „Ich spreche Dich frei." Wovon er aber und Wen er freigesprochen habe, wußte er nicht mehr. Nach der Vorstellung habe er, wie man ihm später gesagt hatte, auf dem Schooße der Kaiserin Elisabeth gesessen, die ihn sehr geliebkost habe.

Daß unter solchen Erzählungen der Abend nur allzubald

verstrich, kann man denken. Man schied von Schröder immer höchst ungern.

Die Vorstellungen gingen unterdessen, trotz der trüben Zeitläufte, ununterbrochen vorwärts. Am ersten Weihnachtstage durfte damals — so wollte es der Hochweise Rath — in Hamburg noch nicht gespielt werden, jedoch brachte das Jahr 1807 insofern eine willkommene Erleichterung, als der Abend des 1. Januar freigegeben wurde, an welchem bis dahin auch keine Comödie hatte sein dürfen, vermuthlich weil amplissimus Senatus der Meinung war, die Leute seien passender in den Schänkstuben der Wirthshäuser untergebracht, als an einer Stätte, wo ihrer ein edleres Vergnügen harrte. Wir gaben zur Eröffnung des neuen Jahres die Cherubinische Oper „Faniska".

Ein Declamatorium, welches ich am letzten Januar gab, fiel in jeder Hinsicht außerordentlich befriedigend aus; den Löwenantheil des Beifalls trug mein Töchterchen Louise davon, welches drei Pièceen allerliebst declamirte. Auch Schröder, der gekommen, obwohl er noch in eine große Gesellschaft geladen war, hatte zu unser Aller Stolz die Güte, der Kleinen einige Artigkeiten zu sagen.

Zehn Tage später, am 10. Februar, waren wir abermals zum Abendessen bei Schröder, wo sich, wie fast immer, eine auserlesene Gesellschaft zusammen fand; ich machte an diesem Abende die Bekanntschaft des Professors Meyer aus Bramstedt, des spätern Biographen Schröders. Es wurde

nur vom Theater gesprochen; Schröder allein unterhielt die ganze Gesellschaft, so unerschöpflich reich war er an kleinen Anekdoten und Zügen, die aber alle mehr oder weniger einen lehrreichen Bezug auf die Kunst hatten. Er konnte als ein Magazin voll praktischer Regeln für dieselbe gelten.

Die Rede kam zufällig auf die fehlerhafte Betonung der Vocale, die manchem sonst braven Schauspieler eigen ist. „So lange diese Leute" sagte er, „ohne Leidenschaft sprechen, sind sie wahr und vortrefflich, aber gnade Gott, wenn sie das erste: „O mein Gott!" oder: „Ach mein Vater!" auszurufen haben. Da trillern und singen und zerren sie an den „Oooo!" und „Aaaach!", daß alle Wahrheit dahin ist. Den Vocalen verdanken sie ihre Manier. Ich kannte" fuhr er fort, „eine sehr brave Künstlerin: Madame Hensel geborene Sparmann, spätere Seyler, der selbst Lessing, freilich in ihrer Jugend — sie war sehr schön!*) — in der Dramaturgie ein Denkmal gesetzt hat; auch sie hatte jene fehlerhafte Betonung der Vocale. Diese Manier war ihr so zu eigen geworden, daß sie dieselbe trotz öfterer Erinnerung nie abzulegen vermochte. Sie konnte deßhalb nie auf mich wirken."

„Stille Wasser sind tief", Lustspiel nach Beaumont und Fletcher von Schröder, war kürzlich gegeben worden. Der Bearbeiter des Stücks war mit der Vorstellung äußerst unzu-

*) Ihr Portrait (als Merope), nach Graff von Geyser gestochen, befindet sich vor dem Gothaer Theaterkalender auf das Jahr 1776.

frieden*); ich bemerkte — und zwar an diesem Abend zuerst — daß er von der Direction nicht viel hielt; selbst an Herrn Herzfeld fand er zu tadeln. „Ich begreife nicht" sagte er, „wie man Director sein kann, wenn man es nicht versteht. Gesetzt, so ein Director wollte mich als Schauspieler über einen Fehler belehren, so würde ich ihm antworten: „Du Esel hast ja gestern denselben Fehler gemacht." Und ich meine, ich hätte ein Recht dazu. Nein, seitdem ich meine „stillen Wasser" gesehen habe —" „Fanden Sie, daß die Aufführung nichts weniger als tief war!" fiel Professor Meyer witzig ein.

Auch er äußerte sich dann über den damaligen Zustand der Hamburger Bühne in tadelndem Sinne, namentlich mißbilligte er die Wahl der gegebenen Stücke. „Kein Vernünftiger" meinte er sehr richtig, „wird der Direction zumuthen, daß sie täglich einen „Egmont" oder die „Iphigenie" geben solle. Wohl aber darf man verlangen, daß in einer so großen Stadt die Pächter einer Bühne, die einen sehr bedeutenden Ueberschuß liefert, mindestens einen Tag in der Woche der Darstellung eines Meisterstücks widmen, damit den Gebildeten, und deren giebt es Gottlob überall, die Gelegenheit gegeben werde, sich an wahrer Kunst zu erfreuen. Wird eine solche

*) „Vor einigen Tagen trieb mich meine Unzufriedenheit mit der Darstellung schon im zweiten Aufzuge aus den „stillen Wassern". Die männlichen Hauptcharaktere wurden zu niedrigkomisch gehalten, sogar in der Kleidung; Antoinette zu vornehm." (Schröder an Meyer, Leben II. 230.)

Vorstellung auch spärlich besucht, so ist dies als ein Opfer zu betrachten, welches eine gut situirte Bühne dem bessern Geschmacke bringt — und bringen muß. Sie fahre nur consequent damit fort, und es läßt sich wetten: wenn es bekannt wird, daß an einem bestimmten Tage der Woche nur das kleine Häufchen der Gebildeten das Theater besucht, so wird der Ehrgeiz bald auch Andere dahin führen, die zu diesen gerechnet sein wollen, und so veredelt sich unvermerkt deren Geistesrichtung. Eine Theaterdirection ist zur Verweserin des besseren Geschmacks ernannt und muß dieser Verpflichtung entsprechen, will sie sich nicht mit Affen- und Bärenführern in Eine Classe setzen lassen."

Lebhaft verurtheilte Schröder, der nun wieder das Wort ergriff, die Unsitte vieler Komiker, durch unzeitige Späßchen die Aufmerksamkeit auf sich und von der Hauptperson des Stückes abzuziehen*); empörend aber sei es vollends, durch

---

*) Als Beweis, daß Schröder gewissenhaft ausführte, was er als recht erkannt, will ich einschalten, wie er selbst in einem ähnlichen Falle zu handeln pflegte. Er spielte in seinen Jugendjahren die komische Rolle des trunkliebenden Küsters in Engels „dankbarem Sohn". Wenn nun die Stelle kam, wo Vater Rode ein kurzes Gebet zum Himmel spricht, hatte Schröder — damit auch nicht die leiseste Bewegung des Komikers die Würde des Gebetes störe oder schmälere — schon zeitig vorher seinen Hut abgenommen und bei Seite gelegt, „denn als Küster" bemerkte er sehr richtig, „konnte ich nicht füglich den Hut aufbehalten wenn man neben mir betete. Zog ich ihn aber mit dem Vater Rode zugleich ab, so

dergleichen Lazzi eine ernste oder rührende Scene zu stören. Dies letztere sei ihm einmal in Mannheim angethan worden, wo er den „Vater Rode" in Engels „Dankbarem Sohn" gespielt, und Beil als Küster das Publicum zur Unzeit in's Lachen gebracht habe. „Einmal" sagte er, „ertrug ich's, flüsterte aber darauf Herrn Beil zu: so wie er sich noch ein unzeitiges Späßchen erlaube, würde ich ihn auf offener Scene veranlassen, vom Theater abzutreten." Uebrigens sprach er von Beils komischem Talent mit vieler Achtung; Iffland sei damals kaum neben ihm bemerkt worden. „Nie" sagte er, „hätte ich geglaubt, daß aus Iffland ein guter Schauspieler geworden wäre." So habe dieser damals in Mannheim den Narren im „Lear" und Marinelli in „Emilia Galotti" bekommen und Schröder gebeten, die Rollen mit ihm durchzunehmen. Iffland habe sich dabei ganz erbärmlich gezeigt und auf Schröders öfteren Tadel sich damit entschuldigt: daß dies keine Rollen aus seinem Fache seien, worauf Schröder erwiedert habe: daß ihn dies doch nicht hindern könne, die Rollen richtig zu lesen.

Von Beil trug Schröder noch eine Anekdote vor, die (wie er einschob) er freilich nicht selbst erzählen sollte, weil er sich gleichsam ein Compliment dadurch mache. Doch, was er gethan, sei ja nur sehr unbedeutend. Man habe ihm nämlich

---

hätte dies leicht einen nicht beabsichtigten lächerlichen Eindruck hervorrufen können."

(Anmerkung F. L. Schmidts.)

in Mannheim erzählt, wie schlecht die ökonomischen Umstände des guten Beil beschaffen seien; dieser Künstler habe bereits Alles verpfändet, und sein letztes Stück: einen großen Mantel unter dem er gleichsam alle seine Defecte bis jetzt verborgen gehalten, habe er kürzlich auch nach dem Pfandhause schicken müssen.

Schröder machte sich nun das Vergnügen, heimlich die ganze verpfändete Garderobe auszulösen. Ein Freund schaffte die Stücke in ein Nebenstübchen von Beils Wohnung, wo sie einzeln ausgebreitet über Stühle gehängt wurden. Beil trat in melancholischer Stimmung in sein Zimmer, als er veranlaßt ward, in das Nebenstübchen zu gehen. Schröder stand mit jenem Freunde versteckt, um der Ueberraschung zuzusehen.

„Da ist ja mein Mantel wieder!" habe Beil (wie Schröder berichtete) ausgerufen, „und hier meine Hosen — da sind ja auch meine Hemden!" Dann habe er gleichsam für sich dazwischen gesprochen: „Und die Hemden sind noch rein — und die Röcke unverletzt — Donnerwetter! Und hier der prächtige Mantel! Ha! Ein unbekannter Freund ist auch ein Freund!" Mit diesem Citat habe er sich endlich Luft gemacht.

Bei dem später abgehandelten Capitel von Uebertreibung komischer Scenen kam Schröder auf das am Tage zuvor aufgeführte Fastnachtsstück: „Der Teufel ist los". „Da sind Sie" sagte er listig lächelnd zu mir, „auch ein wenig zu vorlaut gewesen!" Ich glaubte mich dadurch zu entschuldigen, daß ich sagte: es scheine mir, als habe das ganze Personal an

diesem Fastnachtstage jede Convention des Theaters aus den Augen gesetzt, wie dies bei der Posse „Der Teufel ist los" in Hamburg damals (und noch viele, viele Jahre später) von jeher zu geschehen pflegte*). Zu den Punschscenen bildete das gesammte Personal mit Kind und Kindeskind regelmäßig einen barocken Aufzug, und Jeder bemühte sich, den Andern in der Tollheit seiner Maske zu übertreffen. Das Publicum selbst pflegte an jenem Tage mitzuspielen, und vor wie hinter den Lampen nahm man es nicht genau, da Tag und Stunde, sowie das Stück selbst, welches als Singspiel gleichsam den Ausgangspunkt der deutschen komischen Oper gebildet hatte**),

*) Lebrun (Allg. Theater-Lex. IV, 178) versichert, noch 1841 dränge sich das Publicum am Faschingsmontage, dem der „lustige Schuster" nie fehlen dürfe, „auf die Bühne und verläßt sie auch dann erst, wenn es von dem Theile, der oben keinen Platz finden kann, von Parterre und Gallerie aus heruntergepfiffen wird."

**) 1753. „Die Schönemannsche Truppe in Hamburg spielte dieses Stück (das alte englische „the Devil to pay") nach einer Uebersetzung von Bork und nach der englischen Musik. Da es das erste Singspiel war, was wieder auf das deutsche Theater gebracht wurde, so erhielt es großen Beifall und wurde ein einträgliches Stück für die Casse. Die Uebersetzung war aber nur Handschrift und Schönemann gab sie nicht heraus. Koch (Director des Leipziger Theaters) bat daher Weiße, das englische Stück auch für ihn zu übersetzen." (Christian Felix Weißens Selbstbiographie, S. 25 fg.) Die frei bearbeiteten Arien componirte Kochs Musikdirector Standfuß ganz neu; später „verbesserte und erweiterte" Weiße das Textbuch und Hiller schrieb eine andere Musik dazu. In dieser Gestalt blieb „Der Teufel ist los" über ein halbes Jahrhundert lang heimisch auf der deutschen Bühne.

eine allgemeine fröhliche Ungebundenheit begünstigten. Bei der in Rede stehenden Vorstellung nun hatte ich als „Bauer Hans" meine „Grete" auf einem Schubkarren in die Scene gerollt. Schröder neckte daher: „Ich glaubte mindestens, diese Grete würde nicht gehen können, oder hinken, weil sie sich fahren ließ; wie verwunderte ich mich daher, als sie später mit ihrem Hans einen Walzer tanzen konnte!" Etwas Gedankenloses — und war es auch noch so unbedeutend — konnte Schröder eben nirgend leiden.

Die Rede kam bei dieser Gelegenheit auf unnatürliche Bewegungen mit den Händen oder dem ganzen Körper, die gleichfalls sehr oft vom Publicum als Kunst angestaunt werden, aber immer die Täuschung zerstören. „So sah ich" erzählte Schröder, „in Berlin von Böheim den König im „Hamlet". In der Scene, wo der König betet, stürzte dieser Schauspieler mit beiden Knieen zugleich auf die Erde. „O über den Esel!" rief ich dem Professor Engel zu, der neben mir saß. „Mit beiden Knieen zugleich!"

„Warum nicht?" fragte Engel. „Das hat jedesmal großen Effekt gemacht!"

„Aber es war jedesmal falsch" erwiederte ich; „denn auch in der größten Leidenschaft macht nie ein Mensch eine Bewegung, die seinen Körper aus dem Gleichgewicht bringen könnte." — Das Letztere tritt aber ein, wenn ich mit beiden Knieen zugleich zur Erde stürze!"

Wir mußten die Richtigkeit dieser Bemerkung sogleich zugeben.

„Sie haben" fuhr Schröder fort, indem er mich wieder listig anblickte, „einmal ein ähnliches Kunststück gemacht, als Sie im Abbé de l'Epée Ihrem erzürnten Vater auf beiden Knieen nachrutschten, um ihn zu erbitten. Es gefiel, es gefiel! O, Sie haben gehört, wie sehr man applaudirte. — Aber man muß sich nie ein Applaudissement errutschen!"

Ich saß beschämt und fühlte mich recht unglücklich. Rasch benutzte ich jedoch die Gelegenheit, ihn offenherzig um sein Urtheil über meine Kunstleistungen zu fragen. „Sie sind" antwortete er mit Ernst und Nachdruck, „auf dem Wege, ein sehr braver Schauspieler zu werden. Ich wünschte nur, daß Sie hier gute Muster hätten. Hüten Sie sich vor jeder Manier; von Iffland haben Sie vorzüglich viel angenommen."

Die Bemerkung war richtig; ich stimmte mit Iffland in manchen Kunstansichten überein. Nie jedoch hatte ich ihm sclavisch nachgeahmt, und wenn es dennoch manchmal so schien, so war der Grund einzig der, daß ich ihm in einigen Aeußerlichkeiten, wozu namentlich das verschleierte Organ gehörte, glich. Hatte man doch noch ehe ich Iffland spielen sah schon Aehnlichkeit zwischen uns finden wollen!

Ich machte dies bescheiden gegen Schröder geltend, und er war so billig, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. „Sie thun sehr wohl daran" sagte er, „die Affen- und Afterkunst des Copirens schlechthin zu verwerfen; Ein selbständiger Schritt vorwärts ist mehr werth, als meilenweit auf fremden Krücken zu hinken. Die Schauspielkunst wird sehr herabge-

würdigt, wenn man nur den Begriff der Nachahmung vorhandener Muster damit verbindet. Allenfalls staunt man den Fleiß des Copisten an, aber auf den Namen eines Künstlers darf nur Derjenige Anspruch machen, der aus der Fülle seiner Phantasie eigene Gebilde frei erschafft. Ein Schauspieler sei kein Antiquar, der seine Gestalten durch Tradition empfängt und wiedergiebt! Dies ist in Frankreich der Fall; dort lieferte der Acteur, welcher vor einem Jahrhundert zuerst die Rollen des Racine oder Molière „creirte", die unwandelbare Richtschnur der Darstellung, und bis auf den heutigen Tag wird jenes Vorbild in jeder Bewegung treulichst nachgeahmt; höchstens gelang es Le Kain, die Allongenperücken und die Reifröcke zu vertreiben. Noch heute aber richtet sich der Schauspieler in der Provinz nach jenem in der Hauptstadt; wie dieser den Charakter einer Rolle auffaßte, sich kleidete u. s. w., — so und nicht anders wiederholen es alle Nebenbühnen. Die eigene Beurtheilung ist dadurch gänzlich gefangen, und jegliches Genie wird durch das Joch eines fremden Gesetzes erstickt."

Alle Anwesenden stimmten diesen Bemerkungen zu; besonders lebhaft Professor Meyer, der die französische Bühne aus eigener Anschauung kannte. Schröder fuhr fort: „Vor der Hand kann ich nur Sie selbst Ihnen zum Muster empfehlen. Ich habe nämlich Ihr neulich gegebenes Declamatorium mit großem Vergnügen gehört. Da sprachen Sie, wie ich Ihnen immer zu sprechen rathe. Auch Ihre Gesticulation war die richtige. So und nicht mehr."

Auf meine im Verlauf des Abends gethane Frage: „welches Stück er für seine beste dramatische Arbeit halte?“ gab er mir zur Antwort, daß dies „der Vetter aus Lissabon“ sei, weil in diesem Stück mit wenig Mitteln viel bewirkt werde.

Unser Gespräch lenkte sich nun wieder auf seine Directionszeit, während deren er unzählige Schnurren erlebt hatte, die er unvergleichlich vortrug, sie gleichsam dramatisch darstellend. Heute gab er seine Unterredung mit dem originellen alten General von Spörken*) zu Hannover, welche in den Anfang der 1770er Jahre fiel, zum Besten.

Schröder gebrauchte zur Darstellung des „Deserteurs aus Kindesliebe“ eine bedeutende Anzahl Soldaten und mußte den General als derzeitigen Gouverneur der Stadt persönlich darum ersuchen.

Der alte Herr (dessen feierliches Leichenbegängniß**) mit Fackeln als kleiner Knabe gesehen zu haben ich mich noch dunkel erinnere) empfing Schröder sehr freundlich; es entspann sich zwischen Beiden der folgende drollige Dialog, und zwar von Seiten des Generals in der Calenbergischen platten Mundart, worin er als biederer Hannoveraner gern redete.

*) Dieser große Freund und Gönner des Schauspiels, der es im Ballhofe fast täglich besucht hatte, konnte nicht über sein ritterliches Herz bringen, es im Schlosse mit anzusehen, weil er behauptete, es sei despectirlich gegen den König, daß in dessen Hause ein Vergnügen verkauft werde. (Meyer, a. a. O. I, 251.)

**) Feldmarschall Fr. Aug. v. Spörken starb anfangs Juli 1776; Schmidt war damals also vier Jahre alt.

Schröder: „Ich komme, Ew. Excellenz zu bitten, mir zu der morgenden Vorstellung die Benutzung der nöthigen Soldaten zu erlauben."

Gouverneur: „Kann He kriegen. He mott se aber betahlen. Woveel bruukt He?"

Schröder: „Ungefähr achtzig Mann."

Gouverneur: „Kann He kriegen. Wat söllt de Keerls maken?"

Schröder: „Soldaten."

Gouverneur: „Dat is gut."

Schröder: „Ich bitte aber Ew. Excellenz, zu erlauben, daß sie in ihrer Montur erscheinen können."

Gouverneur: „Wat! Is He dull? Könnigs Mondur tau Narrenspossen? Dat is nicks. Dat dau eck nich."

Schröder: „Es ist doch überall gebräuchlich!"

Gouverneur: „Wat geit meck dat an? Eck dau dat nich."

Schröder: „So kann ich die Vorstellung nicht geben lassen. Ich empfehle mich Ew. Excellenz!"

Gouverneur: „Hör' He mal! Möt de Keerls ook probeeren?"

Schröder: „Ja."

Gouverneur: „Daför mott He se ook betalen! Twei gude Gröschen för de Praube, twei gude Gröschen för den Abend!"

Schröder: „Gern."

Gouverneur: „Denn könnt se dat Undertüüg anbehohlen."

Schröder: „Das nützt mir nichts. Wo soll ich achtzig Röcke hernehmen?"

Gouverneur: „Denn kann eck Öm nich helpen. Düvel noch mal! Könnigs Mondur op'n Theater! He is dull!"

Schröder: „Ich empfehle mich."

Gouverneur: „Adjüs! — Hör' He mal! Se könnt de Röcke anbehohlen, aber He mott annere Rabatten översetten laaten!"

Schröder: „Wie kann ich —"

Gouverneur: „Un annere Häue —"

Schröder: „Aber —"

Gouverneur: „Un annere Portepées!"

Schröder: „Ich kann bis morgen weder so viele Rabatten, noch Hüte, noch Portepées anschaffen!"

Gouverneur: „Denn kann eck Öm nich helpen. Adjüs."

Schröder: „Ich empfehle mich."

Gouverneur: „He is doch'n Schwerenothskeerl! He gift kein gut Wort uut! Hett He denn Schaden, wenn He dat Stück nich geben kann?"

Schröder: „Allerdings."

Gouverneur: „Na, denn könnt se de Häue und de Portepées behohlen; aber annere Rabatten möt se partuh hebben."

Schröder: „Aber —"

Gouverneur: „Nu, taum Düvel! Eck daue alles, wat eck kann, un — Rabatten möt se partuh hebben!"

Schröder: „Gut, ich will sie machen lassen."

Gouverneur: „Aber maak He meck keine Flausen! De Adjudant sall uppassen."

Nur unter der Versicherung, die Rabatten ganz gewiß verfertigen zu lassen, konnte sich Schröder losmachen. —

Ach, nur zu schnell entfloh unter solchen Gesprächen die Zeit, wenn wir Abends bei Schröder zum Besuch waren; und unvermerkt war auch die ganze Dauer seines Aufenthaltes in Hamburg abgelaufen. Der Frühling kam, und mit ihm die Nothwendigkeit, daß der treffliche Mann nach Rellingen zurückkehrte.

Am 14. April, bald nach Ostern, nahm ich schmerzlichen Abschied von ihm. „Sie haben mir einmal gesagt" bemerkte er gütig, „ich solle Acht auf Ihr Spiel geben; das habe ich gethan. Bei Ihrem Vortrag habe ich nichts zu erinnern, er ist innig und folglich wahr. Ihre Sprache ist rein und ohne Dialect, aber in Ihren Gesticulationen liegen Uebelstände, welche Sie überwachen müssen." Er ahmte mir dann meine Fehler nach und fügte jedesmal das Richtige hinzu, wobei er das vielfältige Drehen und Wenden des Körpers mit einer Leichtigkeit ausführte, die einen dreiundsechszigjährigen Mann nicht entfernt errathen ließ.

„Nehmen Sie vorlieb" schloß er freundlich; „im nächsten Winter will ich aufmerksamer sein!"

Damit reichte er mir die Hand und ich verabschiedete mich.

Mein Künstlerleben kam mir nun recht einsam vor, trotz einiger lieben Privatbekanntschaften, die ich in Hamburg be-

14*

reits geschlossen hatte. Ehe ich aber von solchen spreche, will ich berichten, was bei'm Theater vorging. Ist doch das Meiste davon merkwürdig genug.

So wurde am 15. September 1807 Lessings „Minna von Barnhelm", dieses unübertroffene Lustspiel, um der Occupation willen ohne den Riccaut de la Marlinière aufgeführt! Hätte Lessing, als er das Stück (nach dem siebenjährigen Kriege) schrieb, wohl gedacht, daß in Deutschland eine Zeit kommen würde, wo man aus Opportunitätsgründen diese Rolle wegließe?

Das classische Stück beschritt die Bretter anläßlich eines Gastspiels von Friederike Bethmann, welche ich nicht anstehe, für die gebildetste deutsche Schauspielerin zu erklären, die ich bis dahin kannte. Auch Freund Klingemann schrieb mir in Bezug auf sie aus Braunschweig, wo sie unmittelbar vorher gastirt hatte: „Mad. Bethmann hat mir sehr gefallen; sie ist wahrer und consequenter wie Iffland, der oft zu humoristisch und witzig und daher springend im Spiele ist. Die Bethmann verschmäht alles dies, und besonders alle Effectmittel. Ihre Darstellungen sind rein; das Meer ist durchsichtig bis zur Tiefe, und geräth es in Sturm, so greift Welle in Welle."

Die Gastdarstellungen der Bethmann hatten ein vorwiegend classisches Repertoire gebracht; dazwischen wurde Franz von Holbeins „Fridolin", Schauspiel in fünf Acten nach Schillers „Gang nach dem Eisenhammer" oft gegeben und stets gern gesehen; außerordentlich gefielen ferner Goethes „Mit-

schuldige", worin ich den Söller und Frau Schröder (=Stollmers) die Sophie spielte. Noch producirte sich ein Tänzer Namens Gasparini, der naiver Weise bekannt machen ließ, er werde „alle seine Kunst aufbieten", um einen p. t. Publico zu gefallen.

Zur Abwechslung hatten wir auch einen kleinen Conflict mit der hohen Obrigkeit, welche am 9. September den Mitdirector des Theaters; Herrn Eule, auf 24 Stunden einsperren ließ, weil der Cassenbeamte die Loge des Prinzen Bernadotte anderweitig vermiethet hatte. Der Beamte hatte völlig im guten Glauben gehandelt, da der Senat, der die Bernadottesche Loge bezahlte, hatte sagen lassen: dieselbe brauche nicht mehr reservirt zu werden. Am ersten Abend nun, da sie vermiethet war, fiel es dem Prinzen ein, das nie zuvor von ihm betretene Theater zu besuchen, um die Bethmann als Maria Stuart zu sehen. Als er keinen Platz fand, war sein Ingrimm natürlich groß, und amplissimus Senatus beeilte sich, denselben Herrn Eule zum Opfer zu bringen, denn die Herren Wohlweisheiten konnten doch unmöglich „in die Bucht springen", wie eine Hamburger Redensart besagt. Immer wurde das Theater wie ein Stiefkind behandelt. Jahrelang hatte petitionirt werden müssen, ehe es erlaubt wurde, Sonntags zu spielen, und noch jetzt mußte bei jedem beliebigen Anlaß die Bühne geschlossen bleiben, wie z. B. am 3. September, wo wegen der Beerdigung des Bürgermeisters Poppe nicht gespielt werden durfte!

Da ich von einer Beerdigung spreche, so will ich doch erzählen, daß eines Tages im October 1807 meine Frau und ich durch den fröhlichen Klang der Feldmusik eines spanischen Regiments an's Fenster gelockt wurden. Wir glaubten nicht anders, als daß das Regiment, wie gewöhnlich, zum Exerzieren marschiren würde. Wie sehr waren wir daher überrascht, als wir hinter dem Musikcorps die Leiche eines Kindes sahen! Vier Tambours trugen den schwarzen Sarg, auf dem ein Kreuz von Perlmutt lag; über diesem befanden sich zwei Kränze von Herbstblumen, gebogen wie zwei Triumphbögen. Jeder Träger hielt eine Wachskerze in der Hand. So wanderte der Zug in munterem Schritt die Gasse hinauf. Ich kann es nicht beschreiben, welchen angenehmen Eindruck der Anblick dieser Leiche auf mich machte. Die verstorbene Hülle, unter den bunt bekränzten Triumphbögen ruhend, schien bei den Tönen der fröhlichen Musik so heiter dem Grabe entgegen zu schweben, wie ehemals zum Kinderspiel. „O welches schöne Leichenbegängniß!" rief ich unwillkürlich, und mein wie meiner Frau Auge wurde naß. Anschaulicher als je ward mir bei dieser Gelegenheit die Zwecklosigkeit unseres Trauergepränges, das nur darauf ausgeht, den Schmerz der Hinterbliebenen noch zu vergrößern. Da trägt Alles die Farbe der Nacht; Wagen und Pferde, oft die Wände des Trauerhauses sind in Schwarz gehüllt. Um den Verstorbenen recht zu ehren, werden die Empfindungen so bestürmt, daß mancher Leidtragende vom Schmerz überwältigt zu Boden sinkt. Da wim-

mern die Glocken der Stadt durcheinander; ein Chor von Schülern singt eine rührende Cantate; am Grabe spielen Musikanten einen Trauermarsch. Wessen Herz muß da nicht brechen! Und wozu diese Vermehrung des Schmerzes, dies Wühlen in der Wunde? Ist der Tod an sich nicht schmerzlich genug? Mit dem letzten Athemzuge des Leidenden sollte die Farbe der Freude überall aufgesteckt werden, denn der Geprüfte hat überwunden und die Zurückbleibenden bedürfen des Trostes. Was kann sie mehr beruhigen, als wenn die Feier des Leichenbegängnisses den Uebergang zu jenem Leben auf eine heitere Weise anschaulich macht? Der Wagen sei mit Blumen geschmückt, die Träger gleichfalls bekränzt, namentlich da, wo die Blumen noch ein Sinnbild der Jugend, der Unschuld, der Freundschaft und Liebe vorstellen. Der Kirchhof sei nicht eingezäunt von schwarzen Gittern: ein schönes Blumenbeet sei die Grenzwarte jedes Grabes, und statt der formlosen Leichensteine wähle man allegorische Figuren, wie sie die Griechen hatten, um den Tod zu versinnbildlichen. Dann wird der sonst schaudervolle Kirchhof einem lieblichen Parke gleichen, und wir werden, wenn wir an ihm vorübergehen, mit innerer Ruhe, oft mit Sehnsucht über die Mauern desselben blicken. Vor Allem aber fahre oder trage man jede Leiche unter Musik, die einen anständig-heiteren Charakter hat, zur Gruft.

Doch — nach dieser Abschweifung zurück zu dem Gange der Ereignisse.

Der Schluß des Jahres 1807 gestaltete sich sehr fröhlich

für mich durch den Erfolg, welchen ich mit einer von Grund aus neuen Umarbeitung meines bereits in Magdeburg aufgeführten vieractigen Schauspiels: „Die Weihnachtsfeier“ errang. Schon im October hatte ich dieselbe vollendet und unverzüglich an mehrere Bühnen gesandt, die das Stück fast alle annahmen; zuerst Leipzig, welches mir ein Honorar von acht Ducaten (ein für alle Mal) zahlte. In Hamburg gaben wir es zuerst am 23. December — ein mir unvergeßlicher Abend! Es wurde ziemlich nachläſſig gespielt, namentlich habe ich nie ein schlechteres Memoriren gehört; allerdings war ich auch nie in einem Stück mit den Worten so vertraut, wie in diesem, das ich selbst verfaßt. Nächstdem vermißte ich jede Deutlichkeit des Vortrags, und doch ist diese von so hoher Wichtigkeit! Alle Kunst, aller Kraft-Aufwand ist vergebens, sobald der Zuschauer die Worte des Recitirenden nicht versteht. Das Theater gleicht dann einem Taubstummen-Institute, wo man nur unarticulirte Laute vernimmt. Unser Publicum jedoch — ein schreiender Beweis, wie es durch Gewohnheit gegen ähnliche Mängel bereits abgestumpft war — merkte von alledem nichts und applaudirte sehr viel, ja, unterbrach selbst Reden, deren geistlose Recitirung mich erschreckte, mit Beifallszeichen. Und doch war dies das nämliche Publicum, welches Jahre lang Comödie unter einem Schröder gesehen hatte!

Dieser große Künstler traf in den letzten Tagen des Jahres wieder in Hamburg ein, zeitig genug, um die Vorstellung

der „Jungfrau von Orleans“ am 1. Januar 1808 mit zu erleben. Bald trat auch ich wieder mit ihm in näheren Verkehr.

Ehe ich aber meinen ersten Besuch im neuen Jahre bei ihm schildere, muß ich erzählen, wie ich noch im alten bei einem guten Freunde, Namens Schütte, dessen Gastlichkeit ich manche vergnügte Stunde dankte, die Bekanntschaft des Doctor Heise gemacht hatte. Dieser, ein Bruder des Bürgermeisters von Hamburg, war sehr harthörig und machte anfangs einen gar grämlichen und mürrischen Eindruck; wenn man ihn aber näher kennen lernte, mußte man ihn sehr lieb gewinnen.

Mir war das Interessanteste an ihm, daß er von Eckhof viel erzählen konnte. Er war nämlich ein Jugendfreund dieses großen Künstlers gewesen. Da mir jede Notiz über denselben denkwürdig erschien, weil noch kürzlich sein Biograph (Iffland, in seinem Theateralmanach für 1807) darauf aufmerksam gemacht hatte, wie vielleicht in Hamburg (Eckhofs Geburtsorte) noch Manches über sein früheres Leben aufgefunden werden könnte, so schrieb ich die Erzählungen des Doctor Heise sorgfältig nieder. Er berichtete: Gleichheit des Alters und des Sinnes habe ihn schon früh vielfach mit Eckhof verkehren lassen. Der junge Heise führte den Künstler auch in seinem elterlichen Hause ein, jedoch nicht als Schauspieler Eckhof, sondern als Eckhof schlecht weg. Denn der alte Heise war Pastor, und in damaliger Zeit war es noch

sehr auffallend, wenn ein Comödiant bei dem „hochwürdigsten Herrn" verkehrte.

Der anspruchslose, gesellige und angenehm unterhaltende Eckhof gefiel dem Pastor ungemein. Endlich erfuhr dieser den Stand seines Gastes, erschrak zwar etwas, konnte aber doch am Mittage nicht unterlassen, seinem Sohne zu sagen: „Warum hast Du mir den lieben Eckhof nicht mitgebracht?" Lebhaft schilderte Doctor Heise, was für ein rechtschaffener Mann Eckhof gewesen sei. So habe er die Bekanntschaft desselben in — der Kirche gemacht. Der berühmte Musikdirector Telemann habe im Anfang der Vierziger Jahre allsonntäglich die schönsten Kirchenmusiken aufgeführt; Eckhof habe bei keiner gefehlt und mit Entzücken den majestätischen, langsam verhallenden Tönen der Orgel gelauscht. Er begegnete darin Heises Empfindungen; Beide wurden seit jenen Kirchenbesuchen unzertrennlich. Heise ging damals täglich in das Theater; „Eckhof und die Starke in den Liebhaberrollen —!" rief der alte Herr enthusiastisch. „So viel darüber schon Gutes gesagt worden, die Größe ihrer Verdienste zu beschreiben, ist unmöglich. Und doch hatten diese trefflichen Künstler die elenden Alexandriner der damaligen Stücke zu sprechen! Die Wirkung derselben war nur durch ihren Vortrag erklärbar."

Heise hatte viele Künstler gesehen; auch Le Kain in Paris. „Keine Spur von Wahrheit habe ich an ihm im Tragischen gefunden" versicherte er; „ja, in leidenschaftlichen Rollen

hat er mich oft zum Lachen gereizt. Wie anders*) machte das Eckhof!" Und in der damaligen Zeit, fügte er hinzu, sei es für die wenigen guten Schauspieler noch weit schwieriger gewesen, ein Ganzes in eine Darstellung zu bringen, da der Abstand zwischen ihnen und den übrigen Schauspielern größer, weit größer gewesen sei, als später. Dabei wurde Eckhof damals mit dreihundert Thalern bezahlt, von denen er noch einen Theil in Entréebillets bekam, die er erst durch Juden und andere Zwischenhändler auf der Straße zu Gelde machen lassen mußte!

Auch von Charlotte Ackermann sprach Doctor Heise mit Enthusiasmus. „Sie mochte spielen" sagte er, „was sie wollte, und neben ihr mochte erscheinen, wer da wollte — sie überstrahlte Alles; man sah nur sie. Nur Einen Ton durfte man von ihr hören, und man war gewonnen, gefesselt

*) Man erzählt von Eckhof: ein Bauer, der zum ersten Male in das Theater geführt worden, habe, da er ihn als Hofmann mit einem anderen Herrn auf die Bühne treten sah, seinen Hut ergriffen und sich entfernen wollen. Auf die Frage: „Wohin?" antwortete er naiv: „Der Herr (Eckhof) hat ja wohl mit dem Andern etwas Wichtiges zu verhandeln; da schickt es sich nicht, zuzuhören." Welche Wahrheit muß in Eckhofs Auftritt gelegen haben, daß er ohne Worte eine solche Bemerkung in dem Bauern erwecken konnte! Freilich unterstützte die damalige Tracht die Repräsentation gar sehr. Das galonnirte Kleid, welches ohne Chaussure und frisirtes Haar nicht getragen werden konnte, machte die Gestalt schon an sich ehrfurchtgebietend.

(Anmerkung F. L. Schmidts.)

für den ganzen Abend." Dabei sei sie nichts weniger, als schön, ihr Gesicht z. B. mit Blatternarben bedeckt gewesen, aber die Wahrheit ihres Spiels, so ganz kunstlos und doch so ganz Kunst und Natur, habe für Alles entschädigt, mochte sie nun spielen, singen oder tanzen. Jeden Gegenstand habe sie mit Feuer ergriffen, für Alles sei sie sogleich lebhaft enthusiasmirt gewesen. Unter Anderm erinnerte sich Doctor Heise noch sehr wohl, wie Charlotte Ackermann confirmirt worden war. Die Lehren der Religion hätten sie, erzählte er, bei dieser Gelegenheit so tief ergriffen, daß sie oft laut zu weinen begonnen habe. „Was sie war" fuhr er fort, „war sie eben immer ganz; ich bin überzeugt, hätte man ihr im Trauerspiel statt des Theaterdolchs einen wirklichen in die Hand gedrückt — sie hätte ihn sich durch das Herz stoßen können. Ach, meine Lotte seh' ich nicht wieder" schloß er trübe, „und seit sie starb, war ich nicht wieder im Theater. Das gelobt' ich bei ihrem Tode und hab' es gehalten!"

„Schröder selbst" erzählte er nach einer kleinen Pause weiter, „hat ihr Talent beneidet und gönnte ihr die fast abgöttische Verehrung auch bei ihrem Tode nicht; wenigstens reiste er auf ein Vierteljahr fort. Jeder Stand, jedes Alter in ganz Hamburg fühlte nämlich ihren Verlust" — (und so weit ich das Hamburger Publicum bereits damals kannte, mußte ich selbst gestehen: es gehöre sehr viel zu einer solchen Exaltation!) — „die Bestürzung war allgemein. Als die Nachricht ihres Todes an die Börse kam, entstand unter dem

großen Gewühl eine Todtenstille; bewegt sprachlos schlichen Alle nach Hause. Die Bühne war am nächsten Spieltage schwarz behangen, und schwarz gekleidet ging das Publicum in's Theater. Charlottes weißbekleidete, im Trauerhause öffentlich ausgestellte Leiche bestreute man mit den schönsten Blumen, mit Gedichten und kleinen Bildern; Haare, welche man ihr vom Haupte geschnitten, wurden in Ringe gefaßt oder zu Ringen verflochten; ihrem Sarge folgte eine unabsehbare Menge von Menschen und Kutschen; unter feierlichem, ehrfurchtsvollem Schweigen gab man der mit Myrthen geschmückten Bahre an einem Sonntag Abend (14. Mai 1775) um sieben Uhr das letzte Geleite*). Ja, als nach vielen Monaten „Minna von Barnhelm" zuerst wieder gegeben wurde, worin Charlotte Ackermann als Franziska geglänzt hatte, rief ein halbes Dutzend Stimmen aus dem Parterre deren Nachfolgerin bei den Worten: „Ich bin zur Comödiantin verdorben" laut entgegen: Das sei ein sehr wahres Geständniß."

Noch ein Geschichtchen erzählte der alte Herr, welches darthut, mit welchen keuschen — ich möchte sagen, heiligen Empfindungen man im vorigen Jahrhundert für eine junge

*) Maria Magdalene Charlotte Ackermanns sterbliche Reste ruhen mitten im Herzen von Hamburg, nämlich nach einem dem Herausgeber zugegangenen Ausweis der Kirchenschreiberei, in dem Kirchengewölbe No. 34 zu St. Petri. — Der Geistliche, der für die Verstorbene die „Danksagung" von der Kanzel herab in einer Weise ausführte, welche das Gefühl der Hörer verletzte, zog sich dafür in einem „offenen Schreiben" eine gedruckte Rüge zu (Schütze, Hambg. Theatergesch. 434 fg.).

Künstlerin schwärmte. Heise und ein junger Kaufmann*) waren sterblich in Madame Starke verliebt. Einst gingen die beiden Jünglinge auf dem Jungfernstieg spazieren, wo zufällig auch Madame Starke auf und ab wandelte. Als sie die Promenade verließ, griff Heises Freund hastig nach dem Boden, hob mit exaltirter Geberde eine Hand voll Erde auf und steckte sie in die Tasche.

„Was machst Du?“ fragte Heise.

„Sie hat darauf getreten!“ antwortete der Schwärmer in Ekstase.

Mit welchen Augen betrachtet man jetzt die Actricen?! Freilich geben sie es heutigen Tags oft recht wohlfeilen Kaufs! — Auch hierin unterscheidet sich die alte, ehrwürdige Zeit vortheilhaft von dem modernen Treiben.

Was mir Doctor Heise von Charlotte Ackermann erzählte, war so aufregend für mich gewesen, daß ich mir alsbald eine Brochüre: „Die letzten Tage der jüngeren Demoi-

*) So steht in der Handschrift. In seinen „Dramaturgischen Berichten“ (Aphorismen III, 133 ff.) hat Schmidt diese Anekdote dem Dichter Daniel Schiebeler beigelegt. Da jedoch die Handschrift unmittelbar nach der Unterredung mit Heise entstand, während die „Aphorismen“ erst 1834 gedruckt wurden, so streitet schon dieser Umstand für die vom Herausgeber bevorzugte Lesart, welche Schmidt wahrscheinlich nur geändert hat, um die Anekdote, indem er sie an einen bekannten Namen knüpfte, pikanter zu machen. Auch die Vergleichung der Daten aus Schiebelers Leben mit denjenigen in der Biographie der Starke spricht mit höchster Wahrscheinlichkeit gegen die Darstellung der „Aphorismen.“

selle Ackermann, 1775", geben ließ, welche (wie ich später erfuhr) aus der Feder eines nicht einmal in Hamburg wohnhaften Scribenten Namens Rathleff*), der lediglich auf die Neugier des Publicums mit seinem total aus der Luft gegriffenen Machwerke**) speculirt hatte, geflossen war. Da ich nicht glauben konnte, daß die Brochüre gänzlich erfunden sei, und neugierig war, zu erfahren, was etwa an derselben

*) Er war Amtsschreiber im Lüneburgischen.

**) Dasselbe wurde laut Nekrolog der Charlotte Ackermann (Gothaer Theaterkalender für 1776, S. 91 fg.) „unter dem modischen Titel: „Leiden und Freuden der Demoiselle Ackermann" noch einmal an Mann gebracht . . . . sie gehören unter den abgeschmacktesten Mischmasch, womit die Messen je sind heimgesucht worden." Außer dieser Brochüre erschien noch eine zahlreiche Menge anderer, deren Werth jedoch nicht viel höher anzuschlagen ist; z. B. das „gesammelte Mitleiden beim Tode der D^lle Charlotte Ackermann"; ein „Briefwechsel bei Gelegenheit von deren Absterben", dessen Verfasser der bekannte Licentiat Wittenberg war; u. s. w. Die „letzten Tage" — berichtet der Gothaer Theater-Kal. — „prangen mit einem häßlichen Kupferstich der Schauspielerin. Man trifft auch Monatskupfer mit Versen an, die sie in verschiedenen Auftritten vorstellen. Das von La Rochette in Gyps gearbeitete Profil der Künstlerin ist das beste und ähnlichste Bild, das man von ihr besitzt." Bekannt ist, daß der Hamburger Senat dem in den Tageblättern üppig emporschießenden Unkraut schlechter Gedichte endlich mit dem kategorischen Verbot: dergleichen noch ferner zu drucken, den Garaus machte; auf diese Weise gerieth auch der Plan in's Stocken, der Verstorbenen ein Denkmal zu errichten, zu welchem bereits eine ansehnliche Summe durch Unterzeichnung zusammengebracht war.

authentisch wäre, so besuchte ich am Morgen des 10. Februar in aller Frühe Schröder, von dem ich die glaubwürdigsten Aufschlüsse darüber erhalten konnte.

Mit Vorsicht mußte ich meine Untersuchung beginnen, da man sich in Hamburg erzählte, daß Schröder an Charlottes Tode schuld sei, indem er ihr wegen eines zu freien Costüms in einem Ballete eine Ohrfeige gegeben habe.

Ich erfuhr nun von Schröder, daß an jener Brochüre über Charlottes „letzte Tage" nicht Ein wahres Wort sei; das Ganze sei eine elende Buchhändler-Speculation gewesen.

„Ja wohl" sagte er, „besaß das Mädchen ein großes Talent, und ihr Tod überraschte uns fürchterlich. Ich erinnere mich noch vollkommen: ich wollte des Morgens um zehn Uhr zu meiner Mutter gehn um die Schwester zu verklagen."

Schröder machte hier eine Pause, schritt im Zimmer auf und nieder und fuhr nach einigem Besinnen, stets unterbrochen von tiefen Seufzern, in sichtlicher Bewegung fort: „Ich kam hin, und die Mutter antwortete mir auf meine Beschwerden: „Was ist zu thun? Sie liegt zu Bette, sie ist krank." Ich ging zu ihr hinauf und erschrak heftig bei ihrem Anblick; schnell lief ich hinunter zur Mutter und sagte: „Das ist keine Verstellung, sie ist sehr krank; es muß sogleich zum Doctor geschickt werden!" Die Aerzte kamen, doch alle Hilfe war vergebens; um Mitternacht war sie todt!"

Wiederum schwieg Schröder — auch ich fand keine Worte, um die Pause zu unterbrechen. Endlich hub er wie-

der an: „Ihr Tod hat mir vielen Kummer gemacht; man maß mir die Ursache desselben bei. Ich hatte damals die Arrangements der Ballete und eben den „Faßbinder“ einstudirt. Charlotte tanzte meine Frau. Da ich der Arbeit zu viel hatte, so konnte ich mich um alle Details nicht immer bekümmern; so schrieb ich z. B. das Kostüm vor und erwartete nun am Abend die Personen in den von mir bestimmten Kleidern. Wie erschrak ich daher, als ich auf die Bühne kam und meine Schwester als arkadische Schäferin kostümirt fand! Ich machte ihr heftige Vorwürfe. „Wie soll ich mich denn kleiden?“ fragte sie. „Nach der Vorschrift!“ gab ich ihr zur Antwort. Bei der Wiederholung des Ballets war sie nun zwar anders gekleidet, aber ein so kurzer Rock umgab ihre Kniee, daß ich mich abermals darüber ärgerte. „Es ist gut“ sagte ich zu ihr, „morgen will ich zur Mutter gehen; die soll es dir schon sagen!“ Diese meine Worte wurden Anlaß zu dem Gerüchte, wir hätten uns auf das Heftigste gezankt, ja, ich hätte Charlotten sogar geschlagen! Was ich bei dieser Verläumdung empfand, können Sie wohl denken! — Nachher erzählte man mir, sie habe an jenem Abend, während des Ballets, nach dem Haupttanze ein Glas Wasser gefordert und es in der kleinen Garderobe hastig ausgetrunken, hierauf sich mit nackten Schultern und Armen, erhitzt wie sie war, an das von ihr aufgerissene Fenster gestellt. Ich selber suche die Ursache ihres Todes in einem Unfalle. Etwa zehn Wochen vor dem erzählten Zwiste war die Gesellschaft in Schleswig; Charlotte er-

ging sich in einem kleinen Gehölz, wo sie ein, dem Anscheine nach, geduldiges Pferd weidend fand. Sie liebte das Reiten, schwang sich auf das Thier, dieses ging durch und flog einer nahegelegenen Scheune zu; die Thür war geöffnet und so klein, daß der Kopf der Reiterin zerschmettert worden wäre, wenn sie sich nicht kurz vorher herabgeworfen hätte. Sie hatte von dem Falle eine große Erschütterung in der Seite empfunden, der Schmerz wich indeß und es war nicht weiter die Rede davon; doch kann leicht eine innerliche Verletzung ihren Tod herbeigeführt haben. Ein langes Lebensziel hätte sie ohnehin gewiß nicht erreicht, sie war zu nervös, zu reizbar, voll romanhafter Ideen. Alles trieb sie bis zur Extravaganz. Sie biß wirklich in die Kette, und raufte sich wirklich das Haar aus, wenn der Dichter es vorgeschrieben hatte."

Auf meine eingeworfene Frage: wie sie mit ihrer Schwester Dorothea harmonirt habe? antwortete Schröder: „Ziemlich gut." Nun kam die Rede auf seine Mutter; auch diese sei, so versicherte der Sohn, eine brave Künstlerin gewesen, habe gründliche Kenntnisse besessen und selbst einen artigen Vers gedichtet. Wie meisterlich sie zu sticken verstanden, konnte ich an unserer Theatergarderobe selbst noch bewundern. Der alte Ackermann glänzte hell selbst neben Eckhof; sein Wachtmeister in Lessings „Minna" war — unterstützt durch die militärische Haltung des einstigen Soldaten — eine unübertreffliche Leistung*).

*) Es ist uns ein ganz vertraulich gethaner, schöner Ausspruch Lessings über Conr. Ernst Ackermann erhalten, der das Gesagte bestätigt. Als

Ich bewunderte die vielen Talente, die hier in Einer Familie vereinigt gewesen seien. „Schade“ erwiderte Schröder lächelnd, „daß sie nicht alle zugleich gereift waren und wirken konnten. Ich hätte es wohl sehen mögen! Sonderbar ist es mir, wenn ich an meine frühere Epoche denke. Damals tanzte ich nur, und tanzte leidenschaftlich. Für das Schauspiel hatte ich keinen Sinn. „Wenn ich einmal ein Bein zerbrochen habe und nicht mehr tanzen kann, dann ist es noch Zeit genug, Schauspieler zu werden.“ So dachte ich. Als ich nun Schauspieler wurde, nahm ich es erstaunlich genau, mit meinem Spiel sowohl, als mit dem Spiel der Andern; Alles war mir nicht recht, Alles tadelte ich, Alles kritisirte ich*). Selbst Eckhof war nicht davon ausgenommen.“

Eva König ihm den durch einen Schaden am Bein verursachten Tod des Künstlers (11. Novbr. 1771) gemeldet hat, antwortet er am 20. Novbr. 1771: „Der gute Ackermann! Er thut mir leid. Bst. hatte die Nachricht mitgebracht, daß er sich das Bein wirklich abnehmen lassen, oder doch fest entschlossen gewesen, es thun zu lassen. Man fragte mich schon, ob er mit dem Stelzfuße auch noch den Wachtmeister spielen könnte? Aber mir war um die Franziska bange, so viel ich ihrer Zuneigung auch sonst trauen würde“ (Briefwechsel mit Eva König, 132).

*) Diese Hinneigung zur Reflexion und eigentlichen Theorie seines Geschäfts war durch Schröders ganzes Leben vorherrschend. Das Urtheil konnte an ihn stets als an die höchste Instanz appelliren. Eckhof hatte sich als größten Praktiker erwiesen; mit Schröder ward die Theorie der Schauspielkunst gleichsam erst aufgenommen, und — Lessing war sein Wegweiser. Dies ist in der Beurtheilung von Schröders Wesenheit nicht zu übersehen, wenn im Verfolg meiner Berichte der Leser oft zu wähnen

Er erzählte nun einige Eigenheiten dieses Künstlers. Man glaube jedoch nicht, daß er dessen Ruhm dadurch schmälern wollte; im Gegentheil räumte er willig ein, wie viel er Eckhof zu danken habe, der ein Meister gewesen sei im Vortrag jeder Versart oder Prosa, ja, die holprigsten Alexandriner mit einer Biegsamkeit, einem Schwung, Feuer und Wohllaut ohne Gleichen recitirt habe. Seine sonore, harmonisch tönende Stimme sei ihm dabei sehr zu Statten gekommen. Diese Stimme habe die Gewalt gehabt, auch durch die trivialste Stelle im Trauer- oder Schauspiel dem Auge Thränen zu entlocken. Jedoch habe Eckhof oft ganz unverzeihliche Accentuations- und Declamationsfehler gemacht; Schröder habe einst eine vollständige Sammlung davon entworfen, wozu er durch folgenden Vorfall veranlaßt worden sei.

Auf einer Reise von Hannover nach Hamburg habe Schröder seinen Sitz im Wagen neben Eckhof gehabt. Dieser habe in einem unlängst neu einstudirt gewesenen Stücke einen Bedienten*) gespielt, ein Rollenfach, das sonst Schröder gab, so daß dessen Frage nahe lag: „wie Eckhof zu der Partie des Bedienten komme?"

---

versucht sein sollte, daß Schröder vorklug, silbenstecherisch, mit Einem Worte: immer ein Besserwisser hätte sein wollen.

(Anmerkung F. L. Schmidts.)

*) Es war der Bourguignon in Marivaux' „Spiel der Liebe und des Zufalls" (vergl. Meyer a. a. O. I. 186 und 189), im Februar 1768. Schröders Kritik dieser Darstellung (im „Verzeichniß der von Eckhof gespielten Rollen", Meyer III. 13 fg.) besteht in drei vielsagenden!!! —

Höchst vornehm habe Eckhof geantwortet: „Es ist eine Charakterrolle. Wenn Sie, mein lieber junger Mann, erst dergleichen geben können, so werde ich keinen Bedienten mehr spielen!"

Das beleidigte Schröder. „Nun, nun" entgegnete er, „wir wollen einmal sehen, wer die meisten Fehler in seinem Fache macht, ob ich in meinen Bedienten- oder Sie in Ihren Charakterrollen. Von heute an schreibe ich jeden Ihrer Fehler auf, belausche also jeden Abend ihr Spiel; thun Sie mit mir ein Gleiches, und nach einem Monat wollen wir Abrechnung halten."

In der That fängt Schröder an zu sammeln und erinnert Eckhof hie und da auch mündlich an einen Fehler. Einst, als dieser abgeht, huscht ihm Schröder wieder entgegen mit der Bemerkung, „er habe einen Schnitzer gemacht."

„Lassen Sie mich zufrieden" antwortet Eckhof verdrießlich. Tags darauf geht er zum alten Ackermann und zeigt ihm an, daß er dessen Theater verlassen werde, weil er vor Schröders Dreistigkeit keine Ruhe habe.

Der Beschuldigte wird gerufen, erstaunt natürlich bei den Vorwürfen seines Stiefvaters und sagt indignirt zu Eckhof: „Worüber beschweren Sie sich? Ist es nicht freiwilliges Uebereinkommen unter uns, daß wir uns auf unsere Fehler aufmerksam machen wollen? Warum zeigen Sie mir die meinigen nicht? Sie haben mir mit den „Charakterrollen" einen zu mächtigen Fehdehandschuh hingeworfen; ich mußte ihn auf-

heben und gebe ihn nur dann zurück, wenn Sie unsere Convention widerrufen!" Das geschah dann.

Eine ähnliche Reibung entstand unter beiden Künstlern bei dem Einstudiren des „Spielers" von Regnard, worin Eckhof die Titelrolle und Schröder dessen Bedienten Hektor bekommen hatte. Eines Tages sagte der alte Ackermann zu seinem Sohne: „Geh doch morgen vor der Probe zu Eckhof; er will Deine Rolle mit Dir durchgehen; Du hast viel mit ihm zu spielen!"

Die Rolle mit ihm durchgehen — das wollte Schröder nicht in den Sinn. „Ich ging nicht hin" erzählte er, „sondern gradeswegs in die Probe. „Sie haben mich vorher noch sprechen wollen?" sagte ich zu Eckhof. „Allerdings" antwortete er, „und zwar wegen einiger Theatercoups, die ich anbringen möchte."

„Das wird sich ja wohl auf der Probe arrangiren lassen" erwiderte ich. Es kam nun eine Scene, wo ich als Hektor nach Eckhofs Wunsch bei einer gewissen Stelle den rechten Arm eine Zeit lang steif horizontal halten sollte, damit Eckhof denselben bei den Worten: „Und so zu Boden schmettern" — im Affect berühren und niederschlagen konnte. Ich ließ mich natürlich auf dieses hohle Späßchen nicht ein, sondern sagte Eckhof, daß solche hanswurstmäßigen Theatercoups meine Sache nicht wären."

Noch recitirte Schröder mir eine Stelle aus der Rolle des Orosman in Voltaires „Zaire", die Eckhof regelmäßig falsch

declamirt habe. Ja, als er Ackermanns Theater verlassen machte sich Schröder den Spaß, nach Gotha an den Schauspieler Dauer zu schreiben und diesen zu befragen: ob Eckhof die Stelle noch immer so spräche?

Dauer antwortete mit „Ja“ und fügte hinzu, er habe mit Eckhof über den rechten Sinn dieser Stelle gesprochen und bescheiden bemerkt, daß sie ohne Zweifel anders zu betonen sei, als Eckhof gethan. „Dafür sind Sie auch der Schauspieler Dauer“ habe Eckhof ihm sehr empfindlich geantwortet — „und ich bin Eckhof!“

Das Hofmeisternde eines Kritikers, wie es Eckhof ihm gegenüber herausgekehrt zu haben schien, liebte Schröder gar nicht; desto höher schätzte er ein gesundes Volksurtheil, wie es z. B. die Besucher der Gallerie, während die des ersten Ranges Nicolinis Zauberpantomimen (im Jahre 1773) über alle Beschreibung reizend fanden, kopfschüttelnd gefällt hatten, indem sie sagten: „Wat schall de Kram? Dat is doch keine „Gunst der Fürsten“! — welches die Geschichte vom Grafen Essex behandelnde Trauerspiel Schröder kurz zuvor gegeben hatte. Höchst ergötzlich war auch das Scheidewort dieser Galleriebesucher, als Schröder vor seinem Abgange nach Wien noch einmal die größten Triumphe durch Wiederholung seiner besten Rollen feierte. „He speelt wahrhaftig gaud!“ hörte man die alten Hamburger urtheilen, „aberst nu gaiht he weg, de undankboare Kierl! Wy hefft em bill'dt!“ Noch jetzt aber ergötzte sich Schröder an der Naivetät eines reichen Ham-

burgers, der ihm einst begegnet war und ihn gefragt hatte: „Wat speelt se hüte?“ „Ein Trauerspiel“ antwortete Schröder. „Speelt He ook mit?“ fragte Jener weiter. „Nein!“ — „Och“ bat nun der alte Herr, „köm He man immer 'n bitten mit 'rut. Ik hev Dem gar to geern!“

Doch nicht nur solche Späße — auch ernste Dinge sprach Schröder mit mir an jenem für mich denkwürdigen Morgen. Die Rede kam auf die allgemeine Lage des Theaters in Hamburg unter der damaligen Direction, für welche Schröder durchaus keine Sympathie gewinnen konnte. „Ich hatte im Vorjahre“ sagte er, „als die Kriegsunruhen mich veranlaßten, Rellingen auf kurze Zeit mit Hamburg zu vertauschen, keinen Begriff, wie die Sachen hier standen, ich übersah jedoch mit Einem Blick den gänzlichen Verfall der Theaterverwaltung in allen Zweigen und beschloß auf der Stelle, daß die gegenwärtige Direction nach Ablauf ihres Contracts die Verwaltung nicht ferner führen solle.

Zu derselben Zeit theilte mir der Theaterdichter Schink ein Manuscript mit, das er nach meinem Vorschlage mehrmals umgearbeitet, aber doch nicht zu meiner Zufriedenheit geändert hatte. Die Direction bot ihm zwanzig Thaler dafür. Das schien ihm zu wenig; ich kaufte es ihm also ab und — machte mir den Spaß, es so zu bearbeiten, wie ich Schink mehrmals gesagt, er aber nie getroffen hatte. Es gelang mir. „Ei“ dachte ich, „es geht ja noch!“ (nämlich das Arbeiten für's Theater) und nun benutzte ich den ganzen Sommer 1807 zur

Verfertigung neuer dramatischer Schriften. Ich durchsuchte zu dem Ende auf's Neue meine englische und französische Bibliothek, fand manches, was mir gefiel und — in fünf Tagen hatte ich eine Arbeit fertig." Nach diesen Worten zeigte er mir einen Stoß Manuscripte: es waren deren einunddreißig. Schröder gebot mir jedoch, hierüber zu schweigen und las mir dann, mittheilsam wie er an diesem Morgen war, aus seiner Selbstbiographie, welche später Professor Meyer aus Bramstedt zu seinem Lebensbilde des Menschen und Künstlers benutzt hat, einige Abschnitte vor. „Es ist unglaublich" hieß es darin unter Anderm, „wie schwer man mir in Hamburg die Ausübung meiner Kunst gemacht hat und — die sogenannten Kunstkenner waren es eben, die mir selten Gerechtigkeit zu Theil werden ließen; ich mochte thun, was ich wollte — sie tadelten, geiferten, verläumdeten. Das Hamburger Publicum an sich ist das ungebildetste, das ich je kennen gelernt habe. Ganz gescheidte Leute haben mir in's Gesicht erklärt: „Intriguen-Stücke lieben wir nicht; wir müssen dabei denken." Die „Comödie der Irrungen", nach Shakespeare, mißfiel, weil — „die Brüder zu ähnlich gespielt würden!" — „So war es damals" schloß Schröder seufzend seine Vorlesung, „und wie ich sehe, ist's jetzt noch ebenso. Manche wacker gespielte Rolle wird gleichgiltig betrachtet, und Geheul, widerliches Gespreize, eine Declamation, deren Töne um eine Terz zu hoch sind, wird beklatscht. Daß Iffland ernsthafte Rollen zur Caricatur macht, daß er im „Tell" ohne Hut er-

scheint, tadelt Niemand; seinen „Lear", seinen „Geizigen" findet man vortrefflich! Indessen" (unterbrach der Sprecher sich selbst) „ich verdanke diesem Publicum meinen Wohlstand, und so vergeb' ich ihm den Mord an meiner Kunst."

Schmeichelhaft war es für mich, daß er mit meiner Darstellung des Franz in den „Räubern" sehr zufrieden war; ebenso lobte er meinen Melchthal im „Tell". So wenig auch der Landmann vom Dichter durch die Sprache gekennzeichnet worden sei, so hätte ich denselben doch durch die Haltung des Charakters nach Gebühr erkennen lassen.

Bald nach dieser Unterredung schied Schröder von Hamburg, um nach Rellingen zurückzukehren, während ich die Gelegenheit wahrgenommen hatte, ein Logis zu miethen, wo ich ihm — wenn er im nächsten Winter wieder nach der Stadt käme — noch näher wäre als zuvor. Am 18. Mai zog ich auf den Opernhof, in das nämliche Haus, in welchem einst Schröders Eltern, die alten Ackermanns, gewohnt hatten, und worin Charlotte Ackermann gestorben war. Noch jetzt, da ich dies schreibe, sind jene historisch denkwürdigen Häuser, sammt dem Theater, welches einst einen Lessing in seinen Räumen sah, im Aeußeren unverändert erhalten, wenngleich pietätloser Weise nicht mit Votivtafeln geziert*). Damals gehörte der ganze Gebäudecomplex der alten Demoiselle Willers, der einzigen Tochter des längst schon steinreich verstorbenen holländischen

*) Dieser Stand der Dinge ist bis zur Herausgabe vorliegender „Denkwürdigkeiten" unverändert geblieben.

Residenten Willers*) — einer Dame, die in ganz Hamburg, ja, weit über das Weichbild der Hansastadt hinaus wegen ihrer Schrullen und ihres Geizes verrufen war. Ich komme auf dies merkwürdige Menschenexemplar zurück.

Während ich so für jährlich 350 Mark eine bequeme und schöne Wohnung nahe beim Theater und bei dem Hause Schröders bezogen hatte, sollten die Verhältnisse es fügen, daß ich den verehrten Mann bereits weit eher wiedersah, als im folgenden Winter. Ich beschloß nämlich, auf das Jahr 1809 einen „Almanach für Schauspieler und Schauspielfreunde“ herauszugeben, ähnlich wie das Iffland Jahre lang gethan hatte. Für diesen Almanach wollte ich eine „Geschichte des Hamburgischen Theaters“ schreiben, zu welcher Schröder die unvergleichlichsten Materialien besaß, die in seltener Vollständigkeit zurückreichten bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, wo die berühmte Hamburgische „Deutsche Oper“

---

*) Er war ein vorzüglicher Gönner von Schröders Mutter gewesen, die im Opernhof eine kleine Wohnung bezog, nachdem sie Schönemanns Bühne, auf der sie am 12. Januar 1741 ihre theatralische Laufbahn begann, mit Ende des Jahrs wieder verlassen hatte, da ihr der Principal nicht die 2½ Thaler Wochengehalt geben wollte, welche sie forderte; sie erhielt deren nur 2. Nun ermunterte sie Willers, selbst eine Schauspielergesellschaft zu errichten, was ihr aber doch wohl unmöglich gewesen wäre, hätte Jener sie nicht mit Vorschuß unterstützt. Ohne ihn würde es vielleicht nie eine „Principalin Schröder“ in der deutschen Kunstgeschichte gegeben haben.

geblüht hatte. Dies treffliche, ganz unschätzbare Material*) war nicht nur absolut vollständig, sondern auch in mustergiltiger Ordnung gehalten, und ich durfte hoffen, daß Schröder mir eben so liberal, wie meinem Vorgänger, dem dänischen Kanzlei-Secretair Schütze, bei seiner ähnlichen, leider nur zu umfangreichen und schwerfälligen Schrift die Benutzung seiner vorzüglichen Schätze gestatten würde.

Vorher jedoch, ehe ich dem Meister mit meinen Bitten nahte, wandte ich mich an den inzwischen auch mir immer

---

*) Die Trümmer desselben, sowie diejenigen der ungemein reichhaltigen theatralischen Bibliothek Schröders sind im Jahre 1873 gelegentlich der Reorganisation des Hamburger Stadttheaters der dortigen Stadtbibliothek übergeben, nachdem das durch den Verlauf der Zeit doppelt werthvoll gewordene „unschätzbare Material" Jahrzehnte lang in staubigen Winkeln auf dem Schnürboden des Hamburger Stadttheaters gelagert hatte, von Oel beschmutzt, von Würmern zerfressen, von Mäusen benagt, verschollen, vergessen. Als es endlich zufällig entdeckt wurde, nahm man, wo für den scenischen Bedarf Pappstückchen gebraucht wurden, ohne Weiteres die Einbände der Bibliothek Schröders; die Theaterzettel aus den Zeiten des Magisters Veltheim, Neubers, Reibehands, Kochs, Schuchs, Nicolinis, der „Entreprise" bei der Lessing Dramaturg war, wurden nebst einer Reihe von Cassenbüchern und Nachweisen, die von Ackermann und Schröder herrührten, sowie einer starken Anzahl alter Manuscripte (auch classischer Dramen!), welche nachweislich von den Dichtern selbst bezogen und mit literarhistorisch werthvollen Correcturen und Bemerkungen von ihrer Hand angefüllt waren — pfundweis an Käsehöker verkauft. Vergl. über diesen Vandalismus „Hambg. Nachr." 1872, No. 121, Feuilleton S. 2.

werther gewordenen Professor Meyer aus Bramstedt, den ich zu bewegen hoffte, mir diejenigen Notizen über Schröders Wirken, deren ich zu meiner Arbeit benöthigt war, von denen ich aber befürchtete, daß der Patriarch von Rellingen sie mir nicht selber ausliefern würde, kurz aufzuschreiben. Kein Anderer in ganz Hamburg war dazu so durchaus im Stande, wie er.

Mein Gesuch wurde in Bramstedt liebenswürdig aufgenommen und durch einen langen, vertraulichen Brief beantwortet, den ich hersetze, weil er gar manches Detail enthält, das der allzudiscrete Meyer später in seinem Werke über Schröder unterdrücken zu müssen geglaubt hat. Das interessante Schreiben lautet:

„Gutshof Bramstedt, den 16. Juni.

Sehr werther Herr und Freund!

Die engen Grenzen des Aufsatzes, den Sie selbst als einen kurzen Auszug der für das Publicum viel zu langen Schützeschen Theatergeschichte angekündigt haben, erlauben — erfordern vielleicht, daß Sie sich, in Ansehung eines so bedeutenden Umstands als die Zergliederung und Entwickelung der Schröderschen Verdienste ist, auf das allgemeine, unwidersprochene Urtheil aller Zuschauer berufen, die ihn an den verschiedenen Orten Deutschlands gesehen haben. Glauben Sie indessen, da Sie selbst nicht Augenzeuge gewesen und daher nicht aus eigener Ueberzeugung reden können, — denn Sie selbst sind zu bescheiden, auf eine Jugenderinnerung weniger

Rollen aus Hannover Gewicht zu legen — das Urtheil eines Anderen epitomiren zu müssen, und steht Ihnen Schütze dazu nicht an, so bieten Ihnen Schinks mancherlei dramaturgische Arbeiten eine reichliche Aehrenlese dazu an. Sie finden solche wahrscheinlich alle in Schröders Büchersammlung, die sich jetzt größtentheils in Hamburg befindet, und deren Mittheilung Ihnen Schröder gewiß nicht versagen wird. Sie werden auch darin manches über Brockmann antreffen, und über andere Mitglieder und Verhältnisse der Hamburgischen Bühne. Ich besitze sie nicht, aber ich habe sie immer mit Vergnügen, nicht selten mit Belehrung gelesen. Von Heß' „Journal aller Journäle" enthält sehr schätzbare dramaturgische Aufsätze von Fahrenkrüger; des verstorbenen Albrechts „Hamburgische Dramaturgie" ist ein sehr geistvolles Blatt; sogar die hingesudelten Reichardschen Gothaischen Theaterkalender und Theaterjournale und Bertrams „Literatur- und Theaterzeitung", „Ephemeriden" u. s. w., zu denen d'Arien manche nicht verächtliche Beiträge geliefert hat, sind Ihrer Durchsicht werth und können, wenn Sie sich solche zu verschaffen wissen, Ihrem Gebrauche Ehre machen. Ich selbst habe keine Stimme über Schröder, die sich in wenig Worten darlegen läßt. Ich müßte mein Urtheil über ihn motiviren und mich zuvor über die Grundsätze vergleichen, von deren Annahme ich ausgehe, und ohne deren Einräumung ich kein Wort zu sagen habe. Nach diesen Grundsätzen kann ich ihm nicht schmeicheln: wer sie aber nicht anerkennt, würde mich für einen Schmeichler hal-

ten. Denn das Resultat meiner Ueberzeugung von ihm sind die Worte Hamlets von seinem Vater: „Nimm ihn für Alles in Allem, wir werden seines Gleichen nicht wieder sehen!“ Da es nun dem anerkannten Freunde nicht geziemt, vor dem Publicum von seinem lebenden Freunde so zu reden, damit der, von dem er redet, nicht mißverstanden werde; so begreifen Sie, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als mich über Schröder niemals erklären zu dürfen, wie gleichgiltig es mir auch ist, mißverstanden zu werden. Verstehe ich aber Ihre Frage über Schröder recht: „Wie er sich zum tragischen Schauspieler ausgebildet habe?“ so liegt derselben ein gewöhnlicher Irrthum zu Grunde, gegen den ich Sie verwahren möchte. Sie scheinen nämlich zu glauben, daß er erst spät in dieses Fach übergegangen sei. Schröder aber hat von Jugend auf, sobald er die Schule in Königsberg verließ und ihm sein ansehnlicher Wuchs erlaubte, mehr als Kind zu scheinen, jugendliche Helden und feurige Liebhaber mit großem Beifall gespielt. Erst, da er sich aus Neigung und Nothwendigkeit vorzüglich dem Tanz widmete und zugleich erster Tänzer und Balletmeister war, überließ er Andern das Fach der ersten Liebhaber im recitirenden Schauspiel und beschränkte sich auf das Fach der Cavaliers, komischen Bedienten und auf solche Rollen, die mehr Spiel, als Anstrengung des Gedächtnisses und buchstäbliche Erlernung erforderten, doch hat er in großen pantomimischen Balleten auch sehr ernste, tragische und heldenmüthige Charaktere vorgestellt und selbst im

Trauerspiel, Schauspiel und höheren Lustspiel Anstandsrollen, Raisonneurs und rührende Charaktere zur Befriedigung des Kenners und zu allgemeiner Bewunderung ausgeführt. Nie hat Schröder daran gezweifelt, selbst zu der Zeit, da er sich hauptsächlich mit Tanz beschäftigte, daß er im recitirenden Schauspiel große Wirkung hervorbringen werde, sobald er nur wolle, und hat aus dieser Ueberzeugung nie ein Geheimniß gemacht. Als daher die Kosten des einreißenden Operngeschmacks eine Beschränkung des Ballets erforderten und dieses nach und nach von der Hamburger Bühne verschwand; als die beliebten tragischen Schauspieler Borchers, Reinecke, Brockmann nach und nach Hamburg verließen und kein würdiger Ersatz sonst für sie gefunden werden konnte, da entschloß sich Schröder, seine längst geprüften Kräfte auch auf diesem Felde geltend zu machen, und er bedurfte dazu keiner langwierigen, obgleich einer sehr überlegten und sorgfältigen Vorbereitung, da ihn der Gedanke durchdrang, daß auch das körperliche Aeußerliche hoher Anstands-Personen dem Charakter entsprechen müsse, und daß die ihm vor allen seinen Vorgängern eigenthümliche Gewalt über seine Bewegungen, durch den Tanz ausgebildet, den Tänzer nirgends verrathen dürfe. Eine der ersten, vielleicht die erste bedeutende Rolle dieser Art, der Fürst im „Julius von Tarent", bedurfte daher vielleicht einiger Proben mehr (oder veranlaßte sie wenigstens für den bescheidenen, vorsichtigen Künstler), als er in der Folge nothwendig fand; aber dafür war auch gleich die erste öffentliche Dar-

stellung von der Art, daß sie nichts zu wünschen übrig ließ, und kein noch so aufmerksamer Beobachter den Mangel der Uebung an ihm entdeckte. Auch seine Sprache (die er in ernsthaften, gehaltenen Rollen etwas tiefer stimmen zu müssen glaubte, ohne ihr den Vorzug der leichteren Natürlichkeit zu benehmen, die immer den Tenor vor dem Baß auszeichnet) zwang er, ihm zu gehorchen; und nie ist vielleicht irgend ein Schauspieler, auf irgend einer Bühne, besser verstanden worden, ohne der Lebhaftigkeit des Vortrags etwas zu benehmen, oder jemals über die Grenzen der natürlichen Bescheidenheit hinauszuschweifen. Soll ich sagen, wodurch sich Schröder in meinen Augen vor allen mir bekannten Schauspielern auszeichnet, so ist es durch die Richtigkeit seines Urtheils, welches ihn in den Stand setzt, die erreichbaren Absichten des Dichters vollkommen zu fassen und danach seine Kräfte zu ordnen. Er ist nie überstudirt, noch unterstudirt gewesen. Er kannte die Bühne und die Wirkung, welche auf ihr hervorgebracht werden kann. Er verstand den Dichter und verbesserte ihn, wo dieser Unmöglichkeiten oder Unziemlichkeiten begehrt hatte. Er hatte seine Sprache, seinen Körper und seine obgleich sehr reizbare Einbildungskraft absolut in seiner Gewalt. Die Rolle lief nie mit ihm weg und seine Besinnung war immer stärker, als sein sehr tiefes und lebendiges Gefühl. Dazu kam freilich die glückliche Lage, nichts spielen zu dürfen, dem er sich nicht gewachsen fühlte, sich nie zu übereilen und seinen Kräften nie mehr zutrauen zu dürfen,

als mit seiner Ueberzeugung übereinstimmte. Indessen war die Mannigfaltigkeit seiner Darstellungsgabe so groß, daß sie fast an Allgemeinheit grenzte, und der Kenner eine Rolle, zu der ihn die Natur nicht begünstigt hatte, doch immer mit Vergnügen von ihm sah. Wenigstens weiß ich aus Erfahrung, daß Rollen, die er abgegeben, weil er fand, daß das Publicum etwas dabei in ihm vermissen müßte, von keinem Andern jemals so gespielt worden sind, daß Schröder darin verdunkelt oder auch nur ersetzt worden sei.

Da dieses nicht für den Druck bestimmt ist, und nichts enthält, was ich Schrödern nicht tausendmal gelegentlich gesagt habe, so habe ich deßhalb kein Geheimniß für ihn daraus zu machen. Ich erlaube Ihnen daher, ihm diesen Brief mitzutheilen, und wenn er nichts dagegen hat, mit Kälte und Prüfung daraus zu entnehmen, was Ihnen brauchbar scheint. Aber wohlverstanden, nur das, was Schröder billigt.

Ueber Schröders Schwestern, über Reinecke, Brockmann und Fleck gilt das, worauf ich im Anfange dieses Briefes verwies; die ältere Demoiselle Ackermann, nachherige Unzer, vereinigte Zartheit und Innigkeit des Gefühls mit einem meisterhaften Anstande und ausgezeichnet schönem Körperbau. Die zweite Schwester, die frühverklärte Charlotte Ackermann, besaß Feuer, Lebhaftigkeit und Wahrheit, wie diese Eigenschaften deutschen Schauspielerinnen nur selten zu Theil werden. Ihr stand Alles wohl an, und ihre Blüthe berechtigte zu den größten Hoffnungen. Brockmann gefiel seines schönen Organs und

seines edlen Aeußeren wegen allgemein, und verdiente zu gefallen. Fleck hatte ein schönes Organ, eine männliche, athletisch gebildete Gestalt, aber mehr innerliche Würde, als äußerlichen Anstand. Seine Blüthen waren daher lieblicher und empfehlungswürdiger, als seine Frucht, und vielleicht war er folglich vorzüglicher in Hamburg, als in Berlin, wo er nicht immer genug über sich wachte, um sich vor Unarten zu bewahren, und keinen würdigen Beobachter hatte; wenigstens so lange nicht, als Iffland nicht in Berlin war."

Hätte dieser ungemein inhaltreiche Brief einer Ergänzung bedurft, so lag sie höchstens in einer geistvollen Bemerkung eines wissenschaftlich gebildeten Kunstkenners vom reinsten Wasser, des Etatsraths Barons von Voght*), eines Zeitgenossen Schröders, der mir das komische Talent des Letzteren folgendermaßen bestimmte: „Er war unübertrefflich, wenn er gefoppt wurde; weniger, wenn er foppte."

Den Brief des Professors Meyer in der Tasche, machte ich mich an einem der nächsten Tage nach Rellingen auf den Weg. Leider sollte ich mit keiner guten Nachricht bei Schröder

*) Er hatte 1780 in Gemeinschaft mit dem Agenten Grede und dem Postdirector Bostel das Theater aus den Händen der ruhebedürftigen Madame Ackermann übernommen und als „die Seele des Ganzen" wie Meyer (a. a. O. I. 336) ihn nennt, etwa ein Jahr lang geleitet (Entreprise der Aktionisten; Schütze, Hambg. Theatergesch. 487 fg.). „Schröder hat von seiner Einsicht, Kunstliebe und Großmuth immer mit der höchsten Achtung gesprochen."

debütiren; am Tage vor meinem Aufbruch hatte sich nämlich unser Theaterfriseur Albrecht, ein Mann von 74 Jahren, der bereits seit drei Jahrzehnten der Hamburger Bühne angehörte und noch unter Ackermann gedient hatte, zu Flottbeck erschossen. Ein in der Perückenkammer aufgefundener Zettel, den er an die Mohrenperücke geheftet, besagte über die That: „Da ich halb taub und blind bin, und da meine alte Hülle nicht mehr halten will, so habe ich gesucht, mein einsames Leben zu endigen." Er hatte sich vom Theatermeister eine Doppelpistole geben lassen, diese mit Steinen geladen und sich so den Kopf zerschmettert.

Von diesem trüben Ereigniß gab ich Schröder die erste Kunde und bemerkte bei dieser Gelegenheit seine Scheu, vom Tode oder von Todten sprechen zu hören. Ich lenkte daher auch bald das Gespräch auf andere Dinge und kam auf mein Anliegen.

Dieses wurde von Schröder sehr gütig aufgenommen; bereitwillig versprach er mir, mich auf alle Weise zu unterstützen, ja, mir selbst die nothwendigsten Notizen aufzuzeichnen. „Sie können auch" fuhr er scherzend fort, „ein lebendes Exemplar der älteren Schauspielergeneration bei mir sehen — die alte, einst hochberühmte Madame Starke."

Diese war nämlich (ebenso wie ehedem der bekannte Schauspielprincipal Abel Seyler*), Gemahl der vormaligen

*) Beglaubigte Nachweise über diesen für die deutsche Kunstgeschichte merkwürdigen Mann fehlten bis jetzt durchaus. Hier folge wenigstens

Hensel und Schwiegervater von Leisewitz) seit ihrem Abgange von der Bühne, der sie länger als fünfzig Jahre angehört hatte, Schröder 1798 nach Rellingen gefolgt, wo sie auf seinem Landgute ein kleines Nebenhaus bewohnte.

Da sie — 1731 geboren — sehr alt und schwach war, so mußte ich es als eine besondere Vergünstigung ansehen, als Schröder versprach, mir den Zugang zu ihr zu öffnen.

Wir schritten ihrer Behausung zu; Schröder ging, um mich zu melden, während ich im Garten wartete. Nach kurzer Abwesenheit erschien er wieder, winkte mir, und ich trat hinein, indeß er nach seiner Wohnung zurückkehrte.

Wenige Augenblicke — und ich stand, zum ersten und zum letzten Male in meinem Leben, vor der Greisin, die einst

---

sein Todtenschein, auf Veranlassung des Herausgebers ausgezogen aus den Kirchenbüchern der ersten Rellinger Gemeinde: „Im Jahre achtzehnhundert am fünfundzwanzigsten April ist in Rellingen gestorben und am ersten Mai begraben worden Herr Abel Seyler, aus Liestal bei Basel gebürtig, alt 69 Jahre 8 Monate. Er hinterläßt zwei Söhne und eine Tochter. Er ist zweimal verheirathet gewesen: 1) mit Sophie Elisabeth Andrea, mit welcher er jene Kinder zeugte; 2) mit der Wittwe Sophie Hensel, ohne Kinder." — Wenige Wochen nach dem Tode ihres Vaters, am 23. Juni 1800, schrieb Sophie Leisewitz geb. Seyler, als Schröder sie in Braunschweig besuchte, in dessen Stammbuch die herzlichen Worte: „Mir fiel das glückliche Loos, aus kindlicher Pflicht den Mann zu verehren, den Tausende nur bewundern dürfen." Dann folgt die Bitte, mit dem Andenken an den Vater auch das an dessen „dankbare Tochter" zu vereinen.

in ihrem Fache die erste Schauspielerin Deutschlands gewesen war. Man kann denken, mit welcher Ehrfurcht ich ihr nahte; war sie mir doch eine eben so ehrwürdige, wie interessante Erscheinung!

Da saß die große Künstlerin, von der Gotter einst sang:

„Licht streuest Du auf Dunkelheiten,
Weißt aus den größten Schwierigkeiten,
O Starkin, Dich als Meisterin zu ziehn,
Und wo der Dichter schläft, da wachest Du für ihn!"

Da saß sie nun, in Pelze und Betten eingehüllt, kämpfend mit allen Schwächen des Alters, mit gichtischen Plagen und schwerem Gehör! Sie trug ein einfaches Kattunkleid; an der Seite hing ein Schlüsselbund, den Kopf bedeckte eine sogenannte Fanchonhaube, in der Hand zitterte ein Stab.

Daß sie schön gewesen, verriethen ihre Züge noch immer. Die Nase war in edler Form gebogen; die blauen Augen waren wundervoll geschnitten, Stirne und Kinn sehr regelmäßig. Des Alters und der Kränklichkeit ungeachtet bemerkte man weniger Runzeln in ihrem Gesichte, als sonst gewöhnlich bei betagten Frauen.

Nachdem sie die Absicht meines Besuches vernommen, war sie hoch erfreut, daß sich doch noch irgend Jemand ihrer erinnere; sie habe darauf längst verzichtet.

Genau bekannt mit ihrer früheren Wirksamkeit, war ich fähig, in ihrem Geiste viele angenehme Erinnerungen aus ihrer Blüthezeit aufzufrischen und gedachte namentlich eines ihrer wärmsten Verehrer, des Regierungsraths Breitsprach zu

Magdeburg, der die reinsten Huldigungen ihres Talents seit vielen Jahren bewahre, der ihre vorzüglichsten Rollen im Anfange der 1770er Jahre als junger Referendar in den Berliner Blättern anonym besungen habe und der gegenwärtig als Kanzleidirector in Magdeburg lebe.

Eins seiner Gedichte schloß mit den Worten:

„Nimm, wenn der Pöbel Deinen Werth verkennt,
Den Kranz, den Dir Apollo reicht,
Wenn er nur Dich die Sara nennt,
Die seines Lessing Sara gleicht."

Ich erzählte nun, daß mir der jetzt ergraute Verfasser des obigen Gedichts dasselbe noch vor drei oder vier Jahren mit jugendlichem Enthusiasmus recitirt habe.

Erstaunt wiederholte sie: „Ist es möglich? Gedenkt noch Jemand meiner?"

Ihr verletztes Gehör erschwerte die Unterhaltung; sie selbst sprach, wie Taube pflegen, ungewöhnlich laut, doch war Alles nur abgerissen. Den Faden des Gesprächs fortzuspinnen ward ihr schwer.

„Ich habe kürzlich einen Comödienzettel gelesen" sagte sie, „kenne fast Niemand mehr — auch die Stücke nicht — buntes Repertoire! Ei ja, andere Zeiten! „Miß Sara Sampson"*) spielt man wohl nicht mehr?"

---

*) Einst eine Glanzrolle der Starke. Nachdem Koch, bei dem sie engagirt war, das preußische Privilegium erhalten, ging er nach Berlin, wo er am 10. Juli 1771 seine Bühne mit „Sara Sampson" eröffnete. „Man sagt" berichtet Schröder im Nekrolog der Künstlerin, „die Gesell-

„Aber „Emilia Galotti“ noch oft“ antwortete ich. „Nur Ihre Claudia fehlt.“

Mit welcher hohen Vortrefflichkeit sie diese Rolle gegeben, bezeugte — einer Theater-Anecdote zufolge — Ramler, als er einst einen Fremden in Berlin zur Vorstellung von „Emilia Galotti“ führte. Claudias Rolle endet bekanntlich mit dem Schlusse des vierten Aufzugs. „Nun wollen wir gehen“ sagte Ramler.

„Das Stück ist ja noch nicht aus!“ erwiderte der Fremde.

„Ja“, entgegnete Ramler, „hier ist's jetzt aus.“

„Emilia Galotti!“ rief die Starke, und ein Lächeln flog über ihre Züge. „Ach, hätt' ich diese Rolle in meinem sechszehnten Jahre spielen sollen, so würde ich sie nicht verstanden haben, und als ich sie verstand, war ich ihr entwachsen. Die Claudia habe ich später gespielt, in Gotha, und in meinem letzten Hamburger Engagement.“

Sie erinnerte sich noch lebhaft ihres kräftigen Strebens in jener Zeit. „Und von da ab“ sagte sie, „ging es noch ein hübsches Streckchen in den Mütterrollen. Nun ist das Mütterchen ganz da. Jetzt bin ich nichts mehr!“ seufzte sie und fuhr über die Augenwimpern, „nur ein lästiges Glied der menschlichen Gesellschaft. Der Kopf ist schwach: eine Folge des vielgebrauchten Gedächtnisses, und ein Nervenfieber verzehrt mich.“

---

schaft habe ihre günstige Aufnahme vorzüglich der Starke als Sara zu verdanken gehabt.“

Es war Pflicht, meinen Besuch abzukürzen. Mir ahnte, daß ich sie nicht wieder sehen würde, und ich konnte mich eines wehmüthigen Gefühls nicht erwehren, als ich mich von dieser einst so gefeierten Frau verabschiedete. Ein Kuß, den ich auf ihre welke Hand drückte, war vielleicht der letzte ihrer Kunst dargebrachte Tribut.

Sie wollte reden, wollte sich aus dem Sessel erheben, aber sie vermochte es nicht sondern sank wieder zurück.

Als ich Schröder meinen Auftritt mit ihr erzählte, sagte der Muthwillige schalkhaft: „Sie spielt noch immer gut!"

„Uebrigens" bemerkte er, „hat sie ihren kränklichen Zustand dadurch befördert, daß sie sich schon seit Jahren ganz von der freien Luft entwöhnte, ungeachtet sie aus ihrer Hausthüre in den schönsten Garten treten konnte. Sie zog es aber vor, sich einzusperren und an einem nur im Mindesten kühlen Sommertage einzuheizen."

Hatte ich so das Glück gehabt, eins der hervorragendsten Mitglieder der vaterländischen Bühne aus jenen fernen Tagen zu sehen, wo das deutsche Theater gleichsam erst entstand, so sollte es der Zufall fügen, daß kurze Zeit später ein geistvoller Mann mir begegnete, der dieses Entstehen mit erlebt und das lebendigste Andenken daran bis in sein höchstes Alter bewahrt hatte. Dies war der siebenzigjährige, aber überaus geistesfrisch gebliebene Bürgermeister Heise — der Bruder jenes Arztes, von welchem ich schon gesprochen habe. Der Bürgermeister war Schröders Jugendfreund gewesen und hatte Eckhof

und Lessing sehr genau gekannt. Da das Urtheil solcher Augenzeugen oft zuverlässiger ist, als ein Heer kritischer Schriften, so bewahre ich seine Mittheilungen hier auf. „Ich habe" erzählte er, „Schröder aufwachsen sehen. Er war einer der wildesten, lebensfrohesten Menschen, aber von jeher höchst bestimmt in seinem Willen und durchaus honnet. Er tanzte und spielte die komischen Bedienten sehr gut, aber Alles erschien an ihm, als ob er's zum Scherz triebe. Nie hätte ich damals geglaubt, daß er ein so großer Künstler werden würde. Unbedingt bestätige ich alles Lob, welches ihm, besonders in komischen Rollen, wie der Geizige u. a. m., von jeher gespendet worden ist. Nur hat er sich den vornehmen Anstand nie aneignen können." (Das Nämliche versicherte auch Iffland.)

Auffallend, fuhr der Bürgermeister fort, sei in Rollen, welche solchen Anstand erforderten, die Verlegenheit seiner Hände gewesen; er habe ihm daher die Uebernahme des Marinelli widerrathen, den er denn auch schnell wieder abgegeben habe. Keine Spur von dem abgeschliffenen Höfling sei in der Darstellung gewesen, wiewohl Schröder die Rolle mit unendlichem Verstande g e s p r o c h e n habe. — Ich fragte dann nach der übrigen Familie Ackermann, und der getreue Chronist berichtete: „Auf den Ruhm seiner Schwestern war der Stiefbruder ungemein eifersüchtig; die jüngere, Charlotte, konnte einen kleinen Hang zur Koketterie nicht verleugnen, und daher entstand auch der bekannte Zwist, welcher Veranlassung ihres Todes ward." Ueber diesem selbst schien dem

Erzähler noch ein Dunkel zu schweben. „Man sah sie“ betheuerte er, „am Abend vor ihrem Ende in Willers' Garten weinend auf den Knieen liegen, im Gebete ringend; am andern Tage war sie todt! Ihren Arzt, den Dr. Cropp, befremdete ein so plötzliches Ende gewaltig; aus seinem Munde weiß ich, daß Charlotte einige Tage zuvor Opium gegen Zahnschmerz gebraucht hatte. Man fand am Todestage dieses Opiumfläschchen leer im Fenster ihrer Kammer stehen; „Werthers Leiden“, ihr Lieblingsroman, lag offen auf einem Seitentischchen!“

Der Erzähler wollte keineswegs den Selbstmord behaupten; er berührte jene Thatsachen (die zum Theil nie bekannt geworden sind) nur als so wichtige Umstände bei dem merkwürdigen Ereigniß, daß dieselben in der Reihe der Schlüsse nicht zu übersehen seien. Charlottes Gebet und Weinen im Garten Abends vor ihrer Erkrankung läßt allerdings fast auf einen bestimmten Abschied von der Welt schließen; auch soll (wie mein Gewährsmann hinzufügte) die öffentliche Stimme laut von einer Vergiftung geredet haben; ein Gerücht, dem freilich die Familie der Künstlerin aus guten Gründen entschieden entgegentrat.

Jener übermäßigen Erregtheit Charlottes, von der ich früher bereits gesprochen habe, gedachte der Bürgermeister gleichfalls, namentlich erinnerte er sich ihrer religiösen Exaltation, als sie zur Confirmation vorbereitet wurde. „Sie glich“ sagte mein alter Herr, „in Wahrheit den inspirirten Jüngern

zur Zeit des ersten Christenthums. Ich habe sie oft getroffen, indem sie den Katechismus und ihre Rolle wechselseitig lernte, mich stumm begrüßte und fort memorirte, während sie hin und wieder ein Wort zu unseren Gesprächen gab, bis sie mich endlich mit dem vollsten Ernste aufforderte, sie zu überhören, und zwar erst den Katechismus und dann die Rolle. Ihr keusches, völlig sittliches Gemüth fand in dieser seltsam scheinenden Mischung der Beschäftigungen nichts anderes, als die reine und gleiche Pflicht des Christen, wie ihres Berufs."

Mein Erzähler kam zu der Zeit, als Charlotte confirmirt wurde, aus dem Grunde öfter in das Ackermannsche Haus, weil er damals der älteren Tochter, Dorothea, den Hof machte. Der sonst so strenge Schröder schenkte seinem erprobten Jugendfreunde unbedingtes Vertrauen, und dieser hatte deßhalb jederzeit Zutritt zu den Schwestern. Gar drollig erzählte der alte Herr nun, wie ihn einst, „da er noch ein junger Fant gewesen", ein Nebenbuhler geärgert habe. Der Balletmeister Sacco nämlich, ein feuriger Italiener, huldigte gleichfalls Dorotheas Schönheit. Eines Morgens kam er, ihr Tanzunterricht zu ertheilen; es fehlte an Musik. Heise, der die Geige spielte, ward zum Accompagnement des Unterrichts aufgefordert. „So mußt' ich denn noch dazu aufspielen, während die Beiden tanzten!" sagte er sauersüß lächelnd.

Von Eckhof berichtete er die Eigenheit, daß derselbe auf dem Theater stets die eine Hand auf dem Rücken getragen habe.

Von Lessings Bescheidenheit erzählte er einen liebenswürdigen Zug. In einer frohen Gesellschaft ward derselbe befragt, was er mit den Worten der Gräfin Orsina in „Emilia Galotti" habe sagen wollen: „Nichts unter der Sonne ist Zufall". Nachdem sich der Dichter darüber erklärt, habe Bubbers, einer der Mitdirectoren der Hamburger Entreprise von 1767, ihn corrigirt und mit wichtiger Miene einen andern Sinn dargethan. „Nein" erwiederte Lessing; „das hab' ich nicht bei dieser Stelle gedacht." — „Das hätten Sie aber dabei denken sollen!" versetzte Bubbers in sehr bestimmtem Tone.

„Gehorsamer Diener!" sprach hierauf der gelehrte Mann und lächelte.

Hinsichtlich der Einzelnheiten, welche Bürgermeister Heise mir von Charlotte Ackermanns Tode erzählt hatte, sollte ich, merkwürdig genug, nur kurze Zeit später aus dem Munde der, nächst Schröder, am genauesten von allen Lebenden über diese Tragödie unterrichteten Person alle Details noch einmal hören — aus dem der Doctorin Unzer, geborenen Dorothea Ackermann. Sie bestätigte mir im Wesentlichen genau dasselbe, was Schröder mir gesagt, nämlich daß Charlotte mit diesem, der überstrenge sein konnte, schon mehrmals Zank wegen zu freier Kleidung gehabt. In dem Böttcherballet sollte sie einen braunen wollenen Rock anziehen, zog aber statt dessen einen braunen seidenen an. Schröder, der sie vor dem Ballet nicht angekleidet gesehen hatte, erblickt sie auf der Scene, tritt tanzend zu ihr und murmelt ihr durch die Zähne zu: „Was ist

das? Dich soll das Wetter holen!" Mit diesen Worten stürzt er vom Theater und eilt durch die Hinterthür in das Gärtchen seiner Mutter, die mit der Erzählerin und dem damaligen englischen Minister in einer Laube saß. „Ich gehe ab" schreit er der Mutter zu; „ich betrete Ihr Theater nicht wieder" — und erzählt nun die ganze Geschichte.

Unterdessen war Charlotte, über die öffentliche Beschimpfung außer sich, doch gefaßt genug gewesen, um den Vorgang vor dem Publicum so viel wie möglich zu verstecken nicht nur ihre Soli, sondern aus dem Stegreif mit ungeheurer Anstrengung auch die ihres Bruders mit zu tanzen. Ganz aufgelöst tritt sie keuchend von der Bühne ab und verlangt Wasser; ein Mädchen bringt es, sie tritt in die Garderobe, reißt die Fenster auf und trinkt. Es war ihr Todestrank.

Als sie nach Hause kommt, bietet sie der Mutter ruhig einen guten Abend, und da ihr diese nicht dankt, fragt sie nach der Ursache.

„O geh" antwortet die Mutter, „laß mich in Ruhe, Ihr seid die Furien meines Lebens."

Ganz entsetzt erwidert Lotte: „Auch Sie, Mutter, auch Sie?" Weinend geht sie in ihr Zimmer, verweigert das Abendessen aber genießt noch etwas Obst. Dann geht sie in den Garten, schluchzt bitterlich, kniet nieder und betet still zum Himmel. „Hieraus" meinte die Schwester, „läßt sich vermuthen, daß sie schon eine gänzliche Verwandlung in ihrem Innern fühlte und die schreckliche Katastrophe vielleicht ahnte."

Endlich ging Charlotte zu Bett und schlief ruhig die ganze Nacht; da sie aber auch am Morgen nicht erwachte, so ging die Magd zu ihr, um sie zu wecken. Da sie vergebens ruft, so holt sie die Schwester Dorothea zu Hilfe. Diese tritt an's Bett und sagt: „Liebe Lotte, steh' doch endlich auf; sie warten schon in der Probe auf Dich!"

„Ja, gleich!" antwortet die Arme, durch die Zähne murmelnd. Nun erkennt die Schwester die gänzliche Verwandlung der Kranken und ruft der Mutter; diese schickt nach Aerzten, — aber alle Hilfe ist vergeblich. „Früh Morgens am 10. Mai 1775*) war die noch nicht achtzehn Jahre alte Charlotte todt!"

---

*) In den Sterberegistern der St. Petrikirche zu Hamburg ist der 9. Mai notirt. Meyer widerspricht sich in Schröders Biographie nicht weniger als zwei Mal; denn während nach I, 279 und III, 138 auch er den 9. Mai, aber Nachts ein Uhr, als Todestag angiebt, sagt er III, 83 und 133, Charl. Ackermann sei am 4. Mai gestorben. Schütze und der Goth. Theat.-Kal. von 1776 nennen den 10. Mai (die Nacht 1 Uhr bezw. den Morgen) als Sterbe- und mit Meyer den 14. als Begräbnißtag, welchen jener kirchliche Ausweis auf den 13. Mai — wo wahrscheinlich das Begräbniß angesagt wurde — setzt. Eingehende Forschungen ergaben noch Folgendes. Theaterzettel von 1775 fehlen, aber die Hambg. Adreßcomtoirnachr. 36 St. Mont. 8. Mai S. 287 haben die zu Schützes Angaben stimmende Anzeige: „Schauspiele. Heute: Der Schein betrügt. Der Böttger. Dienstag: Die Gunst d. Fürsten" u. s. w. Folglich trat Charlotte am 8. Mai 75 zuletzt auf; am 9. wurde ihrer Krankheit halber die Vorstellung geändert (Schütze, 431), in der Nacht vom 9. auf den 10. (woher sich die Notiz der Sterberegister leicht erklärt) starb sie; Stück 37 der A. C. N. vom Donnerst. 11. Mai ent-

schloß die Erzählerin unter Thränen. Nach einer Pause fuhr

hält die Notiz: „Die hiesige Gesellschaft der Schauspieler hat einen unersetzlichen Verlust erlitten, da in der gestrigen Nacht die jüngste Dem. Ackermann durch einen schnellen Tod hinweggenommen worden. Sie starb in der Blüthe ihrer Jugend, von Allen, die sie gekannt haben, in ihrem Leben bewundert u. in ihrem Tode beklaget." Stück 38 (Mont. 15. Mai) berichtet, am Abend vorher um 7 Uhr (also Sonntags, 14. Mai) sei Charl. bestattet, und hat das Inserat: „Heute zuletzt: Der Edelknabe, und das Duell. Vorher wird Hr. Brockmann eine Rede halten." (Ebenso der Hbg. Corresp.) Diese von Suse gedichtete „Abschiedsrede, gehalten von Hrn. Brockmann d. 15. May, als die verstorbene Ch. A. den Tag vorher begraben war," an deren Schlusse Brockmann die schwarz verschleierte Dorothea Ackermann schweigend über die Bühne führte, steht schon am 16. Mai in No. 77 des Wandsbecker Bothen und des Corresp., am 17. in No. 78 der N. Ztg. Im Beytrag zum Reichspostreuter St. 38 v. 15. Mai 1775 stehen Wittenbergs Verse „Dem Andenken der Dem. Ch. A. geweyht an ihrem Begräbnißtage, 14. May 1775." (Ws. Epigramme S. 77.) Die durch Chs. Tod veranlaßte Pause in den Vorstellungen giebt Meyer auf vier Tage an; da also die Gedächtnißfeier am 15. Mai stattfand, so wäre am 11., 12., 13. u. 14. nicht gespielt worden; diese Rechnung (ganz wie das von Meyer u. Schütze übereinstimmend angegebene Alter der am 23. August 1757 geborenen Künstlerin: 17 Jahre 8 Monate 17 Tage) ergiebt mithin ebenfalls den 10. Mai als Todestag, den auch die Inschrift auf Chs. Sarge und die Unterschrift unter ihrem Bilde vor der Brochüre Rathleffs nennt, ebenso wie Wittenbergs Recension der letzteren (65. St. des Beytr. z. Reichspostr.). Unzweifelhaft sind also Meyers Angaben falsch und Charlotte Ackermann ist in der ersten Stunde des 10. Mai 1775 gestorben und Sonntags den 14. Mai Abends 7 Uhr bestattet.

sie fort: „Nach ihrer Todesfeier, wo Brockmann ihr eine Gedächtnißrede hielt, ward nicht mehr gespielt, weil das aufgebrachte Publicum Schröder mit öffentlicher Beschimpfung drohte. Wenige Tage später reiste die Gesellschaft nach Lübeck.“

Alles in Allem — so scheint es doch fast — ist Schröders unüberlegte Heftigkeit, neben anderen schwerwiegenden Ursachen, ein indirecter Anlaß des frühen Todes der Künstlerin gewesen, wäre es auch nur deshalb, weil diese Heftigkeit die ungeheure Aufregung Charlottes, welche sie befähigen konnte ein ganzes großes Ballet allein zu tanzen, zur Folge hatte. Ob sich das exaltirte Mädchen vergiftet, ob, wie Meyer von Bramstedt meint, ein Schlagfluß ihrem Leben ein jähes Ziel gesteckt — „nur Helios vermag's zu sagen, der alles Irdische bescheint“, und ich wäre der Letzte, der sich unterstehen würde, diese Frage entscheiden zu wollen!

Doch zu lange schon habe ich Streifzüge in das Gebiet fernster Vergangenheit unternommen; zu lange von Todten gesprochen. Es ist Zeit, „mich zu dem Leben wieder aufzuwinden“ um mit Pylades zu sprechen. Ohnehin ist aus dem scheidenden Jahre 1808 noch ein Umstand zu berichten, der von den wichtigsten Folgen für mich sein sollte.

Am 2. Januar 1807 hatte nämlich der Buchhändler Cotta im „Morgenblatt für gebildete Stände“ drei Preisaufgaben gestellt: für die beste Satyre in gereimten Versen über den Egoismus, für das beste Trauerspiel und für das beste

Lustspiel. Letzteres sollte mit 300 Ducaten, eine Arbeit, welche das „accessit“ erlangte, mit 75 Ducaten belohnt werden.

Zu der letztgenannten Concurrenz hatte ich meine neueste dramatische Arbeit, das Lustspiel: „Der leichtsinnige Lügner“ eingesendet, zwei angesetzte Termine waren bereits ohne Entscheidung verstrichen und ich hatte endlich, ungeduldig, mein Stück zurückgefordert. Da brachten die Zeitungen das Resultat der Concurrenz: den Hauptpreis von 300 Ducaten hatte keins der eingesandten Lustspiele errungen, weil sie insgesammt unvollkommen waren; nun aber wurden von dreizehn derselben drei auf die enge Wahl gebracht, und unter diesen hatte das meinige, als das beste, das „accessit“ und somit 75 Ducaten als Preis erhalten. Das Geld hatte wenig Reiz für mich, einen desto höheren aber die Ehre, meine Arbeit öffentlich und unparteiisch (denn mein Name war den Preisrichtern verborgen geblieben) auf diese Weise anerkannt zu sehen. Hieß es doch auch in dem Concurrenz-Ausschreiben: „Möge nicht die Spende, sondern der Lorbeer und die Ehre des Siegers unsere guten Köpfe zum edelsten Wetteifer entflammen!“

Die frohe Nachricht half meiner lieben Frau und mir glücklich hinweg über bange Stunden welche fast gleichzeitig mit der erwähnten Freudenpost an uns herantraten. Sie gingen indeß gut vorüber und brachten in ihrem Gefolge am 30. November Vormittags neun Uhr einen munteren Knaben, über den des Glücks kein Ende war. Am 17. December ward

das Kind vom Prediger Müller in der lutherischen St. Petri-
kirche getauft und erhielt die Namen Philipp Martin Chri-
stian Otto.

Daß mir zu beiden frohen Ereignissen, von denen ich
soeben gesprochen, Freunde und Theilnehmende von allen Sei-
ten gratulirten, kann man denken. Nicht der letzte, der seine
gütigen Gefühle in Worte kleidete, war der würdige Schrö-
der, den der Winter wieder in die Stadt geführt hatte.

Nun brachte ich freie Abende öfters wieder bei ihm zu,
und es ward nach alter Weise geplaudert oder von zukünftig
in's Werk zu setzenden Planen gesprochen. Häufig las er mir
neue dramatische Arbeiten, die er verfaßt hatte, vor; Gele-
genheiten, bei denen sich sein großes Künstler-Talent am deut-
lichsten verrieth. Mit der schärfsten Präcision wurden durch
seinen Vortrag die Charaktere unterschieden; bei verschlossenen
Augen konnte man sich einbilden, vor der Bühne zu sitzen.
Nirgends war ein Haschen nach Ausdruck sichtbar, aber überall
reine ungekünstelte Wahrheit. In einem Schauspiel: „Die
Stimme der Natur" las er den Charakter eines Verzweifelten,
der seinen grausamen Schwiegervater bestiehlt, mit so kräfti-
gem Ausdruck, daß ich erstarrt da saß. Ich bemerkte, daß ich
bei dieser Gelegenheit einige Fragmente des Lear von ihm
zu sehen mir eingebildet hätte. „Recht gesagt" antwortete er;
„Fragmente!"

Bei diesem Anlaß wurden einige gewichtige Worte über
die Darstellung des Wahnsinns auf der Bühne gesprochen.

Schröder erzählte, daß er nie einen Wahnsinnigen im Leben gesehen und dennoch die verschiedenen Charaktere, die Shakespeare in dieser Gattung geschrieben (Ophelia, Edgar, Lear, den wirklichen Narren in diesem Stück u. A.), einst in Berlin Moses Mendelssohn vorgelesen habe. Der Vortrag derselben müsse schroff verschieden sein, und diese Verschiedenheit auszudrücken sei ihm so gut geglückt, daß Mendelssohn seinen ganzen Beifall zu erkennen gegeben habe. Erst später, versicherte Schröder, habe er zum ersten und einzigen Male ein Irrenhaus in Lübeck besucht.

Nachdem der erfahrene Bühnenkenner dann noch einige geistvolle Bemerkungen über Shakespearische Stücke, welche er bekanntlich zuerst auf dem Theater heimisch zu machen verstand, vorgetragen hatte, kam die Rede auf die vielberufene „Einheit der Zeit und des Orts“. Schröder bearbeitete eben damals seinen „Alfonso von Ferrara“ nach Massingers „Duke of Milan“, und zwar, um die Einheit des Ortes zu wahren (die Handlung beginnt in Sicilien und endet in Norditalien), mit der Landkarte zur Seite. Die Mißgriffe, welche die neueren deutschen Dichter durch die Nichtbeobachtung jener Einheiten begangen hätten, wie z. B. in Schillers „Räubern“ die eine Scene in Böhmen, die andere in Franken spiele, tadelte er höchlich. In Klingemanns „Columbus“ gehe der erste Akt gar in Amerika, der zweite in Madrid vor sich. Auch Schillers „Tell“ sei ein solcher Guckkasten; das Publicum lasse sich aber in diesem Stücke die Verletzung der Zeit und

des Orts gefallen, weil es darüber in Unklarheit sei, wie weit ein Canton von dem andern entfernt liege. Während der Directionsperiode Schröders von 1786—1798 habe man es mit solchen Freiheiten der Dichter strenger genommen; so sei Goethes „Götz“ damals wegen seiner theatralischen Unform gänzlich durchgefallen, und ein Kunstrichter habe sehr zutreffend bemerkt: daß Lessing noch wenn er betrunken wäre, ein Stück wie den „Götz“ würde schreiben können, Goethe hingegen nie eine „Emilia Galotti“.

Die Urtheile eines erfahrenen Theaterkenners sind merkwürdig, auch wenn sie irren; in diesem Falle aber war Schröder offenbar auf falscher Fährte. Ich entgegnete ihm, wie nach meinem bescheidenen Dafürhalten das, was wir bei unserer „regelrechten“ Anordnung der Zeit und des Orts „Täuschung“ genannt hätten, lediglich eine Selbsttäuschung gewesen sei, die uns irre geleitet habe. Die Handlung eines Jahres wollten wir einem Schauspiel nicht verstatten, aber diejenige einiger Tage solle in ein Stück gezwängt werden dürfen! „Wenn ich nun aber“ fuhr ich fort, „der Phantasie zumuthe, sich die Handlung von Tagen in einigen Stunden vorgestellt zu denken, so erschwere ich ihr Geschäft um nichts, wenn ich ihr zumuthe, statt der Tage sich Wochen, Monate, selbst Jahre zu denken. Der Sprung, den sie macht, wird um nichts größer. Hat sie einmal den festen Boden verlassen, so ist es ihr gleichviel, wann und wo sie wieder Fuß faßt; wenn nur die Handlung Uebereinstimmung hat und die Fäden der-

selben nirgends locker werden, sondern im entscheidenden Moment mit fester Hand zusammengefaßt sind. Daher vergißt der Zuschauer im „Tell" gern die Entfernung der Cantone; er sieht das Schicksal sich durch das Land wälzen und dieses reißt ihn wie eine Lawine mit sich fort, so daß er zu keiner geographischen Bemerkung Zeit behält. Der Dichter, der auf diese Weise die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu fesseln versteht, darf mit dem Raum und der Zeit schalten wie ein Gott;

‚Ihn hält kein Band, ihn fesselt keine Schranke,
Denn sein geflügelt Werkzeug ist das Wort!'"

Obwohl ich diese meine Ansichten, natürlich mit der gebührenden Bescheidenheit, dem Meister eindringlich vortrug, schienen sie ihn doch nicht zu überzeugen, wenngleich er sonst — so groß sein Eigensinn übrigens war — sich niemals auf sein Urtheil steifte, sobald es einer wissenschaftlichen Frage galt. Die Wahrheit, welche durch Für und Wider schließlich zu Tage kam, pflegte er scherzend „den mathematischen Beweis" zu nennen.

Wir kamen bald auf ein anderes Thema, bis Schröder nach gewohnter Art mit Anekdoten aufwartete. Ergötzlich war, was er über die Taufe des Directors Jacob Herzfeld erzählte, die in einem der letzten Jahre des vorigen Saeculi zu Rellingen stattgefunden hatte. Schröder, der Theaterdichter Schink und der verstorbene Abel Seyler, denen Jener — ähnlich wie noch jetzt der alten Starke — ein freies Asyl bei sich eingeräumt hatte, waren Zeugen gewesen, wie der 1763 zu Des-

sau von jüdischen Eltern Geborene zum Christen geweiht wurde. Während aber oben getauft worden und der Täufling auf zwölf ihm vorgelegte Fragen keine Antwort schuldig geblieben sei, habe unten plötzlich eine lustige Gesellschaft von Schauspielern einen Chor aus der „Zauberflöte" angestimmt, worüber Seyler in's Lachen gekommen sei, während Schink sich aus Verlegenheit umgedreht und eine Fliege todtgeschlagen habe. Der Pastor habe sich nach vollzogenem Taufact bei Schröder bedankt, daß dieser ganz ernsthaft geblieben, und hinzugefügt: „Ich hätte selber lachen müssen, hätten Sie nicht an sich gehalten." Herzfeld hatte sich, beiläufig bemerkt, aus Liebe zur Demoiselle Caroline Stegmann taufen lassen, die er heirathen wollte und die ihm lange Jahre eine treue Hausfrau gewesen ist. Zur Ausstattung des jungen Paares ließ Schröder eine Vorstellung des „Abällino" geben, und das damals ungemein beliebte Zugstück verfehlte seinen Zweck nicht.

Im Laufe des Abends kam dann die Rede auf eine Sängerin, welche eben damals gastirt und sehr gefallen hatte, aber trotzdem nicht engagirt worden war*). „Die Direction hat ganz Recht daran gethan" meinte Schröder scherzend, „denn wie kann sich dieses Frauenzimmer einfallen lassen, die Worte ihres Gesanges so deutlich auszusprechen, daß man sie alle versteht? Erstens stört sie dadurch das Ensemble, und zweitens — verkauft die Direction ja keine Arienbücher!"

*) Wahrscheinlich Mad. Marchetti vom Theater zu Berlin, welche zwei Mal in dem musikalischen Drama „Hero" von Filistri aufgetreten war und mit Einlagen von Righini und Gürlich großes Glück gemacht hatte.

Dem Sängervölkchen war Schröder übrigens im Allgemeinen wenig hold; ich sympathisirte darin mit ihm. Folgende Unverschämtheit eines Sängers erregte noch bei der Erzählung seinen ganzen Abscheu: Ein renommirter Bassist, dessen Name nichts zur Sache thut, war bei dem Regierungsrath Streit in Breslau, der auch eine Zeit lang Director des dortigen Stadt-Theaters war, zu Tisch geladen. Die Hausfrau, eine sehr würdige Dame, bittet den Sänger, ihr den Genuß einer kleinen Arie zu schenken. „Was kostet mein Abendessen?" antwortet Jener brüsk, indem er den Geldbeutel zieht. Die Hausfrau hatte jedoch die Fassung, ganz unbefangen ihrem Bedienten zu klingeln und diesem zu sagen: „Christian, der Herr will nach Hause. Leuchte ihm!"

Harmloser und dadurch drolliger erscheint Bassisten-Eitelkeit in einer Anekdote über den Sänger Ludwig Fischer. „Der Junge hat auch vor Napoleon gesungen" erzählte dieser prahlerisch von seinem Sohne Joseph, dem späteren berühmten Bassisten der Berliner Hofbühne. „Der Kaiser hat zu ihm gesagt: ‚Wäre ich nicht Napoleon, so möcht' ich Fischer sein!' — ‚Sie scherzen, Sire!' antwortete mein Sohn. ‚Ich scherze nie!' hat der Kaiser erwiedert, ‚am wenigsten mit Ihnen!'"

„Aber" bemerkte Schröder sehr richtig, „sind die Sänger dünkelvoll, so sind die Schauspieler anmaßend. Herr Christel, ein außerordentlich dicker Mann von mittelmäßigem Talente, klagte einst gegen mich über den Verfall der Schauspielkunst. ‚Sie ist nun bald ganz zu Grabe getragen' sagte

er wehmüthig. ‚Eckhof ist todt, Fleck ist todt, und — wie lange wird es noch währen, so werd' auch ich dahin sein!'"

Der Abend, an welchem solche theils lehrreichen, theils belustigenden Gespräche geführt wurden, war der vorletzte, den ich im Jahre 1808 bei Schröder zubrachte; der letzte war zugleich der letzte des ganzen Jahres überhaupt, nämlich Sylvester. Außer mir waren noch Professor Meyer, die Professoren Vogt und Wächter mit ihren Frauen und der Billetabnehmer des ersten Ranges, Herr Lendpradl, geladen. Letzterer war ein ohne seine Schuld herabgekommener, wohlunterrichteter und überaus rechtschaffener vormaliger Kaufmann, der früher Schröders Gutsnachbar neben Rellingen gewesen war. Der jetzige Billetabnehmer — ein Posten, den ihm Schröder verschafft hatte — war diesem grade so lieb wie der einstige Gutsbesitzer, und der edeldenkende Künstler zeigte dies bei jeder Gelegenheit, während Herr Eule dem armen Alten, wenn ihn dieser artig grüßte, nicht einmal zu danken pflegte.

Schröder war an diesem Abend in der besten Laune. Als es elf Uhr schlug, erschien auf seinen Wink Burgunder, und er rief: „Nun wollen wir denken, elf sei zwölf und uns in's neue Jahr hineintrinken. Dann gehen wir, wie ordentliche Leute, zur rechten Zeit zu Bette."

Und so geschah es; fröhlich trennten wir uns nach Mitternacht mit einem herzlichen „Prosit Neujahr".

Mit dem 1. Januar 1809 nannte sich die Unternehmung zum ersten Male „Stadttheater" auf dem Zettel; ein leerer

Name, mit dessen Einführung weder an den äußeren, noch inneren Verhältnissen der Bühne das Geringste geändert ward. Zum Beweise für den Fortbestand des nach und nach immer ärger gewordenen Schlendrians in der Leitung will ich anführen, daß wir um jene Zeit ein Stück gaben: „Graf Monbelli, oder der Vater und seine Kinder", auf dessen Titelblatte Herrn Eules Hand den Namen des wahren Autors mühsam ausgestrichen hatte, um dafür die Worte zu setzen: „Vom Verfasser des Fridolin". Dies war bekanntlich Herr von Holbein.

Eules Verfahren dünkt mich niederträchtig. „Fridolin" hatte sehr gefallen, und der gewissenlose Principal verschmähte es nicht, durch die Erinnerung daran einige Gaffer mehr in das Theater locken zu wollen. Wie Herr von Holbein sowohl, als auch der wirkliche Urheber des „Monbelli" dabei fuhr, galt ihm gleichviel — als ob es nicht auch eine literarische Ehre und Schande gäbe! Gefiel das Stück, so war sein Verfasser um einen Erfolg betrogen; mißfiel es, so haftete ein Makel auf dem Autornamen Holbeins, für den Herr Eule gar keine Genugthuung geben konnte. So schutz- und rechtlos lag die Sache deutscher Schriftsteller damals, und so wenig wurde ihrer selbst bei bedeutenden Theatern geachtet — zum Glück indessen nur von frechen Riffpiraten, denn daß Schröder dergleichen Kniffe aus tiefster Seele haßte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

Der Letztere sollte in den ersten Wochen des neuen Jahres durch einen ihm nahe gehenden Todesfall tief erschüttert

werden: am 2. März Nachts gegen 3 Uhr starb zu Rellingen im Alter von 78 Jahren die berühmte Schauspielerin Johanna Christina Starke geb. Gerhard, sie, die ein Schröder den „Stolz des deutschen Theaters" genannt hatte*). Da auch mir kurz zuvor in Hannover die Stiefmutter gestorben war, so mußte, als ich am Abend des 3. März zu Schröder ging um mit ihm eine Partie Schach zu spielen, unser Beider Stimmung begreiflicher Weise eine sehr ernste sein, und so kam es, daß die Unterhaltung diesmal einen ganz anderen Charakter trug, als sonst. Schröder sprach nur höchst ungern von traurigen Gegenständen; Kranke oder Sterbende zu besuchen, eine Leiche zu begleiten war wider seine Natur. Ja, selbst der Anblick von Gestalten, in Trauerkleider gehüllt, verstimmte ihn; doch alles dies nicht etwa deshalb, weil ihm die Erinnerung an den Tod fürchterlich gewesen wäre, sondern weil sein gefühlvolles Herz den Anblick fremder Leiden nicht ertragen konnte. „In meinen wilden Jahren war das anders" sagte er; „in Hannover habe ich den Schauspieler Mylius sterben sehen, habe auf seinem Bette gesessen und ihm auf seinen Wunsch während seines Todeskampfes komische Gesichter geschnitten. Ich mußte ihm auch eine fröhliche Leichenfolge versprechen. Zur Beerdigung kaufte ich mir daher einen Trauerflor von acht Ellen Länge und ließ diesen auf lächerliche

*) Ein von Schröder verfaßter Nekrolog der Starke steht in Schmidts „Almanach für Schauspieler" Jahrg. 1810 S. 82 ff.; wieder abgedruckt in Meyers „Schröder", III, 215 ff.

Art im Winde flattern. So wurde das Begräbniß, versteht sich vor Tagesanbruch, sehr froh vollbracht. Jetzt aber — bleib' ich davon. Selbst meine Mutter und meinen Stiefvater konnte ich nicht sterben sehen. Wohl aber habe ich vor der Thür der Unterredung zugehört, die der Pastor Zornickel mit Ackermann auf dem Sterbebette führte; er betete ihm nämlich: „Komm', Herr Jesu, sei unser Gast" vor."

Wir kamen nun sehr ernsthaft auf Tod und Sterben zu sprechen, und Schröder erzählte: „Für den Fall, daß meine Frau mich überlebt, erbt sie meine gesammte Habe. Nur behält meine Schwester die Hälfte der Einnahme, welche aus der Verpachtung des Theaters entfließt. Aber wenn — was doch möglich ist — wir Beide rasch nach einander stürben, so ist noch nichts verfügt" fuhr er wie im Selbstgespräche leise fort; „und das ist doch nothwendig!"

Selten wird ein Mann eine so unbegrenzte Anhänglichkeit für seine Frau fühlen, wie Schröder für die seinige. Von jeher ließ er Alles durch ihre Hände gehen, und bei seinen öfteren Veränderungen und vielen Bauten in Rellingen war das keine Kleinigkeit; alle Handwerker wies er an sie; alle Dienstboten und Arbeitsleute in der nicht unbedeutenden Landwirthschaft wählte sie; aus ihren Händen erhielt Jeglicher seinen Lohn. Ohne seine Frau that Schröder nichts. Ja, so sehr war er von ihr abhängig, daß sie ihm jeden Abend den Rock auszog und ihm die Pantoffeln reichte. Beide waren

im eigentlichsten Sinne die Unzertrennlichen, Beide unbeschreiblich ordnungsliebend und rechtlich.

„Wenn du sie einst verlieren müßtest!" dachte ich unwillkürlich, und ehe ich meine Worte noch recht überlegt hatte, war der Gedanke geäußert. „Sowie sie stürbe" entgegnete er ganz ruhig, „würde ich mich in einen Wagen setzen und davonfahren. Von einer Reise, vorzüglich aber von der wohlthätigen Zeit, die ja Alles heilt, erwarte ich in solchen Fällen viel."

„Und von der Religion!" setzte ich hinzu. „Man muß sich aber nicht nur im Unglück zu Gott flüchten. Wer das thut, nährt eine verdächtige Religion, denn auch der Spötter flüchtet dann zu ihm; wer aber auch im Glück Seiner gedenkt und durch das ganze Leben einen frommen, gottvertrauenden Sinn bewahrt, der ist ein wahrer Christ*). Nur für diesen gilt der Spruch: ‚Rufe mich an in der Noth, so will ich Dich erretten und Du sollst mich preisen!'"

Schröder sah, als ich schwieg, in einer bestimmten Richtung nach oben; er bejahte nicht, er verneinte nicht; er schien zu erwägen.

„Ja", antwortete er endlich ausdruckslos, „frommer Glaube hat unbezweifelt sein Gutes, und von einer Sache bin auch ich lebendig überzeugt."

---

*) „F. L. Schmidt hatte sich einen religiösen Sinn bis in sein hohes Alter bewahrt; oft klagte er darüber, daß sein Geschäft ihm den Besuch der Kirche so selten erlaube."

(Notiz Philipp Schmidts.)

„Und von welcher?“ fragte ich.

„Ich weiß, — daß ich nichts weiß“ antwortete er, nicht etwa spöttisch, sondern sehr sanft, fast weich, indem er gedankenlos auf den Tisch starrte.

Wir kamen nun auf die Starke zurück. „Eine Wahrheit wie sie in ihrem Spiele lag, wird sobald nicht wieder auf der Bühne erscheinen“ sagte Schröder. „Nur Einen Fehler hatte sie, der ihr aus der Schönemannschen Schule anklebte und den, außer Eckhof, fast Jeder von dorther mitgebracht hatte: in tragischen Rollen, vorzüglich wenn sie vornehme Charaktere repräsentirte, sprach sie oft mit zu viel Emphase; auch hatten ihre Gesticulationen dann ein gutes Theil von der alten französischen Manier. Aber in häuslichen oder überhaupt edlen Müttern war sie unübertrefflich. Die Oberförsterin in Ifflands „Jägern“ war (am 29. December 1797) ihre letzte Rolle. Sie war in der That die „letzte Oberförsterin“ auf der Bühne.“ — „Haben Sie schon gehört?“ unterbrach er sich lächelnd selbst, „die Leute lassen mich 60,000 Mark von der Starke erben. Ich hätte Profit, wenn mir Jemand für meine Erbschaft das wiedererstatten wollte, was ich der Starke gab; aber die Hamburger sind groß im Erfinden und Uebertreiben!“ Er erzählte mir nun den Vertrag, den sie mit ihm gemacht habe. Als er 1798 die Direction niedergelegt, habe sie keine Neigung mehr gehabt, das Theater noch ferner zu betreten; sie habe deshalb ihre 250 Thaler Pension genommen, während Schröder ebenso viel jährlich zugelegt habe, so daß sie

also bis an ihr Ende ihren vollen Gehalt, 500 Thlr., bezogen hätte. Dabei habe er ihr noch freie Wohnung in Rellingen gegeben. Sie dagegen habe ihm aus freiem Antriebe ihren einstigen Nachlaß verschrieben, den sie auf 1200 Thlr. angegeben. „Die haben sich auch gefunden" sagte er. „In einem seidenen Beutel befanden sich 100 Louisd'or und 123 Ducaten. 500 Thlr. (die Einnahme ihrer letzten Benefiz-Vorstellung) hat sie mir sogleich gegeben, und diese habe ich ihr verzinst. Ihre übrigen Sachen waren, einigen Schmuck abgerechnet, den sie selbst als Andenken vermacht hat, ohne Werth; ich werde sie verschenken." Ich nahm diese Gelegenheit wahr, mir ein Andenken von ihr zu erbitten; in der That gab Madame Schröder mir zu meinem innigsten Vergnügen zwei Gegenstände, welche Eigenthum der Verstorbenen gewesen waren, nämlich eine porzellanene Tabacksdose, in Gold gefaßt, und einen seidenen Geldbeutel.

Die geringe Habe der Todten hatte sich übrigens in bewunderungswürdiger Ordnung befunden. Als man ihren Koffer öffnete, sah man sogleich das obenauf liegende Testament; dann folgte ihr Sterbehemd, mit Spitzen besetzt, eine Haube, gleichfalls mit Spitzen besetzt, und ein Kopfkissen. In einem drap d'or-Beutelchen fand man ihre verlorenen Zähne, mit feinem Draht zusammengehäkelt; daneben lag die Vorschrift: man solle dieselben mit in ihren Sarg legen. Es geschah. Am 7. März wurde sie in einem Gewölbe zu Rellingen beigesetzt. Schröder, treu bis über das Grab hin-

aus, bezahlte ihr das Gewölbe auf zwanzig Jahre. Ihren Tod zeigte er im „Hamburgischen Correspondenten" vom 4. März 1809 mit folgenden, für ihn höchst bezeichnenden, Worten an:

„Am 2. März starb in Rellingen bei völligem Bewußtsein, im 78. Jahre, die einst berühmte Schauspielerin, Madame Christine Starke.

Möge immer, wie bei ihr, die Kunst mit der strengsten Rechtschaffenheit gepaart sein."

An demselben Tage, wo die sterblichen Reste dieses heimgegangenen Stückes deutscher Theatergeschichte zu Grabe getragen wurden, erschien auf der Bühne, welche ihre letzten Triumphe gesehen hatte, wieder ein Gegenstand, der ihr Eigenthum gewesen: als Sommer in der „Ueberraschung" benutzte ich ihre Tabacksdose.

Aber die greise Starke sollte nicht die Einzige bleiben, welche im Jahre 1809 der Tod aus dem Verbande des Hamburger Theaters — dem sie, wenn auch nur als Pensionärin, doch immer noch angehört hatte — hinwegriß. Fünf Wochen nach ihr, am 13. April, Morgens 12½ Uhr, starb der Regisseur Anton Steiger*) nach langen, schrecklichen Leiden, deren Natur die Aerzte nicht klar erforschen konnten. Er hinterließ eine Wittwe und sieben hilflose Kinder in gänzlichem Mangel. Hier nun zeigte sich die Wohlthätigkeit der Ham=

*) Nekrolog von F. L. Schmidt in dessen „Almanach" für 1810, S. 110 ff.

burger wieder in glänzendem Lichte: Steiger, als Schauspieler außerordentlich begabt und (abgesehen von einem manierirten Pathos und etwas Predigerton in ernsten Rollen) höchst verdienstlich, hatte sich durch seine Künstlerschaft, sowie durch sein grades, rechtschaffenes, echt deutsches Wesen Freunde erworben, welche seine Hinterbliebenen nicht verließen. Dies trat bei Gelegenheit einer Benefiz-Vorstellung an den Tag, welche zum Besten der Steigerschen Familie am 21. April mit Lessings „Nathan" gegeben wurde. An der Casse ward eine ganze Reihe von Ueberzahlungen, deren bedeutendste 600 Mark betrug, geleistet, so daß der bedrängten Wittwe nicht weniger als 2700 Mark eingehändigt werden konnten, und da ich durch eine Collecte unter meinen Collegen 48 Mark monatlicher Unterstützung für ein Jahr zusammengebracht hatte, so war der ersten Noth wirksam gesteuert, und auch später blieb, wenn die Drangsale am größten, Gottes Hilfe am nächsten, bis endlich die Kinder erwachsen waren und selbst für sich sorgen konnten. Schröder, der sehr bald nach dem Tode der Starke wieder nach Rellingen hinausgegangen war, benahm sich bei dieser Gelegenheit großherzig, wie immer.

Die räumliche Entfernung, welche sich auf's Neue zwischen den Meister und mich gelegt hatte, war indessen dem Verkehr nicht hinderlich, welcher namentlich durch meinen, jetzt der Vollendung und Herausgabe nahen Bühnen-Almanach rege erhalten blieb. Ehe ich jedoch berichte, was in Anbetracht desselben zwischen Schröder und mir vorging, will ich erzäh-

len, daß ich mehrere renommirte Literaten zu Beiträgen aufgefordert hatte, darunter Klingemann in Braunschweig.

Dieser hatte im Sommer 1808 das bereits in einem Gespräche zwischen Schröder und mir erwähnte, von diesem als „abschreckendes Beispiel" angeführte Drama „Columbus" vollendet. Während der Arbeit schrieb er mir: „Ich habe jetzt den „Columbus" begonnen, und dieses Werk macht mir den Geist frisch! Ihre Idee von der Scene auf dem Schiffe war auch die meinige, und sie ist im Vorspiel ausgeführt, von dem Sie den Schluß in der Theaterzeitung abgedruckt finden werden. Die Decoration geht recht gut, und ist, auf meine Nachfrage deßhalb, auf der Bühne nicht einmal neu. Das Theater stellt einen Theil des Verdecks vor, Seiten und Hinter-Coulisse sind Luftperspective, um das Theater läuft eine kleine Galerie. In der Mitte sieht man den Mast bis in die oberen Coulissen hinaufragen, und Tauwerk und Strickleitern ziehen sich daran nieder. Der Schiffsjunge und die Matrosen klettern in die Höhe u. s. w."

Ueber die theatralischen Verhältnisse in Braunschweig schrieb er mir: „Hostovskys und Fabricius' Gesellschaft haben uns wieder verlassen und sind nach Magdeburg zurückgekehrt. Die Direction hatte sich wieder in der Angst verrechnet und Fracht und Wagen zu der Zeit bestellt, als sich eben das Haus hier immer mehr zu füllen anfing. Am Donnerstage in der letzten Meßwoche standen alle Wagen vor den Thüren und die Directoren stiegen wehmüthig und sich gegenseitig Vorwürfe

machend ein. Fabricius weint dann immer, und Hostovsky fällt sich selbst in die Haare, daß es tragisch anzusehen ist. Mit kleinen Gelegenheitsstücken von mir haben sie, seltsam genug, viel Geld gemacht. Das eine hat ihnen in vier Vorstellungen gegen 900 Thlr. eingebracht und ich — habe zwei Louisd'or dafür empfangen. So rächen sie sich, daß sie mir für den „Luther" hundert Thaler zahlen mußten, ob er ihnen gleich mehrere Tausende eingebracht hat. Doch lieben die beiden Alten mich jetzt wie Väter und senden mir dann und wann Magdeburger Sauerkohl und Wein in Fäßchen, um mich durchzufüttern, daß ich zur rechten Zeit wieder singe. Das ganze Völkchen hat mir als Zuschauer manche komische Stunde gemacht, während die Handelnden selbst sich gewöhnlich in den Haaren lagen. Dazu hat Hostovsky die üble Gewohnheit, gleich zu beißen, wobei mir immer der Ausruf jenes Schwaben, der seinem General mit den Worten: „Willscht Du beisse?" eine Ohrfeige gab, unwillkürlich einfällt. Er beißt immer bis auf's Blut."

Diese eben so wahre als ergötzliche Schilderung meiner ehemaligen Kameraden ließ mein Herz um so dankbarer schlagen, daß mir jetzt ein besseres Loos gefallen war.

In Angelegenheiten meines Almanachs schrieb mir Klingemann einige Zeit später, er wolle mir „eine Charakterskizze des Wallenstein als Beitrag liefern, die leicht zwei Bogen füllen könnte." Wer sich die Mühe nehmen will, meine Theater-

almanache anzusehen, wird darin mehr als einen werthvollen Beitrag von Klingemann finden.

Ueber allerlei Theatralia schrieb er mir am 26. März 1809 wieder sehr ergötzlich: „Fabricius hält sich hier mit seiner Gesellschaft bereits seit Ausgang Januars auf und denkt noch bis Mai zu bleiben. Er hat in Braunschweig einen Glücksstern. Nur ein Nagel ist ihm aus seinem Karren gesprungen: der dicke Nagel nämlich hat einen Ruf nach Breslau angenommen und ist bereits dorthin abgegangen. Die Direction scheint mit dem Vulcan einen Bund geschlossen zu haben, denn erst schmiedeten Sie, darauf gab's einen Nagel, und nun ist ein anderes Metall — Kupfer verschrieben, der in Altona sein soll. Ob dieses Kupfer keinen Grünspan ansetzen wird, muß man erwarten. Daß Reinhold, der cidevant Redacteur der Theaterzeitung hier ist, werden Sie wissen. Er spielt im Komischen bedachtsam und ruhig, hat aber eine böse Angewohnheit oder einen Krampf, und schüttelt in jeder Minute dreimal mit dem Kopfe. In ernsten Rollen wirkt das auf mich immer sehr sonderbar, denn es scheint, wenn er stumm dasteht und immer schüttelt, als ob ihm das ganze Wesen nicht recht wäre, was um so komischer wirkt, da in den meisten Fällen das Wesen überhaupt auch wirklich nicht recht ist, und sein Krampf daher zu einer pantomimischen Kritik wird.

Mein „Columbus" geht mir reißend ab. Auch in Wien haben sie ihn angenommen und honorirt, wobei mir der Fürst

Esterhazy eigenhändig sehr schmeichelhaft geschrieben hat. Am 4. wird er dort in Scene gehen. In Dresden ist er am 16. März gegeben, und ich habe von dorther sogar ein Sonett erhalten, dessen Verfasser Hofrath Winkler (Theodor Hell) ist.

Ich hätte Lust, mich der Ausarbeitung einer derben Posse zu unterziehen, die in Deutschland ganz untergegangen ist; aber das feinfühlende und ekele moderne Volk kann über das bloß Lächerliche (das nach Kant in einer in Nichts aufgelösten Erwartung besteht) nicht lachen, ohne nachher zu schimpfen und „dummes Zeug!" zu rufen. Im Herzen sehnt es sich nach Lust und Lachen, aber der kecke gute Scherz gehört ihm doch nicht zur guten Gesellschaft, weil er ohne Sentiment und ein roher wilder Bursche ist. So peitschen sie alles eigentlich Genialische zur Welt hinaus. Das schwache, zerbrechliche Zeitvolk!"

Freund Klingemann ist aber (wenigstens für's Erste und hauptsächlich!) bei der Tragödie geblieben, die er als sein Steckenpferd ritt. Wir werden ihn noch öfter auf demselben sich tummeln sehen.

Für jetzt muß der vielbesprochene Bühnen-Almanach fertig werden, der schon im Manuscript vollendet war. Ich sandte dies an Schröder, damit er meine „Geschichte des Hamburger Theaters" erst lese — aber, o weh! Was antwortete er mir?

„Lieber Herr Schmidt!

Sie haben meine Freundschaft auf eine harte Probe ge-

stellt. Ihr Aufsatz wimmelt von Unrichtigkeiten und ist mehr Schröders Panegyricus, als Geschichte. Ersteren habe ich hin und wieder gemildert und letztere verbessert. Ich will Ihnen auch gern, aber nur auf kurze Zeit, die Bücher leihen, welche sichere Wegweiser sind."

Da stand ich nun, ich armer Thor, und war so klug als wie zuvor! Sogleich setzte ich mich nieder und bat den verehrten Meister, er möge mir doch auf einem Zettel die nöthigen Bemerkungen notiren, da ich mir erst aus Büchern mühsam zusammensuchen müsse, was er ohnehin fest und sicher im Kopfe habe; es käme mir namentlich auch auf rasche Expedition der Sache an, weil das Manuscript in die Druckerei wandern müsse. In der That war es, wenn der Almanach noch zur Leipziger Ostermesse das Licht der Welt erblicken sollte, die allerhöchste Zeit.

Umgehend antwortete mir Schröder: „Obgleich ich grade in diesen Tagen viel zu thun habe, so will ich mich doch bemühen, Ihnen meine Bemerkungen nebst Ihrer Geschichte den 12. wieder zustellen zu können. Es ist so manches Irrige in ihr, daß ich gezwungen gewesen wäre, öffentlich gegen Sie aufzutreten, wenn es wäre gedruckt worden. Um Ihnen Wahrheit und einige andere Sachen zu geben, hat meine Pflegetochter den Auftrag, Ihnen ein Buch zuzustellen, das ich nur Wenigen anvertraue, und deßhalb auch Sie bitte, es nicht aus Ihren Händen zu lassen: ein Verzeichniß der seit 1753 aufgeführten Stücke, in welchem die Hauptsachen aus meiner Eltern und meinem Leben aufgezeichnet sind. Da

mein Stiefvater der eigentliche Gründer des stehenden Theaters in Hamburg ist, so verdient er, daß Sie etwas mehr von ihm sagen, wozu Ihnen das Buch Gelegenheit geben wird. Hauptsächlich bitte ich Sie, weniger von mir zu sagen, da ich bekannt genug bin. Noch gebe ich Ihnen zur Ueberlegung, ob es nicht besser sei, diesen ersten Kalender vor Ankunft des Ackermannschen Theaters in Hamburg zu schließen, da alsdann eine neue Epoche anfängt.

Auch die Zettel, aus denen Schütze seine alte Geschichte nahm, stehen zu Dienst und können Ihnen von Lendpradl mitgetheilt werden. Es ist nothwendig für Sie, daß Sie sie sehen."

Charakteristisch für Schröder ist auch, was er mir über meine Absicht, den Almanach mit seinem Bildniß zu zieren, schrieb. „Ich kann nicht leugnen" lauteten die Worte des Bescheidenen, „daß es mir sehr unangenehm ist, mein Bild vor dem Kalender zu sehen. Da indessen jeder Mensch, der sich malen läßt, der Gewaltthätigkeit*) ausgesetzt ist, so muß ich mich darein

*) Diese „Gewaltthätigkeit" ist Schröder öfters angethan worden. Zuerst wurde er als König Lear 1780 in Hamburg silhouettirt (Brustbild, oder wie man damals sagte: „Kopfstück"). Sein Portrait als Odoardo steht vor Schinks allg. Theateralman. v. 1782, sein Bildniß von Berger, nach Frisch, vor dem 4. Bd. der Literat. u. Theaterztg. v. 1782; von Grögory vor dem Gothaer Theaterkalender auf 1788. 1790 wurde er und seine Frau „als Kopfstücke auf Einem Blatt" gestochen; „beide Personen sind darin nicht zu verkennen" versichert der Gothaer Theaterkalender von 1799. „Eben so ähnlich steht Herr Schröder, von

ergeben." So ziert denn Schröders Portrait meine beschei-dene Publication, und freundlich erneuerte sein Anblick bei der Mitwelt die Erinnerung an jene schönen Gebilde, die der Künstler einst geschaffen hatte.

Wie aus dem Eingange des vorletzten Briefes hervorgeht, steckte Schröder eben damals tief in Geschäften, denn wenn dieser rastlos fleißige Mann schon selber sagte, „er habe viel zu thun", so galt sicher von ihm das Leporellosche: „keine Ruh bei Tag und Nacht." Die Arbeit, der er sich eben unter-zog, war aber eine Revision der Pensionsstatuten des Thea-ters, derzufolge nicht mehr eine Anzahl von Dienstjahren, son-dern nur erst wirkliche Invalidität zur Pension berechtigen sollte; eine Aenderung, welche die Betheiligten durch ihre Ab-stimmung billigten*).

Die unruhigen Zeiten, welche wieder ausgebrochen waren, veranlaßten Schröder außerdem, sich ein neues Wohnhaus in dem als Festung geschützten Hamburg einzurichten, wohin er sich bei ausbrechenden Feindseligkeiten von Rellingen aus zu

Ernst gestochen, vor dem Mannheimer Theaterkalender auf 1796." Oel-bilder von Schröder existiren mehrere, namentlich in einigen Freimaurer-logenhäusern, wie z. B. in Hannover und Hamburg; letzteres ist neuer-dings vom Maler und Photographen Kindermann in Hamburg photo-graphisch trefflich nachgebildet worden. Auch in der Kunsthalle zu Hamburg hängt ein Oelgemälde von Schröder; ein treffliches Pastellbildchen aus dem Jahre 1786 befindet sich im Besitze des Herausgebers.

*) S. die „revidirten Gesetze der Pensionsanstalt des Hamburgischen Deutschen Theaters" bei Meyer, III, 230 ff.

flüchten gedachte. Denn schon gährte es im Vaterlande hie und da. Oesterreich erhub sein Schwert, und im Norden erstanden Schill, Dörnberg und der tapfere Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels. Die ersten Scharmützel zwischen Frankreich und Oesterreich fanden im April 1809 statt; am 30. desselben Monats lösten die Franzosen in Hamburg schon 100 Kanonen, um einen Sieg zu feiern! Die Schlacht bei Aspern war noch nicht geschlagen — freilich auch die von Wagram nicht, welche Oesterreich zusammenbrechend dem Corsen zu Füßen legen sollte. Daß in einem Vorstadttheater zu Hamburg am Tage, als die Franzosen jubilirten, ironischer Weise ein Stück: „Der Verbrecher aus Infamie, oder Räuber und Mörder aus verlorner Ehre, ein Schauergemälde aus den Barbareien des 15. Jahrhunderts, nach Schillers Erzählung" aufgeführt wurde, will ich als politisches und literarhistorisches Curiosum doch nicht unerwähnt lassen.

Im Uebrigen war man in Hamburg lustig und guter Dinge; schlugen doch die Völker beinahe „hinten weit in der Türkei" aufeinander. Davon brauchte man am Ausfluß der Elbe keine sonderliche Notiz zu nehmen, namentlich war es kein Grund, sich die landesüblichen Volksbelustigungen, wie den „Lämmerabend" benannten Jahrmarkt*) u. s. w., zu ver-

---

*) Ein großes Fest für die Hamburger, gelegentlich dessen jeder Hausvater, der Raum dafür zu schaffen weiß, ein Lamm für seine Kinder kauft.

(Anmerkung F. L. Schmidts.)

sagen. Selbige wurden denn auch mit üblicher Solennität gefeiert. Nur einmal kam etwas mehr Leben, ja, eine gewisse Aufregung in die Stadt, als nämlich am 17. Mai ein Gerücht: „Schill sei im Anmarsch!“ die Deutschen wie die Franzosen allarmirte. Ich spazierte an jenem Tage zufällig über den Wall. Ein Capitain, durch seine kleine Gestalt bei sehr dickem Bauche schon an sich eine komische Erscheinung, stand, aus einer langen Pfeife rauchend, neben einer Kanone, die eben aus einem Schuppen hervorgezogen und geputzt worden war. „Na“ schnarrte er, „mein lieber Herr Director, wollen Sie auch ein bischen zusehen? Da steht sie, die Kanone! Nun laß den Monsieur Schill man kommen, wir wollen ihn schon bürsten!“

Der kühne Mann stand damals bei Dömitz an der Elbe, aber hier wurde er mit überlegenen Streitkräften angegriffen und nach Stralsund zurückgeworfen, wo er bekanntlich am 31. Mai 1809 den Heldentod starb.

Auf dem Hamburger Stadttheater war zu eben der Zeit eine ziemlich alberne einactige Oper: „Der Unsichtbare“, Text von Costenoble, Musik vom Sohne unseres Directors, dem Ostern 1809 als Musikdirector angestellten Carl Eule, Repertoirestück.

Die Allarmgerüchte scheuchten bereits im Anfang Mai den allzu besorgten Schröder nach Hamburg hinein; er kam grade recht, um der ersten Aufführung meines Preislustspiels: „Der leichtsinnige Lügner“ beizuwohnen, welches ihm, wie er

versicherte, viel Vergnügen machte. In der That brachte jede Scene, jeder Gedanke die Wirkung hervor, die ich mir beim Niederschreiben gedacht hatte, und der allgemeine Beifall steigerte sich schließlich zu einstimmigem Hervorruf für mich. Nicht minder günstig war der Erfolg in unserer Nachbarstadt Lübeck, wo der fleißige Löwe*) meine Arbeit fast ebenso schnell einstudirt hatte, wie wir. Auch später blieb die Neigung des Publicums dem Stücke überall treu; der „leichtsinnige Lügner“ darf bis auf den heutigen Tag einem wohlgewogenen Parterre seine Schnurren und Schwänke vorgaukeln — und nicht in Deutschland allein; wie mehreren meiner dramatischen Arbeiten ist auch dieser die Ehre widerfahren, in verschiedene lebende Sprachen, darunter in die holländische, übersetzt zu werden.

Schröder ging, da Alles ruhig blieb, zwischen Rellingen und Hamburg hin und her. So war er auch in den letzten Tagen des August wieder in der Stadt angelangt, als er (am

---

*) Schmidts ehemaliger Schwager (vergl. Seite 27 fg.), der mit Jenem beständig in guten Beziehungen geblieben zu sein scheint, wenigstens führte er, wie aus Asmus' Gesch. d. Lübecker Theaters erhellt, F. L. Schmidts neue Arbeiten stets sehr bald auf. F. A. Leopold Löwe (geb. 1767 zu Schwedt) hatte nämlich vier Jahre nach Tillys Tode, 1799, die Bühne zu Lübeck übernommen, welche er mit wechselndem Glück zu einer stehenden zu erheben suchte. Er selbst, früher Tenorist und Schauspieler, trat als Director nicht mehr auf, sondern fungirte nur noch als Dirigent und Componist. Ueber Ort und Jahr seines Todes, der 1815 oder 1816 erfolgte, schwanken die Angaben.

29. des genannten Monats) ein sehr seltsames Abenteuer erleben sollte. Zwischen elf und zwölf Uhr Morgens nämlich macht ihm der Musikdirector des Stadttheaters, Hönicke, seinen Besuch. Dieser, seit 1780 in Hamburg angestellt, und (wie man zu sagen pflegt) „kein Jüngling mehr", war krank gewesen; Schröder meinte daher scherzhaft, als er sich melden ließ: „Ich will ihn unten sprechen; er soll die hohen Treppen nicht steigen; ich mag nicht an seinem Tode schuld sein." Er empfing Hönicke neckend mit der Anrede: „Und Sie sind noch nicht begraben?"

Dieser antwortete, es sei zwar hart bei ihm hergegangen, er hoffe aber, auf eine lange Zeit dem Tode noch einmal entlaufen zu sein. Schröder ersucht ihn nun, ein neues Clavier, das kürzlich angekommen war, zu probiren. Hönicke thut es, aber nachdem er einige Accorde gegriffen hat, faßt er plötzlich an seine Stirn und sagt zu Schröder (der neben ihm stand): „Sollten Sie wohl glauben, daß ich meinen Schwindel jetzt wieder bekomme?" Hierauf neigt er sein Haupt und sinkt sanft auf die Tasten. Schröder glaubt, sein Gast werde ohnmächtig; er und seine Frau heben Hönickes Kopf empor — aber wie erschrecken sie: sie halten eine Leiche in den Armen!

Schröders Benehmen bei diesem außerordentlichen Falle war sehr merkwürdig. Er, der sonst Todte, ja selbst Kranke ängstlich floh, der, wie er hernach selbst bemerkte, „nicht um eine Million Jemand in seinen Armen hätte sterben lassen, wenn er es zuvor gewußt" — war jetzt ganz gefaßt, ging

nicht von dem Todten hinweg, ließ ihn auf einen Tisch legen, durch Wundärzte und durch seine Domestiken reiben und trat dabei mit sichtbarer Theilnahme zu der Leiche, sie immer untersuchend, ob etwa ein Lebensfunke zurückkehre. Als nach einigen Stunden der Todte fortgetragen war, ging Schröder schnell zu seiner humoristischen Laune wieder über. „Wenn mich künftig Jemand besucht" sagte er, „werde ich ihm erst unter die Augen sehen und ihn fragen, ob er auch nicht etwa Lust hat, bei mir zu sterben!"

Ich antwortete: „ich glaubte, in Hönickes Seele versprechen zu dürfen, daß er es nicht gern gethan habe."

„Darum vergeb' ich's ihm auch!" erwiederte Schröder lachend.

Der Schluß des politisch so denkwürdigen Jahres 1809 sollte auch noch für unsere kleine theatralische Republik merkwürdig werden durch ein Gastspiel Ifflands; das letzte, welches dieser Künstler in Hamburg gab, wo er stets mit Enthusiasmus aufgenommen war. Bei dieser Gelegenheit sahen die Koryphäen des deutschen Schauspiels, unser berühmter Gast und F. L. Schröder, einander zum letzten Male. Jener nahm sich, wenn er den „Alten" in seiner Loge wußte, immer ganz besonders zusammen; „die hohe Obrigkeit ist auf dem Posten!" pflegte er zu sagen. Schröder konnte sich so recht eigentlich nie ganz in Ifflands Spielweise finden, woran freilich die Rollen des Letzteren die Hauptschuld tragen mochten. Ich meine dies so: der tragische Ausdruck folgt seit Alters her un=

wandelbaren Gesetzen; der komische wechselt mit der Zeit, die stets neue Narrheiten gebiert. Er ist daher unerschöpflich und bedingt große Mannichfaltigkeit; um so leichter wird der geniale Darsteller zu Uebertreibungen verleitet. Ja, es giebt Rollen, die gleichsam dazu nöthigen; man findet sie vorzüglich in den Lust- und s. g. romantischen Spielen aus jener Zeit, wo der bürgerliche Zuschnitt des bisherigen Dramas anfing, ungenügend zu werden, ohne daß sogleich ein passender Ersatz dafür herbeizuschaffen gewesen wäre. Damals wurde von der Romantik (deren Gebiet unbestreitbar das Theater ist) aus Mangel an Bühnenkenntniß oft ein verkehrter, bizarrer Gebrauch gemacht; zu transparenten Lauben, in Paläste verwandelten Grotten u. s. w. wurden abenteuerliche Handlungen, überspannte Situationen und verschrobene Charaktere erfunden; die komischen Figuren wurden grell, in Hogarths Manier, aber ohne innere Consequenz gezeichnet, so daß es beim besten Willen schwer, wo nicht unmöglich wurde, Wahrheit in die Darstellung solcher überladenen Gestalten zu bringen. Sollten sie nichtsdestoweniger interessiren, so war man fast gezwungen, diese Zwittergestalten zu karikiren — eine Manier, in welcher der virtuose Iffland, unbeschadet seiner übrigen großen Verdienste, Meister war. Dies mißbilligte Schröder, den ich die ewige Wahrheit der Darstellung nennen möchte; „keine Bestechung auf Kosten der Wahrheit!" lautete sein Spruch. Wäre er noch als Schauspieler thätig gewesen — ich bin überzeugt, er würde die glänzendste und dankbarste

Rolle verschmäht haben, wenn er nicht die höchste Wahrheit in die Darstellung hätte bringen können, denn ihm kam es eingestandener Maßen „nicht darauf an, zu scheinen und hervorzustechen, sondern auszufüllen und zu sein." Von diesem Standpunkt aus erklärt sich ein Gespräch zwischen ihm und Iffland, welches in jene Zeit fällt. „Sie haben" sagte Schröder, „mit großem Beifall gespielt, aber welche mir unbekannte Art des Spiels haben Sie sich angeeignet? Ich würde neben Ihnen nicht mehr gefallen, Sie nicht neben mir!"

„Und was fehlt meinem Spiele?" fragte Iffland betreten.

„Ich bewundere Ihre Kunstfertigkeit" entgegnete Schröder; „Sie wissen jeder Thorheit eine liebenswürdige Seite abzugewinnen! Ein Mann, der den Scherz so angenehm steigert, muß auch als Geck gewinnend erscheinen! Sie amüsiren, Sie interessiren, doch ich vermisse das, was ich im Zusammenhange Wahrheit des Spiels nenne!"

„Sie mögen Recht haben" gab Iffland zu; „Erfahrung aber, die ich an vielen Orten Deutschlands gesammelt habe, hat mich zu meiner Darstellungsweise gezwungen. Früher habe ich in Ihrem Sinne zu spielen versucht, doch ohne Erfolg. Meine Individualität ist von der Ihrigen zu verschieden; ich versuchte es daher auf meine Manier und fand, daß man sie überall mit Beifall aufnahm."

Damit endigte die interessante Discussion, zu der ich nur zu bemerken habe, daß Iffland eben seine Manier mit einer

Feinheit, einem Reize übte, an deren Mangel alle seine Nachahmer scheiterten. Ganz eigenthümlich war ihm die unendliche Wachsamkeit seines Geistes, mit welcher er während der Vorstellung hundert von Keinem geahnte Aeußerlichkeiten in Spiel und Gegenspiel aufnahm, um sie pfeilschnell in die Handlung zu verweben. In den Proben besonders trieb er diese Fertigkeit oft bis zum Muthwillen und spielte dann am allerbesten. „Ich genieße nur das Leben, wenn ich auf der Bühne bin" gestand er mir einst selbst; „ich bilde mir dann ein, zwischen mir und dem ärgerlichen Tagesverkehr sei ein Schlagbaum niedergelassen, und innerhalb dieser Grenze begeistert mich meine Kunst bis zur Ausgelassenheit." So kam es, daß er insbesondere die komische Darstellung auf den höchsten Gipfel ihrer Ausbildung erhob; man kann sagen, Iffland habe sie geadelt.

Er mochte aber bei seinem letzten Gastspiele in der Hansastadt auftreten worin er wollte: immer blieb ihm die Theilnahme der sonst nicht leicht in Flammen zu setzenden Hamburger treu; an 26 Gastabenden, bei 39 Rollen Ifflands (die Nachspiele und Wiederholungen mitgerechnet) war das Haus stets überfüllt. Oft ward er herausgerufen; so auch bei seiner Abschiedsvorstellung am 12. October. Als der Künstler erschien, redete eine Stimme aus dem zweiten Range ihn mit den Worten an: „Nehmen Sie unsern Dank, mit der Bitte, Sie bald wieder zu sehen!" Iffland antwortete: „Ich weiß Ihr Wohlwollen zu schätzen; Ihr Andenken wird mir unver=

geßlich sein!" Nun verneigte er sich zweimal gegen die Seiten-Loge, wo Schröder saß, und — warf diesem einen Kußfinger zu! Die Hamburger fanden dies mit Recht ein Wenig taktlos. Nachts 11 Uhr reiste Iffland dann mit Extrapost nach Lübeck; Tags darauf spielte er dort den Essighändler und in der „ehelichen Probe!" Bei solchen Anstrengungen, die sich Iffland immerfort zumuthete, war es nicht überraschend, wenn seine von Hause aus eisenfeste Gesundheit endlich so erschüttert ward, daß der Künstler in der Blüthe seiner Jahre hingerafft wurde.

Da wir Iffland als Darsteller hier zum letzten Male begegnen, so sei mir ein kurzer Rückblick auf seine schauspielerische Eigenthümlichkeit sowie auf einzelne seiner Hauptrollen gestattet, zu dem ich mich um so mehr berechtigt glaube, als ich den berühmten Mann in den Zeiten seiner Blüthe (zu Magdeburg), wie seiner Reife (1806), und endlich auch dann eingehend beobachtet habe, als (1809) dem scharfen Blick Vorzeichen seines Verfalls nicht entgehen konnten. Wie sehr ihm das unablässige Gastiren geschadet, habe ich schon bemerkt; bei seiner Vielgeschäftigkeit mangelte ihm die nöthige Muße, seine Rollen gehörig zu repetiren; dies hatte zuletzt eine gewisse schleppende Manier, eine erzwungene Ruhe, und, im Gegensatze zu dieser, an einzelnen Stellen ganz gegen Ifflands eigene Grundsätze ein Ueberladen mit Gesten, Worten und — oft unpassenden — Extempores und Flickwörtern zur Folge. Spielte Iffland eine Rolle nach längerer Pause

gleichsam neu, so lieferte er stets ein vollendetes Gemälde; bei Wiederholungen wollte er sich meist steigern und noch Frappanteres bieten, daher setzte er alsdann hie und da häufig zu scharfe Lichter auf, namentlich in gewissen Geckenrollen. Auch begegnete es ihm in der Zerstreutheit, daß er aus dem Tone Eines Charakters in den eines andern fiel; so hatte er (1806) meisterhaft den Juden von Cumberland gespielt und gab hinterher den Kapuziner in „Wallensteins Lager", ebenfalls köstlich. Es war der Typus eines ungebildeten Mönchs, wie man sie besonders in Westfalen damals noch täglich antraf. Plötzlich aber verirrte er sich auf einen Augenblick in den jüdischen Dialect; blitzschnell fiel dies auch dem Professor Meyer auf, der neben mir stand. Jenen Schewa rechne ich beiläufig zu Ifflands Glanzrollen; das sorgfältige Besehen des Geldes, der Documente, das behutsame Verschließen der Brieftasche, das ängstliche Zuknöpfen der Taschen des Kleides, die Vorsicht, mit der er die Rockschöße aufhob wenn er sich niedersetzte, verhalf mit tausend andern ergötzlichen Pinselstrichen dem Bilde zu einer Wahrheit und Frische, die unvergleichlich ist — vom Aeußeren ganz zu geschweigen, auf das Iffland überhaupt mit Recht den größten Werth legte. Sehr oft gewann er das Publicum mit Einem Schlage durch seine bloße Erscheinung. Auch sagte er mir einmal selbst: wenn ihm sein Kopf nicht gelungen sei, oder wenn sein Fuß nicht bei jedem Tritte freien Spielraum habe (um dies zu erreichen, trug er, wo es irgend anging, Tuchschuhe), so mache es ihn durchaus unsicher.

Ueber Ifflands Wallenstein hat Klingemann sich so treffend geäußert, daß ich nichts hinzuzufügen habe; ich wende mich daher zu seinem König Philipp im „Don Carlos“, den er 1809 bei uns neu einstudirt hatte. Diese Rolle war keine Frohnarbeit, wie so manche andere, in der er gastirte; und man sah denn auch, wie großartig und wahrhaft königlich die Aufgabe erfaßt, wie jede Miene, jeder Schritt vor- oder rückwärts, jede Bewegung durchdacht war. Aber die Ausführung fand in Ifflands Individualität zu viele Schwierigkeiten; der Totaleindruck gerieth minder furchtbar, als er soll; man sah nicht schroff genug den Despoten in Philipp, dem Iffland vielmehr oft allzu menschliche, um nicht zu sagen moralische Züge lieh. Auch seine (mittelgroße) Gestalt — der starke Kopf zwischen hohen, breiten Schultern, der dicke Rumpf auf sehr schwachen Beinen — kam ihm nicht zu Statten, trotzdem ein wundervolles Costüm das Mögliche that, sie zu heben. — Als dritte Schillersche Rolle führe ich den Tell an; auch hier glänzten wahrhaft schöne Momente neben minder gelungenen Stellen, an deren geringerer Wirkung jedoch wohl des Künstlers tonloses, schwaches Organ, welches in der Tiefe oft einem monotonen Brummen glich, im Affecte dagegen meist nur zu deutlich den Nothbehelf der Berechnung verrieth, die Hauptschuld trug. Dieses Organ zwang Iffland, Sätze voll Mark und Nachdruck, statt durch Kraft des Vortrags, durch eine gewisse singende Manier hervorzuheben, und daher kam es denn auch wohl, daß er die lyrischen Stellen ganz

prosaisch recitirte. Den Jambus, oder gar den Reim, der des Hörers Phantasie Schwingen leihen soll, löste er vorsätzlich auf. Sehr schön bürgerlich und väterlich belehrte er z. B. seinen Sohn: „Das Korn wächst dort in langen, schönen Auen," setzte aber gleichsam naiv plappernd hinzu: „Und wie ein Garten ist das Land zu schauen." Ferner hob er, ganz langsam sprechend, die Zeile heraus: „Was ich mir gelobt in Höllenqualen," um sodann nach kurzer Pause sehr rasch in Prosa hinzuzufügen: „Ist eine heil'ge Schuld; ich will sie zahlen." Mit solchen Seltsamkeiten, die man nur ihm verzieh, versöhnte dann wieder — neben der gesammten Haltung, die den biedern, einfachen Landmann nirgends vermissen ließ — ein so feiner Zug, wie der, daß er mit raschem Schauder sich zurückbog, als, im letzten Acte, der Kaisermörder ihm die Hand küssen will (seine reine Seele erlaubte ihm auch nicht die flüchtigste Gemeinschaft mit dem Verbrecher); oder das ergreifende Spiel vor dem Apfelschuß, wo er gleichsam gedankenlos das Haupt des Kindes flüchtig betastete, während sein Auge bald den Baum als die Ferne, bald das Haupt als das Ziel — nicht als Vater (der war nun bekämpft), sondern als Schütze untersuchte.

König Lear war 1806 Ifflands letzte Rolle; Viele stellten darin zu seinem Nachtheil Vergleiche mit Schröder an, den ich leider nicht gesehen habe. Dennoch fand ich Iffland bis auf sein schwaches Organ auch in diesem Charakter abermals ganz vorzüglich; sichtbar hatte er auf den Lear die

größte Mühe verwandt, und daß man kein Studium wahrnahm, blieb das Bewundernswürdigste. Bedeutend war sein erstes Auftreten, wo er das Schwert als Stab gebrauchte; herzergreifend die bittenden Töne der Verzweiflung, die er an seine Töchter richtete. Gelegentlich fragte ich ihn, ob denn Schröder in dieser Rolle wirklich so groß gewesen sei? Mit feurigem Auge antwortete er: „Ja, ja! Das läßt sich gar nicht beschreiben; sehen, fühlen mußte man es!“ Ich wandte die Schwäche von Schröders Stimme ein; „das that Alles nichts“ entgegnete Iffland, „sein Blick entschied; wohin er den wandte, da erblindete man. Die Nebenspieler wagten oft kaum zu sprechen!“ Aehnlich sagte eine Hamburger Kunstkennerin zu meiner Frau während Ifflands Darstellung: „Er spielt sehr gut, aber was ist er gegen Schröder! Dessen Gesicht hätten Sie sehen müssen! Sein Kopf war von dem weißen Haar“ (Iffland trug graues) „wie von einer Glorie umgeben; wenn er seinen Töchtern den Fluch gab, schauderte Jeder!“

Bei vorstehenden Urtheilen brauche ich wohl nicht zu bemerken, daß ich überall den absoluten Maßstab reinster Kunstvollendung angelegt habe; zieht man die unglaublichen Schwierigkeiten in Betracht, welche Iffland als Tragiker in Hinsicht der Gestalt und vorzüglich des Organs zu bekämpfen hatte, so muß man seinen Productionen im Trauerspiel nur um so wärmer Gerechtigkeit widerfahren lassen. „Was blieb ihm“ kann man nicht ohne Berechtigung fragen,

„am Ende übrig, als bedeutungsvolle Stellen, welche Andere mehr oder weniger künstlerisch herunterzuschreien vermochten, mit einer gewissen imponirenden Feierlichkeit, oder auch mit hausväterlicher Gutmüthigkeit zu sprechen, und den Nachsatz mit einer Art von Drolligkeit folgen zu lassen?" Diese Manier wirkte auch! — Im Lustspiel war das anders; ja, schon in Trauerspielrollen, deren Ton sich dem des Conversationsstücks nähert, wie z. B. als Marinelli, dürfte Iffland schwerlich einen Rivalen zu scheuen haben. Gleich seinem ersten Erscheinen merkte man es an, wie er in den Gemächern des Prinzen zu Hause ist; fern von jeder Grimasse führte er die Unterhaltung leicht und ungezwungen mit Jedermann. Die verbissene Bosheit des gesteigerten: „Eben die!" als der Prinz nach Emilien fragt; das kurze, ernste: „Marchese Marinelli" auf die Erkundigung der Claudia, ob er Marinelli heiße; seine Ruhe im letzten Acte, welche es vollkommen anschaulich und begreiflich macht, wenn Odoardo — durch den Anschein von Recht, mit dem Marinelli auf die Trennung von Vater und Tochter dringt — seine Fassung verliert (was kurzsichtige Krittler Lessing immer als Fehler anrechnen) — dies und Anderes bekundete in ebensovielen Zügen den großen, vollendeten Meister. Unstreitig verdient Iffland das treue Andenken spätester Geschlechter; der Ruhm, für alle Zeiten einer der unvergleichlichsten Schauspieler des Vaterlandes gewesen zu sein, wird ihm niemals streitig gemacht werden können.

Was mich betrifft, so glückte mir gegen den Schluß des Jahres noch ein besonderer Wurf: am 15. December vollendete ich ein am 17. October angefangenes vaterländisches Trauerspiel: „Johann Vasmer, Bürgermeister von Bremen.“ Abends las ich das Stück im engsten Familienkreise vor; es war mir ein eigenthümliches Gefühl, hierzu bereits meine drei ältesten Kinder einladen zu können.

Ueber die Handlung des Dramas sei bemerkt, daß sie — der Geschichte entlehnt — im 15. Jahrhundert spielt. Im Jahre 1430 nämlich entstanden zwischen dem Senat und den Bürgern Bremens vielfache Zwistigkeiten; die Bürger wollten die Zahl der Senatoren vermehrt wissen und brachten neue Männer in den Senat. Diese nun nahmen sich begreiflicher Weise der Bürgerschaft auf's Wärmste an, dadurch ward aber die Uneinigkeit nur vermehrt. Mehrere der alten Senatoren, sowie der Bürgermeister Johann Vasmer, legten ihre Stellen nieder und flüchteten in's Ausland; die Flucht aber ward für Landesverrath erklärt und die Verräther als vogelfrei jedem Mörderdolche preisgegeben. Bei solcher schrecklichen Sachlage gelang es dem rechtschaffenen alten Vasmer, die Gemüther der Entflohenen zur Nachgiebigkeit zu stimmen; um Friede zu stiften, kehrte er nach Bremen zurück, zog sich aber durch sein Erscheinen den Verdacht der Spionage zu und wurde auf Betreiben seines eigenen Schwiegersohnes, der einer der neuen Senatoren war, enthauptet.

Der Gegenstand war der Art, daß er mit Erfindung

einiger ausschmückenden Zuthaten sehr wohl zu einer ergreifenden Tragödie gestaltet werden konnte. In der That hatte er auch schon mehr als eine fruchtbare Phantasie angeregt, wie aus folgendem, vom 24. April 1810 datirten Schreiben Klingemanns hervorgeht: „Sie haben Johann Vasmer für die Bühne bearbeitet; das ist ein seltsames Zusammentreffen, denn hören Sie nur: vor etwa Jahr und Tag machte mir der Bremer Theater-Director Stadler den Antrag, dieses Sujet zu bearbeiten, wollte ein bedeutendes Honorar zahlen u. s. w., schickte mir auch die nöthigen Quellen zu dem Stücke selbst. Ich las alles durch, fand aber den Stoff an sich zu steril und dachte nicht weiter daran, bis vor einigen Wochen mir die Sachen wieder in die Hände fielen, und auf einem Spaziergange in den Frühling hinaus das Ganze sich schnell vor meiner Phantasie zu einem effectvollen Drama ordnete. Dem Himmel sei gedankt, daß ich die Feder noch nicht dazu ergriffen habe, und herzlich lieb ist es mir, wenn Ihnen die Arbeit gelungen ist. Ich hatte mir einen guten Charakter hineingedacht, nämlich den Johann von Minden, Vasmers Schwiegersohn, und ich wollte ihn echt teuflisch kalt vom Anfang an einführen, gegen den Alten bestimmt handeln und beiden entgegengesetzten Parteien als einen fluchwürdigen Gegenstand erscheinen lassen. Recht con amore wollte ich an der Schroffheit dieses Charakters arbeiten, und weder Weib noch Vater und Bruder sollten sein Innerstes ahnen, bis ihm plötzlich, als Vasmers erklärtem Feinde und Widersacher, die Mittel

alle in Händen gewesen wären, diesen zu retten und der Haft zu entführen. Aber in diesem Momente sollte sein ganzer Plan an Vasmers strenger Pflichtmäßigkeit scheitern, dieser sein Recht durchsetzen wollen und Jenen verfluchen, daß er durch seine heimliche Absicht seine gute Sache vor den Augen der Welt so tief verwirrt habe; worauf der Charakter dann in eine echt tragische Sphäre überging.

Mich soll nun wundern, wie Sie es aufgefaßt haben. Die Gerichtsscenen schienen mir am unfruchtbarsten, weil es keine große begeisternde Sache ist, derenthalben sich Vasmer zu verantworten hat.

Soviel hiervon!

In nächster Woche ist meine Hochzeit*). Ich habe Ihrer alten Warnung, keine Schauspielerin zu heirathen, nicht geachtet. Indeß ist meine Braut" (eine Tochter des Gewehrfabrikanten Anschütz zu Magdeburg) „weniger zu dieser Klasse zu zählen, da sie nur erst seit Kurzem die Bühne betreten hat. Es ist ein lustiges, frohes Ding, das mich — der ich nachgerade in einen haussitzenden Schriftsteller ausgeartet bin — erheitern kann, wenn ich im Hause nach einer guten Stunde mich sehne. Die äußere Welt langweilt mich, und so würde ich zuletzt ein alter Sensstock und Klausner, wenn ich nicht im innern Hause mir eine Stätte bereitete. Idealische Erwart-

*) Am 3. Mai 1810. S. den Nekrolog der Elise Klingemann (geb. 17. März 1785, gest. 26. Juli 1862 zu Heidelberg) in Entschs Bühnenalmanach, 27. Jahrgang, S. 153 fg.

ungen von der Ehe habe ich alter Wittwer nicht mehr. Meine Frau soll mit mir in's Freie hinauslaufen, wenn ich grade eben Lust zu laufen habe, kurz, sie soll so zu sagen mein Lust- und Launendiener sein. Auf keinen Fall würde mich aber eine Frau, wenn es zum Schlimmsten käme, unglücklich machen können; denn die romantische Liebe habe ich nur noch in der Phantasie für die Dichtung, aber nicht in den beiden fleischernen Herzenskammern!"

„Auch eine Auffassung der Ehe!" dachte ich, als ich diesen Brief bekommen hatte. Freilich war denn auch das Zusammenleben der beiden Gatten keineswegs das innigste.

Mit Klingemanns Briefen bin ich schon in den April des Jahres 1810 gerathen, allein aus dem Februar und März bleibt mir noch einiges Mittheilenswerthe nachzuholen.

Am 21. Februar hörte ich den großen Violinspieler Spohr*) aus Gotha, den man mit Recht „den Einzigen" genannt hat. Nie hätte ich geglaubt, daß man der Geige solche Klänge entlocken könne, wie er sie uns hören ließ; sein Ton, sein Strich waren unnachahmlich. Bocksprünge, wie sie die modernen Virtuosen lieben, waren ihm fremd; obwohl ihm nichts zu schwer war, so spielte er doch meist Compositionen von getragenem, edlem Charakter; wohlfeile Verzier-

---

*) Vergl. über Spohrs damaligen Aufenthalt in Hamburg dessen Selbstbiographie, I, 145 fg. Das Concert vom 21. Febr. war das zweite, welches er gab; seiner Mitwirkung in Schmidts Abendunterhaltung hat der bescheidene Künstler a. a. O. nicht weiter gedacht.

ungen verschmähte er. Als man ihm einst gerathen, leichte, in's Ohr fallende Sachen vorzutragen, soll er geantwortet haben: „Dergleichen Kunstgriffe überlasse ich Andern. Wenn ich nicht das Rechte spielen darf, wenn ich nicht eine reine und edle Geschmacksrichtung befördern darf, — wer soll es denn thun?"

Edel und nobel, das waren die bezeichnenden Worte für Spohr, für den Künstler, wie für den Menschen. Er, der mich von Magdeburg her nur sehr oberflächlich kannte, erbot sich, als er von den Sorgen hörte, die eine starke Familie bei dem schweren Druck der Zeit, bei Theuerung und Einquartierung mir verursachte, unaufgefordert und aus freien Stücken: wenn ich eine Abendunterhaltung arrangiren wollte, darin für mich unentgeltlich zu spielen! Dies war wahrlich ein Opfer von seiner Seite, denn er hätte ebensowohl an dem nämlichen Abende für sich selbst concertiren können. Er entsagte dem sichern Gewinne zu meinem Besten, hatte aber auch dafür die schöne Freude, daß die Einnahme die namentlich in Anbetracht der Zeitverhältnisse kolossale Summe von 1688 Mark erreichte! Dies war wohl bis dahin der größte Treffer meines Lebens.

Daß ich mit Vergnügen Gelegenheit nahm, Spohr einen Gegendienst zu leisten, braucht wohl keiner Versicherung. Es war mir bekannt, daß Schröder, der bei der geplanten Wiederübernahme des Theaters neben seinen Schauspielnovitäten auch neue Opern vorzuführen gesonnen war, vier Textbücher

an sich gebracht, drei derselben freilich schon für bestimmte Tondichter zurückgelegt hatte. Das vierte aber, Schinks „Zweikampf mit der Geliebten“, ruhte noch in Schröders Pulte; es glückte mir jedoch, den Meister zu bewegen, dasselbe Spohr zur Composition zu übergeben. Die ganze Angelegenheit wurde unter dem Siegel der Verschwiegenheit sehr geheim betrieben, da Schröders Absichten in Bezug auf das Theater zwar reif waren, aber, seinem Wunsche gemäß, noch nicht in die Oeffentlichkeit dringen sollten. Spohr, als Componist, erhielt ein Honorar von 60 Louisd'or, der Dichter bekam 10, zusammen wurden also 70 Louisd'or bezahlt. Wenn die Oper der Direction diesen Preis, sowie die Copiegebühren wieder eingebracht hätte, so sollte Spohr überdies von allen weiteren Einnahmen zwei Drittel, der Dichter aber ein Drittel des Nettoeinkommens erhalten. Es war dies eine Art von Tantième-Verhältniß, welches den Urhebern des Werkes gute Früchte tragen konnte.

Schröders Entschluß, die Bühne wieder zu übernehmen, war aber nicht lange mehr geheim zu halten. Am 30. April kündigte er der Direction den Contract durch folgendes Schreiben:

„Der Direction des hiesigen Theaters.

Wohlgeborne Herren!

Sie wünschten im Juli vorigen Jahres zu wissen, ob ich geneigt sei, Ihnen das Theater noch länger zu lassen. Ich kann Ihnen jetzt bestimmt antworten.

Nicht ohne Ursache bemerkte ich damals verschiedene Dinge, die unserm Contracte entgegen und unleugbar dem Werke nachtheilig sind. Ich glaubte, durch die Erinnerung Abstellungen zu bewirken, die Gesetze, die vorige Ordnung wieder hergestellt zu sehen; meine Erwartung wurde nicht erfüllt. Ich will meine Beschwerden nicht wiederholen, aber es ist nur zu gewiß, daß das Theater mit einem verpachteten Stücke Land, in den letzten Zeiten der Pachtung, zu vergleichen ist, und daß Kraft und Kosten erfordert werden, es wieder herzustellen. Und wie sehr haben sich andere Umstände geändert! Ich übergab vor zwölf Jahren das Theater fünf thätigen Familien. Drei Familien sind geblieben, von denen die mehrsten Glieder sich als Darsteller beinahe ganz zurückgezogen haben. Daß aber bei der traurigen Lage der Stadt und der daraus unverbleiblichen Verringerung der Einnahme große Thätigkeit in jeder Art nöthig ist, werden Sie zugestehen.

Mein damaliger Entschluß hat Sie gesegnet; Sie haben eine Einnahme gehabt, die man kaum für möglich hielt, und die nie wieder kommen wird. Wer von Ihnen nicht so viel erspart hat, um das Theater allenfalls entbehren zu können, dessen eigne Schuld ist es; der hat nicht an die Zukunft gedacht. Ich freue mich aufrichtig Ihres Wohlstandes, ich hätte — obgleich die Kunst nicht unter Ihnen gewonnen hat — um meinetwillen an keine Aenderung gedacht, aber meine Familie legt mir Pflichten auf, denen ich mich — besonders in diesen Zeiten — nicht entziehen kann, und ich bin daher genöthigt,

um dieser Familie und um der Kunst willen diese Verpachtung mit dem letzten März nächsten Jahres aufzuheben.

Ich könnte noch jetzt, vermöge unseres Contracts, auf die pünktliche Handhabung der Gesetze, auf die Einsetzung eines Regisseurs, auf die Wiederherstellung der Maskeraden (die Sie von dem Hause entfernt haben) bestehen; ich will es aber nicht, ich will es Ihrer Billigkeit überlassen, was Sie zur Aufrechterhaltung des Theaters und der Pensionscasse (deren Vernachlässigung mir am wehesten gethan hat) in dem künftigen Jahre verfügen werden. Dagegen ersuche ich Sie um die Erfüllung des folgenden Wunsches. Viele Decorationen bedürfen einer Auffrischung. Der Maler geht seit längerer Zeit beinahe müssig. Halten Sie ihn zu jener Arbeit an; ich will die Farben u. s. w. bezahlen. So können Sie dem Ganzen ohne Schaden dienen.

Es ist selten, daß bei einer Verpachtung die Theilnehmer friedlich und freundlich scheiden; lassen Sie uns zu den Ausnahmen gehören. Ich erbitte mir von Ihnen, der Ordnung wegen, ein paar Zeilen, daß Sie meine Aufkündigung erhalten haben, und bin mit der vollkommensten Achtung

Ihr

Friedr. Ludw. Schröder.

Hamburg, den 9. März 1810."

Die Würfel waren gefallen! — Interessant war es, den Eindruck zu beobachten, den das Bekanntwerden des Schröderschen Entschlusses, das Theater selbst wieder zu übernehmen

— man muß sagen: in ganz Deutschland — weckte. Die Meldung von einer über die Franzosen gewonnenen siegreichen Schlacht hätte unser Vaterland nicht mehr in Bewegung setzen können, als diese theatralische Angelegenheit, in Folge deren es an allen Enden zu summen begann, wie in einem Bienenkorbe. Zuschriften auf Zuschriften liefen ein: Schauspieler, Theaterdichter boten ihre Dienste an; der Intendant des Wiener Theaters, Graf Palffy, schrieb an Schröder: „Da er das Theater wieder übernehmen wolle, so lade er ihn nach Wien zu Gastrollen ein.“ Schröder antwortete lakonisch: „Um Gastrollen zu spielen, bin ich zu wenig eitel, zu alt, und zu wohlhabend.“ Iffland schrieb mir: „Herr Schröder übernimmt allerdings eine große Last, allein er hat auch die Kräfte dazu, und Niemand ist so sehr dazu gemacht, wie Er, bei der Einheit seiner Führung nicht an Einseitigkeit zu scheitern“ — eine Schlußbemerkung, welche die Achillesferse der neuen Unternehmung berührte. Der Intendant der Bayerischen Bühne zu München bat mich um fortlaufende Mittheilung des Schröderschen Repertoires: „denn alle Augen sind nun auf Hamburg gerichtet.“ Klingemann schrieb: „er habe sich entschlossen, in der Nähe eines bedeutenden Theaters zu leben und zu wirken und habe Schröder daher um Engagement für seine Frau gebeten, die er an keine Winkelbühne verschleudern wolle; er selbst wolle etwas Dramaturgisches unternehmen.“ Ueber seine gegenwärtige Thätigkeit bemerkte Klingemann: „Ich habe ein Trauerspiel „Moses“ angefangen und denke daraus ein Stück

zu schaffen, das statarisch für die deutsche Bühne werden soll. Meine „Deutsche Treue" hat Ihre kaufmännische Direction refüsirt, weil die Herren nicht ganz überzeugt sind, ob sie gleich genug Geld dafür in die Hände bekommen; sie wollen jetzt nur noch Zugstücke an sich kaufen."

Der Ausgang von Klingemanns Bewerbung bei Schröder sei sogleich im Nachstehenden durch Briefe des Ersteren an mich dargelegt, und zwar um so mehr, als der kluge Braunschweiger Dramaturg den Verlauf der Dinge unter Schröders Direction merkwürdig richtig vorhersah. Leidenschaft und Einseitigkeit hatten seinen Blick geschärft, ohne sein Urtheil zu trüben, wenn dieses auch mit rücksichtslosen und oft wenig pietätvollen Worten ausgesprochen wurde.

Gleich nachdem er sich an Schröder gewendet, schrieb mir Klingemann: „Der Grund warum ich meine Lage zu verändern wünsche, geht nicht aus ökonomischen Rücksichten hervor, sondern beruht einestheils in der Liebe zu meiner Frau, die nun einmal mit ganzer Seele am Theater hängt, und aus der, ihren offenbaren Talenten gemäß, für die Folge etwas werden kann; anderntheils in meiner eigenen Sehnsucht, in der Sphäre einer bedeutenden Bühne zu leben und zu wirken, um so mehr, da ich durch Unterhandlungen, die ich in gleichem Sinne mit Stuttgart auf Veranlassung dieser Bühne geführt habe, gewissermaßen in meinen Ideen hier flott geworden bin. Oekonomische Rücksichten können mich gar nicht treiben, denn ich habe hier bestimmt 400 Thaler, und da nun

meine literarischen Einnahmen in den letzten Jahren stets 1000 Thaler überstiegen haben, so konnte ich mit diesen 1400 Thalern recht gut leben, und auch jährlich ein paar nicht unbedeutende Reisen machen.

Dies der Gesichtspunkt im Allgemeinen. Was das Engagement meiner Frau betrifft, so stimme ich vollkommen mit Schröders Ansicht, die Sie mir schriftlich dargelegt haben, überein, da sie aus der Sache selbst hervorgeht, daß nämlich jede Rolle so gut besetzt werden muß, als es möglich ist. Dies sollte überall, der Vernunft gemäß, Grundregel sein, und ich würde gegen meine Frau selbst aufgetreten sein, wenn sie es jemals wagte, Rollen zu verlangen, für die es ein besseres Subject giebt.

Nur für eine — so zu sagen — Statistin halte ich sie auch bei der Hamburger Bühne für zu gut; um so mehr, da ich mehrere weibliche Subjecte von derselben in ihren Talenten kennen gelernt habe. In Magdeburg hat sie im Chor mitgesungen; doch ist das Nothknechterei gewesen und zu dergleichen brauche ich sie aus den obigen Rücksichten nicht zu verdingen. Kann sie Schröder also nur auf so precaire Weise engagiren, so wünsche ich das keineswegs. Sie muß ihm nützen und sich sebst fortbilden können, so allein kann ich die Verhältnisse billigen.

Was mich betrifft, so würde ich allerdings, wenn ich nach Hamburg kommen sollte, etwas gründlich Dramaturgisches unternehmen, und das um so mehr, weil dieser literarische

Artikel jetzt ganz ausgegangen ist. Will Schröder mir ein Fixum als Theaterdichter aussetzen, so fühle ich mich diesem Posten, so weit er ihn ausdehnen mag, gewachsen — das darf ich wohl von mir sagen. Wie hoch dieses Fixum sich belaufen und worin die Gage meiner Frau bestehen sollte, wünsche ich dann zu seiner Zeit zu wissen, um es in ökonomischer Rücksicht prüfen zu können; — wenn überhaupt Schröder unter diesen Umständen noch der Sache gedenken will.

Ein Punkt in Ihrem Briefe ist mir allein zweideutig geblieben; ich meine den in Betreff der Ordnungsliebe. Zweifelt Schröder etwa an derselben bei mir? Dann wünsche ich meines Ehrgefühls willen, daß ich ihm nie geschrieben hätte. Ich gestehe es deutsch heraus — denn ich mache aus meinem Herzen kein Hehl — dieser Punkt hat mich wirklich beleidigt!

Uebrigens habe ich in dem mir von Schröder selbst gesandten Briefe den Mann von gradem Worte erkannt und geehrt. Er schreibt mir auch unter Anderm, er sei mit den Unregelmäßigkeiten in meinen Dramen nicht zufrieden. Es ist sonderbar, wie er, der gerade den Shakespeare auf unsere Bühne brachte, sich für die Regeln erklärt. Indeß können wir bei unserer verschiedenen Ansicht der äußeren Form doch Beide das Köstliche des Inneren auf gleiche Weise schätzen und lieben, und somit macht dieses keine Differenz zwischen mir und ihm. Auch gegen meinen „Moses" erklärt er sich schon vorläufig, da er wahrscheinlich glaubt, ich werde mit ihm 40 Jahre lang durch die Wüste wandern. Doch wird er sich

davon eines Bessern überzeugen, denn ich habe den Gegenstand echt dramatisch aufgefaßt.“

Schröders und Klingemanns ästhetische Ansichten gingen indeß so weit auseinander, daß aus der Anstellung des Letzteren nichts wurde. Vielleicht war auch der Umstand schuld daran, daß Schröder Klingemanns Frau engagiren sollte, die er — nach Allem, was man hörte, mit Recht — für eine nur mittelmäßige Schauspielerin hielt. Klingemann blieb in seiner Vaterstadt Braunschweig, wo der Prophet diesmal doch am meisten galt. Von dort schrieb er mir am 17. December 1810: „Aus einem Briefe eines Freundes erfahre ich, daß mein „Vehmgericht“ in Hamburg gegeben ist, daß aber die Zuschauer es zu schrecklich gefunden haben. Dieses Sujet sollte indeß ein Höllen-Breughel werden und das Schreckliche ist in der Kunst besser, als das miserable Sentimentale. Der Charakter des Hugo stützt sich in der Idee auf die höchste geistige Kraft und Freiheit — für das Auffassen einer solchen giebt es freilich nur wenige Gemüther. Da mein Stück die höchste, im Feuer selbst geläuterte Sittlichkeit darstellt, so bin ich immer damit zufrieden, auch wenn schwache Personen schaudern. Jetzt liefere ich eine hochkomische Posse „Don Quixote“ und ich hoffe, daß sie darüber lachen sollen.

Will die dortige Direction an meinen „Moses“ nicht anbeißen? Sie läßt sich dadurch einen offenbaren Gewinn entgehen. Ifflands neues System kennen Sie gewiß; es läuft

mit dem Schröderschen zusammen, und wir müssen nun lauter Stücke ruhigen Ganges liefern!

Vater Schröder, hast Du denn deinen Shakespeare ganz vergessen und deinen königlichen Lear?!

Geben Sie Acht — es wird Engbrüstigkeit hieraus entstehen; obendrein ist Schröder zu alt, um sein Reich fest zu gründen, und das Ifflandsche stößt das Berliner Publicum selbst wieder um, denn Iffland hängt sehr an der öffentlichen Meinung. Seinen Gründen gemäß hat er auch meinen „Moses" für jetzt zurückgelegt, ihn indeß sehr anständig honorirt."

Wie Recht sollte Klingemann — leider — mit seinen Vorahnungen über Schröders Direction behalten! Auch mir wurde bange, als ich gelegentlich von dem alten Herrn die Bemerkung hörte:. „es sei für den Geschmack ein Glück, daß Schiller das Zeitliche gesegnet habe. Er würde mit seiner Sucht, zu experimentiren, die sich z. B. in der „Braut von Messina" so deutlich zeige, sicher noch den Harlequin wieder eingeführt, jedenfalls mit seinem pathetischen Jambenschwulste zuletzt auf die alten „Haupt- und Staatsactionen" zurückgekommen sein." Daß diese Ansichten bei all meiner Verehrung für Schröder kein Echo in meinem Herzen fanden, brauche ich nicht zu sagen, so wenig ich das Körnchen Wahrheit verkennen will, welches in denselben verborgen liegt, denn in der That haben schwache Nachahmer des großen Schiller, welche das deutsche Theater mit wässerigem Jambenklingklang überschwemmten, der Schauspielkunst, wie sie Schröder ausgeübt

wissen wollte — nämlich nach den Grundsätzen realer Wahrheit — unendlichen Schaden gethan. Nichtsdestoweniger hätte Schröder nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, nicht mit Schillers mittelmäßigen Nachtretern den edlen Dichter selbst in Einen Topf werfen sollen.

Daß die gegenwärtige Direction des Hamburger Theaters, nachdem sie von Schröder den Kündigungsbrief erhalten, geschwinde noch Alles that, um für sich zu ernten, was nur irgend möglich war und die Citrone bis auf den letzten Tropfen auspreßte, läßt sich denken. Wohl glich das Theater damals „einem Stück Land in den letzten Zeiten der Pachtung"; es wurde auf die erbärmlichste Weise geknausert. Als die „Sclavin von Surinam" gegeben werden sollte, war die Direction in Verlegenheit, die Hände der Mohrenstatisten zu bekleiden. „Ist kein schwarzer Flor mehr da?" ward der Garderobier gefragt. „Nein" lautete die Antwort, „aber ich kenne einen Juden, der schwarze Handschuhe, das Paar zu sechs Schillingen, feilbietet. . ." — „Viel zu weitläufig!" ward erwidert. „Lassen Sie den Kerlen die Hände schwarz färben. . . Halt! Das könnte Flecke in die Garderobe machen; die Leute sollen während der kurzen Scene die Hände auf dem Rücken halten, das ist das Einfachste!" Gesagt, geschehen; die „Mohren", schwarze Masken vor dem Gesicht, traten auf und bildeten im Hintergrunde Spalier, sämmtlich die Hände auf dem Rücken. Aber — war es Zufall oder Bosheit der Statisten? Alle Augenblicke kam eine weiße Hand zum Vor-

schein, fuhr über das schwarze Gesicht, wischte die Augen u. s. w. Man denke sich das Gelächter des Publicums! — Im „Diener zweier Herren" giebt es einen „Gasthof zum Pfau." Der Theatermaler hatte das Schild anzufertigen, lieferte aber eins mit dem Buchstaben B. Alles lachte, aber das Schild ward scandalöser Weise nicht geändert, um nicht — die Kosten der Malerei zweimal bezahlen zu müssen!

Bei solchem Stande der Dinge waren Gastspiele noch sehr noble Mittel zur Hebung der Einnahmen, mochten auch die Gäste von so zweifelhaftem künstlerischem Werthe sein, wie die den Reigen derselben eröffnende vormalige Elise Hahn, geschiedene Gattin des Dichters Bürger. Diese überspannte, als Bühnenkünstlerin schrecklich mittelmäßige Frau gastirte als „Klara von Hoheneichen" und fiel durch; dann gab sie als „Professorin der Declamation" wie sie sich hochtönend nannte, einen Unterhaltungsabend, dessen Erfolg derart war, daß — er der einzige blieb, ohne daß dies irgend Jemand bedauert hätte.

Der Genannten folgte Henriette Hendel-Schütz, geb. Schüler, als Schauspielerin und Darstellerin mimisch-plastischer Attituden; letztere gab sie einige Male im Logenhause.

Als Schauspielerin hatte sie sich hohe Aufgaben gestellt: sie führte Racines Phädra in der Uebersetzung von Schiller, ferner die Fürstin in der „Braut von Messina", Gotters Merope, Maria Stuart, Gräfin Orsina und ähnliche Paraderosse reisender Gastspielvirtuosinnen vor, leider aber nach mei-

nem und (darf ich hinzusetzen) auch nach Schröders Urtheil nichts weniger als vollendet. Als Menschendarstellerin fand ich sie sehr mittelmäßig. In ihrer Stimme (ein tiefer Alt, der aber alle Augenblicke, gleichsam wie mutirend, in ein Falset umsprang) lag etwas, das alle Wahrheit der Rede aufhob. Daneben hatte sie eine Manier der Declamation, die durch ihre schleppende Eintönigkeit (sie betonte Sylbe für Sylbe gleich schwer und wuchtig) sowie durch die seltsame Art: jeden Satz zu sprechen, als ob er eine Frage wäre und folgeweise mit der Stimme in die Höhe zu gehen — ganz unerträglich wurde. Auch mangelte ihr, sobald sie Comödie spielte, aller Adel der Haltung (der ihr auch im Leben nicht eigen war); als Maria Stuart machte sie den groben Schnitzer, in der Gartenscene so heftig auf Elisabeth einzudringen, daß man glauben mußte, sie wolle sich an ihr vergreifen. Am mindesten schroff traten diese Fehler in der „Medea" hervor, vielleicht, weil hier die das Melodram immerfort begleitende Musik eine feste Schranke bildete.

Schröder urtheilte, wie bereits bemerkt, ebenso; über den reichlich gespendeten Beifall der lieben Hamburger — „welche klatschten, weil sie etwas Fremdes und Neues sahen, wie die Kinder!" — war er so unzufrieden, daß er schwur: wäre sein Directions-Project nicht schon zu weit gediehen, er hinge es jetzt noch an den Nagel. Am meisten erbitterte ihn das Kokettiren der Hendel mit dem Parterre. „Ich habe" versicherte er, „während meiner langen theatralischen Laufbahn vielleicht nicht zehn Mal gewußt, ob das Haus voll oder leer

sei. Zuschauer waren nie für mich vorhanden. Mußte ich das Gesicht en face wenden, so richtete ich meinen Blick stets auf die Wölbung zwischen dem ersten und zweiten Range."

In ihr Stammbuch, welches Henriette Hendel ihm überreichte, zeichnete er Lessings goldene Regel ein:

„Kunst und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur;
Wo Kunst sich in Natur verwandelt,
Da hat Natur mit Kunst gehandelt*)!"

---

*) Die „Blumenlese aus dem Stammbuch" der Hendel-Schütz, 1815 von deren Gatten, dem Prof. Schütz, zum Druck befördert, läßt obige Angabe nicht völlig genau erscheinen, wenn man nicht annehmen will, Schütz habe die betr. Abweichung veranlaßt. A. a. O. S. 63 steht nämlich Schröders Einzeichnung folgendermaßen:

„Wo so die Kunst, wie hier, sich in Natur verwandelt,
Nur da hat die Natur mit wahrer Kunst gehandelt."

Unmittelbar darunter von F. L. Schmidt:

„Nur was vollendet ist, trägt einen Götterstempel."

Seltsam wäre es, wenn Schröder Lessings bekannten Spruch geändert hätte; um so mehr, als sein Urtheil über die Hendel in der That schroff abfällig lautete, wofür Meyer (II, 274) und (ungedruckte) Briefe an C. A. Böttiger Zeuge, in denen er sie „die unnatürlichste Schauspielerin, die je gelebt hat" nennt und hinzufügt: wenn Unnatur die höchste Stufe der Kunst sei, so habe sie diese erreicht. Ihre Declamation: „das Kunststück, in einer affectvollen Rede auf einmal in den Ton des Possenspiels zu fallen," verdammte er (Commentar zu Riccoboni, §. 2) als „Gaukelei". — Henriette Hendel-Schütz, der einst die Koryphäen der Wissenschaft, Literatur und Kunst begeisterte Verse gewidmet, der Fürst Blücher eine schwere goldene Ehrenkette umgehängt, starb, 77 Jahre alt,

Ganz anders und gradezu entgegengesetzt lautet aber das Urtheil über Henriette Hendel-Schütz, wenn man sich an ihre mimisch-plastischen Darstellungen hält. Da war alles groß, stylvoll, edel. Mit Entzücken sah ich bedeutende Kunstwerke der Alten von ihr wiedergegeben; ihre antiken Charaktere, wie die Niobe, die Galathea u. s. w. verdienten das überschwänglich scheinende Lob, welches ihr die Kritik gespendet hatte; gehört doch sogar ein Johannes Falk*) zu ihren mit Emphase sich schriftlich äußernden Bewunderern! Es war ein einziger Genuß, den diese Darstellungen gewährten! Sonst, wenn wir ein schönes Gemälde oder eine Statue betrachten, haben wir wohl, wie Pygmalion, den Wunsch, das Kunstwerk möge Leben bekommen. Hier war uns dieser Wunsch erfüllt; was bei dem wirklichen Bildwerke unmöglich ist, gewährte das nachgeahmte Bild der Hendel-Schütz**).

---

vergessen und verschollen als Hebamme am 4. März 1849 in Cöslin, wo sie unter einem schlichten Steine bestattet liegt. Ihr Nekrolog in Heinrichs Almanach f. 1850, S. 60 fg. ist zu vergl. mit dem Auff. im Allg. Theat.-Lex. und mit Hagen, 781 fg. Anziehende Einzelnheiten u. A. auch im „Jugendleben der Bardua", 123 fg.

*) „Urania, Taschenbuch für Damen, 1812" bringt eine Reihe von Kupfern, die Hendel-Schütz in ihren Haupt-Attitüden darstellend, zu denen Falk den Text geliefert hat.

**) Die Programme der Hendel-Schütz zeigten stets an, zu welcher Malerschule ihre lebenden Bilder gehörten; als nun in Hamburg zu einem solchen „aus der Florentiner Schule" einige Kinder als Staffage verwendet worden, sagte eine Hamburger „Kunstkennerin": Die Bewe-

Gleichzeitig mit der Genannten gastirte, oder vielmehr debütirte (denn er wurde sogleich engagirt) der treffliche Anton Schwarz, von Königsberg kommend, wo er das Theater geleitet hatte. Er ist bis zum Jahre 1827 eine Zierde der Hamburger Bühne geblieben*).

Um diese Zeit (Ende Mai 1810) erhielt ich einen Schmerzensschrei der Herren Directoren Fabricius und Hostovsky aus Magdeburg, die sich an mich, den ehemals von ihnen Weggebissenen, mit der Bitte wandten: ihr Helfer in der Noth zu sein. Diese war in der That groß, sie hofften aber, das sinkende Magdeburger Theaterschifflein durch ein Gastspiel von mir noch für einige Zeit flott erhalten zu können.

Ich fühlte Mitleid, erwirkte mir Urlaub und sagte zu. Langsam genug brachte mich der Postwagen meinem Ziele entgegen, die Scherereien der Douane gehörten nicht zu den Annehmlichkeiten der Reise. In Gifhorn zog eine Anzahl kleiner Jungen mit Kränzen über die Straße und jubilirte; ich

---

gungen der Madame seien sehr gut; „aber daß die Kinder aus der florentinischen Schule waren, soll sie mir nicht weiß machen; sie gehen alle Tage vor meinem Hause vorbei, in die Bürgerschule."

(Anmerkung F. L. Schmidts.)

*) Ueber ihn in musterhafter Gründlichkeit Hagen, 613 fg. Er sagt, F. L. Schmidt habe, Schwarz' Talent anerkennend, ihm 1817 „einen Antheil an der Direction übergeben und ein Drittel des Reingewinnstes bestimmt", wovon in Schmidts Papieren freilich nichts zu finden war; wie günstig jedoch Schwarz nach seinem Rücktritt von der Bühne gestellt blieb, wird weiter unten, im sechsten Abschnitt berichtet werden.

erstaunte nicht wenig, als ich diese unschuldige Freude später in einem Zeitungsblatte, französisch zugestutzt, als „Manifestation für Napoleon" verwerthet fand!

Von Braunschweig nach Magdeburg mußte man jetzt — o Segen des Royaume de Westphalie! — dreizehn Postmeilen, statt, wie früher, elf bezahlen; aus zwei Stationen waren vier gemacht worden. Endlich war Magdeburg erreicht; der Einnehmer am Thor war der alte, kannte mich noch und bot mir zu meinem großen Ergötzen einen freundlichen „Guten Tag, Herr Regisseur!" Herzlich versicherte er: wie er selbst, gleich der ganzen Stadt, voll Freude über mein Gastspiel sei. „Omen accipio!" dachte ich.

Ach, wie bitter sollte ich enttäuscht werden! Ich erkannte die Bühne nicht wieder, auf der ich so lange gewirkt! Das Personal bestand aus Rekruten und Invaliden; ein widerlicher Dilettantismus machte sich breit; der Souffleur, permanent betrunken, ließ Einen um den Andern stecken; einmal kam es sogar vor, daß im Soufflirbuche zwei ganze Blätter fehlten! Eine ähnliche Zerrüttung der Verhältnisse mag nicht leicht wieder gefunden werden; für nichts als Geld hatte die Direction Sinn, und da dies damals sehr schwer zu erwerben war, so kann man denken, zu welchen Mitteln gegriffen wurde! Die Garderobe, 1796 mager angeschafft, war nunmehr ganz in Fetzen aufgelöst; fünf Lichter brannten hinter den Coulissen; der Musici waren nicht viel mehr. Statisten wurden nicht bezahlt sondern erhielten freies Entrée; so kam

es, daß sie auf der Gallerie saßen und zusahen, wenn sie hätten dienen sollen. Wie unsäglich ich bei der Wirthschaft litt, kann ich nicht sagen; ich hatte mir aber vorgenommen, zu Allem zu schweigen, und ich hielt mein Gelübde. Wenn, angesichts solcher schreienden Mißstände, das Theater fast immer leer war, so durfte man sich darüber nicht wundern; ich erhielt für neun Gastrollen, bei einem Honorar von einem Drittel der Gesammteinnahme — 164 Thaler 12 Groschen! Nie hatte ich bis dahin ein Sümmchen so sauer erworben; 60 Meilen mußte ich darum reisen, täglich auftreten oder doch probiren, Rollen repetiren, die ich lange nicht gespielt hatte, oder neue lernen, ja, sogar Rollen ausschreiben, um die neuen Stücke herauszubringen! Es war wahrlich ein Graus, und wären die vielen lieben und herzlichen Privatbeziehungen nicht gewesen, die mich als Menschen entschädigten, wo ich als Künstler in jeder Weise so sehr einbüßte: ich hätte verzweiflungsvoller Weise schon nach der ersten Rolle mein Bündel wieder geschnürt.

Auf der Rückreise bekam ich in Helmstädt einen angenehmen Reisegefährten an einem jungen Apotheker Namens Niemeyer, der sehr interessant vom Hofrath Beireis zu berichten wußte, dessen Tod vor ganz kurzer Zeit erfolgt war. Der letzte Adept war mit ihm entschlafen! Herr Niemeyer erzählte viel von dem seltsamen Testamente des wunderlichen Alten; seiner leiblichen Schwester habe er nur 200 Thaler vermacht, jeder seiner drei Domestiken habe tausend Thaler erhalten.

Der gesammte übrige Nachlaß sei einem Seitenverwandten Namens Warneburg aus Nordhausen zugefallen.

In dem Studirzimmer des merkwürdigen Mannes sei — so berichtete Herr Niemeyer ferner — eine Schachtel voll Papier gefunden worden. Nachdem man ein Blatt nach dem andern entfernt, habe man endlich ein ganz kleines, mit schnörkelhaften Charakteren beschriebenes Buch entdeckt. Tags darauf sei dieses verschwunden gewesen — natürlich gestohlen von irgend einem Domestiken; die Helmstädter vox populi behaupte aber steif und fest, dies Buch habe Beireis' Pact mit dem Teufel enthalten und dieser sich wieder in den Besitz des Contractes gesetzt! War doch die Furcht der Bauern aus Helmstädts Nachbarschaft vor Beireis so groß, daß einer dieser dummen Tröpfe dem Professor, welcher rauchte und dem Bauern ebenfalls eine Pfeife Taback anbot, zitternd zur Antwort gegeben hatte: „Ne, gnädiger Herr Düwel — ick frete kein Füer!"

Unter solchen Gesprächen erreichte ich endlich Hamburg angenehm genug; die Freude meiner Familie, den Vater zu sehen, war eben so groß, wie die meinige, die Häupter meiner Lieben wieder zählen zu können.

Kaum war ich jedoch in der Heimathsstadt, so sollten zwei Todesfälle eintreten, von denen der eine nicht ohne Wichtigkeit für mich blieb. Der unwichtige, dessen ich nur um einer Anecdote willen gedenke, ist derjenige des alten Dienst-

mädchens der Schauspielerin Madame Fiala*). Dieses war seit Jahren der Gegenstand des Ergötzens der ganzen Gesellschaft gewesen, und zwar um der treffenden und drastischen Antworten willen, die es gab. In Wuth gerieth aber die wunderliche Alte über fünfactige Trauerspiele und deren Dichter. Jeder, der ein langes Stück geschrieben, war ihr verhaßt; den Verfasser des „Tell", „Don Carlos" u. s. w. betrachtete sie als ihren Todfeind. Wegen der lange währenden Proben brannte ihr nämlich oft das Essen an, und sie fluchte: „Dese verdammte Kierl, de Schiller — söll sik wat schämen! Wat glövt he denn — kann eck den Kloß bet drei Uhr warm erhollen?" — „Auch eine ästhetische Ansicht!" werden meine Leser denken.

Der zweite, uns viel wichtigere Todesfall war der unserer Hauswirthin, der Demoiselle Willers, Tochter des weiland Residenten dieses Namens. Sie entschlief am Abend des 2. Juli 1810.

Mit der alten Dame starb eine gar merkwürdige Person für die Hamburgische Theater-Geschichte. Sie war Eigenthümerin des Opernhofes, und ihrem Eigensinn (sie wollte Alles so lassen, wie sie es von ihrem Vater geerbt hatte) verdankte Hamburg den durch ganz Deutschland berüchtigten übelrie-

*) Nicht unerwähnt will ich lassen, daß auch diese Schauspielerin, nachdem sie am 8. April 1813 von der Bühne zurückgetreten war, bei Schröder in Rellingen eine Zuflucht für ihre alten Tage gefunden hat. (Anmerkung F. L. Schmidts.)

chenden und engen Eingang zum Theater. Ihre widerliche Lebensweise verdiente durch einen eigenen Biographen geschildert zu werden. Aus Furcht vor Dieben machte sie die Nacht zum Tage, und umgekehrt; sie schlief auf der Erde, ein Dutzend Hunde und Katzen waren ihre beständigen Gesellschafter. Diese, welche Demoiselle Willers um keinen Preis auch nur einen Augenblick aus der Stube ließ, machten ihr Zimmer zu einer wahren Arche Noah, dasselbe mit Gebell, Miauen, Schreien, Grunzen und Knurren, sowie mit einem wahren Pestgeruch erfüllend. Ungestört sprangen die verwöhnten Thiere auf Stühle und Tische, zwischen die Kaffee-Tassen und das Eßgeschirr. Die Luft des Zimmers, ja, des ganzen Willersschen Hauses war in Folge dessen so abscheulich schlecht, daß man, wenn der Wind conträr stand, schon in weiter Entfernung von dem verrufenen Gebäude die Nase zustopfen mußte.

Demoiselle Willers selbst war in Hinsicht auf Ordnung und Reinlichkeit tief unter das Vieh herabgesunken. Nach Monaten war sie kaum zu bewegen, die Wäsche zu wechseln; man traf sie daher oft in einem buchstäblich am Leibe halb verfaulten Rocke; dabei rauchte sie und spie unaufhörlich um sich. Mußte sie, wegen eines Fremden, sich einmal reinlicher zeigen, so meinte sie, genug gethan zu haben, wenn sie ein Tuch über das verfaulte Zeug deckte.

Die Wände des Zimmers drohten den Einsturz, ganze Fächer waren schon herausgefallen. Die ursprüngliche Farbe der Gardinen konnte kein Auge mehr enträthseln.

Sie aß nichts als Butterbrod, wozu sie Thee trank; despotisch verlangte sie, daß ihre Umgebungen sich auch nichts kochen sollten, wenigstens nichts anderes, als Kartoffeln oder eine ähnliche magere Kost. Ihre Cousine Flemming, die der Willers ihre ganze Jugend geopfert und 37 Jahre bei ihr kümmerlich verlebt hatte, durfte sich nicht satt essen. Oft, wenn etwas mehr, oder wenn ein Stück Fleisch gekocht worden war, veranstaltete sie Untersuchungen, ließ jeden Einzelnen aus der Küche rufen, verhörte ihn und behielt ihn bei sich, bis Alle inquirirt worden waren. Sie konnte nämlich seit den letzten acht oder zehn Jahren nicht mehr die Treppe hinabsteigen. Als sie ihre Füße noch gebrauchen konnte, soll sie gewöhnlich Abend-Promenaden hinter der Leute Fensterläden auf dem Opernhofe gemacht haben, um zu horchen. Dabei war sie nicht etwa ein unwissendes Geschöpf! Sie sprach italienisch und französisch, war musikalisch und hatte bei scharfem Verstande viel Bildung; trotz alledem betrug sie sich gegen Personen, die von ihr abhängig waren, auf die pöbelhafteste Weise. Auf dem Krankenlager hat sie noch gekniffen und gekratzt; als eine Magd ihr eine Theetasse vorhalten will, erhält sie von der Willers einen Schlag in's Gesicht mit der Bemerkung: „Meinst Du domme Goos, dat ick de Tass' nicht mehr hollen kann?"

Trotz ihres schreienden Geizes stand die Willers bei einer großen Classe von Menschen im Geruche der Wohlthätigkeit. In der That verschenkte sie enorme Summen; eine große An=

zahl armer Menschen wurden von ihr fortwährend unterstützt, erhielten freie Wohnung u. a. m. Aber alles dies — weshalb? „Die Leute" sagte sie, „werden für mich beten, und ich werde dafür lange leben!" Nur gemeiner Egoismus war die Triebfeder ihrer Wohlthaten. So hatte sie denn auch in ihrem Testamente keinem der armen, nun verlassenen Menschen ein Legat ausgesetzt: „weil die Undankbaren sie nun doch hätten sterben lassen!" Uebrigens sorgte sie dafür, daß es die ganze Welt erfuhr, wenn sie Jemand die geringste Wohlthat erzeigt hatte.

Sie war unumschränkte Disponentin über ihren großen Nachlaß, aber sie vermachte Alles reichen Verwandten von ihres Vaters Seite, um — stolz wie sie war — noch in's Grab den schmeichelhaften Gedanken mitzunehmen: sie habe eine reiche und vornehme Familie. Ihr Vater, der Resident, hatte sein Dienstmädchen, die Mutter der schrullenhaften Demoiselle, geheirathet; alle Verwandten der Letzteren von mütterlicher Seite, die zum Theil in sehr bedürftigen Umständen lebten, bekamen nichts. Mit unendlicher Mühe war Demoiselle Willers erst wenige Monate vor ihrem Tode dahin gebracht worden, der Cousine Flemming ein Wohnhaus nebst Garten — nicht als Erbtheil, nur als freie Wohnstelle, so lange Jene lebte, zu vermachen.

Welch ein Charakter! — Sie war 1729, am 12. Juli geboren, hatte also ein Alter von 81 Jahren erreicht. Man wollte durch diese Thatsache oft den Grundsatz umstoßen, daß

Reinlichkeit zur Erhaltung des Lebens viel beitrüge; aber wer weiß, ob sie, wenn sie reinlich gelebt und ihren Körper gepflegt hätte, nicht hundert Jahre alt geworden wäre!

O — der Geiz ist unter allen moralischen Gebrechen das hassenswürdigste und verächtlichste! Er schließt jede hochherzige Idee aus und bestiehlt sich selbst um den edelsten Genuß: um den des Wohlthuns. Ich kannte einen reichen Mann, der sich in einer Krankheit jede Bequemlichkeit versagte und die ersten zehn Tage derselben ohne ärztliche Hilfe verbrachte. Als dem endlich hinzugerufenen Arzte dennoch die Wiederherstellung gelang, triumphirte der Genesene nicht über seine Rettung, sondern darüber, daß er doch nun zehn Tage weniger Arzt und Medizin zu bezahlen habe! Wer selbst so darbt, wird der nicht auch seine Nebenmenschen fühllos darben sehen? Er gleicht dem Polypen, an dem man weder Herz noch Kopf kennt, und von dem man nur weiß, daß er frißt!

Durch den Tod der Demoiselle Willers mußte sich auch in meinen Verhältnissen mancherlei ändern; ich gab die Wohnung am Opernhofe auf und zog in ein am Gänsemarkt belegenes Haus des Kunstlackirers Kruse; die Miethe betrug 550 Mark jährlich. Ich konnte mir die Mehrausgabe schon gestatten, da mir mein „Johann Vasmer" fortdauernd gute Einnahmen brachte. Das Hoftheater in München zahlte für die Erwerbung des Manuscripts zwölf Ducaten, das Hoftheater in Wien nahm die Arbeit gleichfalls an, hüllte sich aber dann in ein so peinliches Schweigen, daß ich mich voll

Unruhe an die (auch als Bühnendichterin bekannte) Schauspielerin Frau von Weißenthurn wandte. Die liebenswürdige Collegin antwortete mir: „Ich erkundigte mich gleich nach dem Schicksal Ihres „Vasmer" und erfuhr, daß das Drama durch die Censur aufgehalten worden, von der es erst kürzlich als zur Aufführung geeignet zurück kam. Ich glaube, daß es nun binnen vier bis fünf Wochen auf die Bühne gebracht wird."

Freilich, an die Censur hatte ich nicht gedacht, obwohl sie damals in Habsburgischen Landen, und — auch in freien Reichs- und Hansastädten eine sehr große Rolle spielte*)!

*) Damals, und — bis auf den heutigen Tag, wenngleich das allgemeine Verdammungsurtheil über diese mittelalierliche Einrichtung die Ausübung derselben bei uns jetzt etwas vorsichtiger betreiben lassen mag. Es wäre aber für einen belesenen Literaten eine lohnende Aufgabe, alle die Thorheiten und Lächerlichkeiten übersichtlich zusammenzustellen, welche deutsche Censurbeamte zu Tage gefördert haben; so z. B. schritt zu Weimar Goethes „Faust" unter den Augen des Dichters in der unglaublichsten Weise verstümmelt über die Bretter; statt des „Ränzleins wie Dr. Luther" welches sich die Ratte in Mephistos Liede bekanntlich „angemäst't" hat, hieß es: „Das macht das gute Futter;" — „Lieb im Leibe" durfte das Vieh auch nicht haben, sondern: „es plagten sie Liebesschmerzen." Die „Hand, die Samstags ihren Besen führt" wurde — als zu unkeusch für zarte Ohren — gestrichen, u. s. w. Was für ein Gesicht mag Goethe, der übrigens die schrankenlose Meinungsäußerung, namentlich wenn sie ihn und sein Wirken angriff, ebenfalls nicht leiden konnte, zu diesen eigenthümlichen Textrevisionen gemacht haben! — Daß zu Wien der Censor entschied: man könne Schillers „Don Carlos" geben, nur müsse man die Liebe des Sohnes zu seiner Mutter streichen und des

Wirklich erhielt ich bald darauf vom Grafen Palffy 300 Gulden Honorar, und damit war die Sache abgethan. Dresden führte das Stück auch auf und zahlte acht Ducaten, ebenso acceptirte es der Prager Schauspieldirector Liebich. Die Briefe dieses Letzteren sind für die damaligen Geldverhältnisse zu charakteristisch, als daß ich sie nicht auszugsweise folgen lassen sollte. Im ersten derselben (vom 27. Novbr. 1810) hieß es: „Schreiben Sie es nichts Anderem, als unserm schlechten Geldcourse zu, daß ich Ihnen noch keine Antwort auf Ihr letztes Schreiben gegeben habe. Ich dachte immer, unser Papiergeld würde steigen, um Ihnen ein angemessenes Honorar für das Manuscript „Vasmer" anbieten zu können; so aber wird es von Tage zu Tage ärger. Heute steht der Cours auf 790 Gulden, und wird wohl in Kurzem — auf 1000 Gulden Papiergeld für 100 Gulden Conventions-Münze stehen! Aus dieser Ursache muß ich auch, wie so viele Kaufleute, den Verkehr mit dem Auslande abbrechen, oder wie in unserm Falle, Zahlungen bis auf bessere Zeiten suspendiren."

Diese sollten aber noch lange nicht kommen. Am 15. Juni 1811 schrieb mir Liebich: „Ich zahle für die Manuscripte des Inlands für jedes 100 Gulden Bankozettel; für die auslän-

---

Königs Beichtvater in einen Pagenhofmeister verwandeln, ist bekannt. Strich man doch auch zu Hildesheim in meinem „Sturm von Magdeburg" alle Stellen, die sich auf den Katholicismus bezogen — mithin sämmtliche Motive der ganzen Handlung!

(Anmerkung F. L. Schmidts.)

dischen, und also auch vorzüglich für Ihren „Vasmer", will ich gern 200 Gulden B.-Z. zahlen, aber Honorare in baarem Gelde sind jetzt für unsere Raten unmöglich, der Cours steht heute auf Augsburg 1300 Gulden — ein Manuscript kömmt also, wenn es 10 Louisd'or kostet, über 1000 Gulden zu stehen. Dies kann kein Bühnenvorsteher jetzt bei uns leisten. Lange können ja diese papiernen Zeiten nicht mehr dauern; sie sind beinahe bis auf's Höchste gestiegen."

Daß Liebich keinen Kniff brauchte, um mich warten zu lassen, wußte ich; er galt in der ganzen Theaterwelt für einen durchaus redlichen Mann. Zur mehreren Bekräftigung seines Briefes citire ich aber noch eine Stelle aus einem Schreiben des Grafen Palffy an mich, d. d. 18. Januar 1812. Dort heißt es: „Das Honorar für Ihr neuestes Stück: „Die ungleichen Brüder" habe ich Ihnen aus Rücksicht auf Sie selbst noch nicht angewiesen, da Ihnen bei dem niedrigen Stande unseres Courses der Betrag, welchen die Hoftheaterdirection bemessen kann, keine Vergütung für Ihre Arbeit gewesen wäre. Unterdessen hat sich der Cours seither gebessert, und es ist zu hoffen, daß diese Verbesserung noch zunehmen werde; dann werde auch ich den günstigen Augenblick benutzen, um Sie zu befriedigen."

Am 3. Oktober 1812 endlich honorirte mich Liebich. Er schrieb bei dieser Gelegenheit: „Die 200 Fl. Banko-Zettel betragen jetzt in Einlös-Scheinen nur 40 Fl.; ich sende Ihnen daher hier eine Anweisung auf 42 Mark Banko."

So standen die Sachen damals für den „Deutschen Dichter", so honorirten die Theaterdirectoren im „Volk der Dichter und Denker" geistige Arbeiten, und mit solchen Schwierigkeiten mußte man erst noch kämpfen, um endlich in den Besitz des sauer Erworbenen*) zu kommen!"

Hamburg gab „Johann Vasmer" zuerst am 12. October 1810. Das Stück gefiel, ja, es schlug stellenweis außerordentlich ein, hatte aber, im Total betrachtet, zuletzt doch nicht die Wirkung, die ich mir vorgestellt hatte, woran der monotone Schmerz Schuld sein mag, der sich durch das ganze Stück hinzieht. Außerdem wurde es spottschlecht gespielt; es war kurz zuvor bekannt geworden, daß Schröder mir bei der Wiederübernahme des Theaters ein kleines Amt zugedacht hatte (welches? war noch nicht einmal bestimmt) und das genügte, den Neid der lieben Mitspieler (Collegen darf ich gar nicht

*) Wenn die Autoren nicht schamlos darum betrogen wurden. Wie groß die auf diesem Gebiete herrschende Niederträchtigkeit bis in die allerneueste Zeit gewesen ist, davon ist schwer ein Begriff zu geben. Hervorgehoben zu werden verdient aber eine Klage Schmidts, welche dieser am 25. Novbr. 1823 gegen Hofrath Winkler in Dresden ausspricht (Autogr. in genannter Sammlung): daß nämlich sogar der Souffleur der K. Hofbühne zu Berlin, Wolff, sich nicht entblöde, „mit Manuscripten zu marchandiren". Es war demselben ein sehr einträgliches Nebengeschäft, die bei dem K. Hoftheater eingereichten Dichterwerke in widerrechtlich genommenen Abschriften an kleinere deutsche Bühnen zu versenden, die dann natürlich dem Autor nie einen Heller Honorar zukommen ließen.

sagen) so rege zu machen, daß einige derselben sich nicht scheuten, meine Arbeit geflissentlich umzuwerfen.

Uebrigens kam nichts darauf an, denn bereits nach der dritten Vorstellung wurde „Johann Vasmer" von dem Weddeherrn Schulte verboten. Als Ursache war der Abfall der Bürger von den alten Senatoren, namentlich die Fahnenflucht der Garnison angeführt. Der scharfsinnige Weddeherr hatte gemeint: „man habe in den jetzigen Zeiten, wo man von fremden Autoritäten abhängig sei, schon genug vom eigenen Ansehen eingebüßt, so daß es nicht nöthig sei, dasselbe durch Stücke, in denen ein Bürgerkrieg behandelt und in denen Einem Hohen Senate so mitgespielt werde, noch mehr zu schwächen." Man sieht, die Censur, welche in Hamburg geübt ward, gab derjenigen in K. K. Landen an gediegenem Scharfsinn nicht das Geringste nach.

Je näher das Ende des Jahres, je näher ihr eigenes Ende rückte, desto gewaltsamer operirte unsere Direction mit Gästen. Einer der tüchtigsten unter diesen war der Bassist Strohmeyer, der in der That eine unbeschreiblich schöne Stimme hatte. Dieser Schmelz, dieser süße Wohllaut des Tons rührten selbst mich alten Theaterpraktikus ein paar Mal zu Thränen. Dabei war er eine stattliche Erscheinung, voll Würde und Anstand. Er hat später eine gute Carrière gemacht, indem er, als Goethe 1818 durch den berüchtigten „Hund des Aubry" von seinem Intendantenposten in Weimar weggebissen worden war, dessen Nachfolger wurde. Großherzoglicher Kam=

mersänger war er schon vorher gewesen. Er stand sich trefflich mit der bei Carl August allmächtigen Demoiselle Jagemann, genannt Frau von Heygendorf, der Goethe im Gegentheil immer ein Dorn im Auge gewesen war.

„Es soll die Bühne nie dem Hundestalle gleichen,
Und kommt der Pudel, muß der Dichter weichen!"

lautete damals ein parodirendes Witzwort. Das par nobile fratrum Strohmeyer und Jagemann aber, deren Coalition gegen Goethe diesem die Grube gegraben hatte, wurde von da an in Theaterkreisen nicht anders genannt als Jagemeyer und Strohmann.

Die schöne Stimme ließ sich nun freilich dem „Strohmann" nicht abdisputiren, und unsere Hamburger Direction machte mit ihm denn auch gute Geschäfte. Ein Gleiches war der Fall mit einem Gaste im Schauspiel, der ein männlicher Hendel-Schütz genannt zu werden verdient: mit dem Freiherrn von Seckendorf, bekannt unter dem nom de guerre Patrick Peale.

Dieser, der zu Leipzig und Wittenberg studirt und dann als Musiklehrer Amerika bereist hatte, war 1807 in seinem 32. Jahre Kammerdirector zu Hildburghausen, mit dem Titel eines Geheimraths geworden. Warum er seine Stellung verlassen, hat man nie erfahren. Genug, er gab seit einiger Zeit mimisch-plastische Darstellungen; anfangs allein, später zusammen mit der Hendel-Schütz, die er aber bei Weitem übertraf. Seine Stellungen waren bestimmter, kräftiger, gemüth-

voller; außerdem schöpfte Patrick Peale aus einem reichen Born des Wissens, welches seiner Rivalin gänzlich fehlte.

Interessant war mir namentlich die Art, wie er, rein durch die Mimik, verschiedene Gemüthsaffecte — Schmeichelei, Heuchelei, Scheinheiligkeit u. s. w. — unterschied; nächstdem war er auch trefflich als „Christus am Oelberg", ganz wie die Hendel als „Mutter Gottes" einen ihrer höchsten Triumphe feierte. Eine Blasphemie sah Niemand darin.

So ausgezeichnet und eigenthümlich nun Patrick Peale als Mimiker war und so geistvoll er theoretisch über die Schauspielkunst zu sprechen verstand, so schlecht übte er sie praktisch aus. Sein Marinelli war eine so vollständig verwerfliche Leistung, daß es eine Kunst wäre, sie abscheulicher auszuführen. Er sprach im sächsischen Dialect, er hatte keinen Anstand; während er im Leben die weltmännischsten Manieren, die feinste Bildung und die größte Gewandtheit immerfort bewies, hatte er als Theaterkammerherr die linkische Tournüre des rohesten Anfängers. Nur ein einziger Zug war neu und gut gedacht: in der Scene, wo er die Orsina fortschaffen will, zog er einmal die Uhr und blickte bedeutend darauf, als wolle er sagen: „Deine Zeit ist verflossen!" Im Uebrigen fand ich Alles verfehlt. Namentlich merkte man diesem Marinelli den Hallunken schon auf zehn Schritt Entfernung an, und doch ist der Kammerherr, obwohl ein Schuft und Mörder, der tägliche Gesellschafter eines so geistreichen Prinzen, wie Hettore Gonzaga gleich anfangs in der Unterredung mit dem Maler

erscheint; eines Prinzen ferner, der doch auch mit Ehrenmännern wie Rota umgeben ist und der selbst auf Ehre hält, denn er bebt zurück bei der Vermuthung, daß Marinelli den Grafen Appiani habe ermorden lassen: „Hätte ich gewußt, daß es des Grafen Leben kosten würde — eher mein Leben!" ruft er ritterlich aus. Es ist daher ein ganz besonders feiner Zug, wenn Marinelli den Mann von verletzter Ehre spielt und Appianis Tod gegen den Prinzen mit der Bemerkung erwähnt: der Graf sei ohne ihm Genugthuung gegeben zu haben aus der Welt gegangen, „und meine Ehre bleibt beleidigt!" Abgesehen davon, daß jeder Schuft den Schein eines „Ehrenmannes" retten will, so muß Marinelli wahrlich eine ganz besonders glatte und feine Außenseite haben. Nur wenn die Schale golden war, konnte ein so hohler Kern sich in der Umgebung dieses Prinzen halten*).

Bei Patrick Peale war wie gesagt von alledem nichts zu spüren. Auch in allen anderen Rollen, die ich von ihm sah: Nathan, Pygmalion, Don Carlos, fand ich ihn gleich schlecht. Nichtsdestoweniger lobte ihn die Presse, und „Kunstkenner" riefen ihn nach seiner letzten Rolle hervor. Hier ereignete sich ein kleiner Scandal: der Schauspieler Jacobi nämlich, der das am folgenden Tage zu gebende Stück verkündigen wollte, rief den Applaudirenden, die nach dem Gaste verlangten, vorlaut zu: „Erlauben Sie! Erst meine Annonce!"

*) Man sehe Schmidts „Entwickelung des Charakters des Marinelli" in seinem Almanach für 1812, Seite 68 fg. und Aphorismen, I, 56 fg.

worauf er ausgepfiffen wurde. In solchen Dingen verstehen die Hamburger — und mit Recht! — keinen Spaß.

Unterdessen kam das Weihnachtsfest immer näher; es harrte der Hamburger diesmal eine ganz besondere Bescheerung. Kurz vor dem heiligen Abend nämlich wurde in Hamburg der Beschluß des französischen Senats bekannt gemacht: die drei Hansastädte zugleich mit dem ganzen nordwestlichen Deutschland zum französischen Reiche zu schlagen.

Bisher war, wenn auch jeder Schein der Selbständigkeit nach außen längst dahin war, die innere Verwaltung der Stadt noch der seitherigen Obrigkeit überlassen geblieben; nur die Einführung des französischen Gesetzbuches war angeordnet und das Postwesen französisch eingerichtet worden. Jetzt sollte Hamburg, „von Carl dem Großen erbaut, nicht länger des angestammten Glückes entbehren, seinem größeren Nachfolger anzugehören" wie es hieß; ein Glück, welches wesentlich darin bestand, daß Hamburgs Handel durch das Continentalsystem ruinirt wurde. Ueber dreihundert Seeschiffe lagen abgetakelt im Hafen; alle englischen Waaren wurden verbrannt; die Habe, welche nun noch übrig blieb, ward bald ein Opfer der schamlosesten Erpressungen seitens der französischen Beamten, die sich auf eine beispiellose Weise bestechen ließen, oder — wie die Wallensteinschen Soldaten — Alles offen forttrugen. Daß der allgemeine Wohlstand stetig sank und namentlich auch durch zahlreiche Auswanderungen leiden mußte, kann nach dem Gesagten nicht befremden.

So war begreiflicher Weise das Weihnachtsfest 1810 in Hamburg ein sehr trübes; auch mir war das Herz schwer: unvorhergesehene Einquartierung hatte mich so niedergedrückt, daß ich mir schon von Schröder hatte Geld borgen müssen. Jetzt hatte ich zum 29. December ein Declamatorium angekündigt, um mich etwas wieder flott zu machen — welches Schicksal konnte dies haben?!

Doch siehe da! Alles verlief weit besser, als ich dachte; die gefürchteten Commissäre, welche von Paris zur Uebernahme der Stadt erwartet wurden, blieben noch aus, der erste Schreck über die Einverleibung war vorüber, das Wetter begünstigte mich ebenfalls, kurz, ich nahm 1808 Mark ein! Vierundzwanzig Stunden später wurden alle Stadtcassen versiegelt. Ich war der letzte Concertist der „freien Reichs- und Hansastadt Hamburg" gewesen.

Der schwere Schlag, welcher dieser durch des Usurpators freche Willkür versetzt worden war, sollte zunächst unsägliches Elend herbeiführen; wir werden später noch sehen, wie weit dasselbe ging. Verkannt werden darf aber auch nicht, wie manches Gute aus der unheilvollen Saat emporsproßte. Hamburg steckte tief — tiefer vielleicht, als irgend eine zweite Stadt des Vaterlandes — in verrosteten Einrichtungen und Zuständen aller Art; der erste Anstoß zur Besserung derselben datirt aber ohne Frage von Napoleons Umsturz alles Bestehenden her. In Folge desselben begann es, patriotisch zu dämmern in den Köpfen und Herzen der Hamburger, welche es noch

1806 kaum beachtet hatten, daß der sterbende Held von Auerstädt, Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, in nächster Nähe der Hansastadt, auf dänischem Gebiete, den Todeskampf kämpfte*); der Hamburger, aus deren Mitte ein in vornehmen Verhältnissen lebender, angesehener Mann bei der Nachricht von Palms Erschießung — weil er ein verbotenes Buch verlegt habe — stumpfsinnig und unwissend nur die mitleidlose Antwort gehabt hatte: „Je, kunn de Mann denn dat nich wedder finnen?" Anfangs leise und unmerklich, bald aber stark und stärker erwachte auch in Hamburg jener Heldensinn, der wenige Jahre später handelnd und leidend wahrhaft Großes vollbringen sollte. Bis dahin hatte nur Alles im gierigsten Jagen nach Erwerb gelebt und gewebt: „Papiere verlieren — zu 1 3/4 notirt —" und besonders das mir gründlich verhaßte: „Da kommt nichts nach"; diese und ähnliche Reden bildeten den Kern fast aller Gespräche. Wohl muß, wie dies Jeder sollte, auch der Kaufmann ganz sein, was er ist, und von ihm zu verlangen, daß er sich wie

*) Und welchen qualvollen Todeskampf! Seitdem ihm im Schlachtgetümmel ein Auge ausgeschossen war, hatte er, weil natürlich das andere mit litt und verbunden werden mußte, das Licht des Tages nicht mehr gesehen. Er wurde in einem Korbe getragen, sprach und aß wenig; so kam er in Altona an. Zur Erquickung reichte man ihm eine frische Auster; als er sie genossen hatte, sagte er: „Das ist doch grausam, daß Ihr mir mein einziges Auge zum Verschlucken gebt!" Von welchen unnennbaren Seelenleiden zeugt dieser Zug!

(Anmerkung F. L. Schmidts.)

die Elegants im Berliner Thiergarten über Fichte und Schlegel äußern solle, wäre Tollheit. Aber damals in Hamburg schien es, als lebe „der Mensch vom Brote allein", und als sei der belebende, ideale Hauch, „der durch den Mund Gottes gehet", unsinnig, verwerflich und lächerlich. War man doch tactlos genug, mir oft in das Gesicht zu sagen: „Der Kaufmann erhält die Welt; von ihm hängen alle Stände ab; ohne Geld können auch keine Schauspieler sein, und überhaupt — nach den Künsten, da kommt nichts nach."

Alle diese Weisheit wurde im derbsten Plattdeutsch, das damals noch Jedermann im Munde führte, vorgetragen, und die Sitten entsprachen der Rede. Schicklichkeit, Anstand und verbindliches Benehmen ließ unsäglich viel zu wünschen; ein Fremder zwischen alten Hamburgern schien verrathen und verkauft, dermaßen zugeknöpft verfuhr man gegen ihn. Nicht einmal seine Verbeugung beim Kommen oder Gehen ward erwidert; so beobachtete ich, wie in einer Gesellschaft etliche Fremde, die schon anwesend waren, kommende Einheimische begrüßten; diese aber — statt sich en passant zu verneigen — nahmen von dem Gruße nicht die geringste Notiz, segelten quer durch die Anwesenden auf den Hausherrn zu und schüttelten ihm kräftig die Hand: „Guten Dag, Herr!" Dann setzten sie sich mit der Gevatterschaft in einen Winkel, als ob Alle einander seit Jahren nicht gesehen hätten, und conversirten mit zusammengesteckten Köpfen. Von dem Gruße auf der Straße gilt das Nämliche; die respectvollste Verbeugung

erwiderten die Damen nicht auf leichte, verbindliche Weise, sondern durch ein gnädiges Nicken, etwa wie man zu einem Domestiken Adieu sagt. Wie konnte da der Künstler glauben, man suche seinen Umgang um seiner selbst willen — um so mehr, wenn er (wie dies mir geschah) gelegentlich Zeuge sein mußte, daß der Hausherr ziemlich vernehmlich schimpfte, als eine zu Gast geladene Sängerin nicht gleich nach Tische sich bequemen wollte, den Anwesenden Lieder vorzutragen!

Und der Kunstgeschmack? — Er war der verdorbenste, den ich je kennen gelernt, und hat sich auch bis heute leider nur wenig gehoben. Die Schauspielerinnen mußten hübsch und üppig aussehen; die Sänger bedurften vor allen Dingen starker Stimmen, die Schauspieler kräftiger Lungen; die Leidenschaften mußten in Fetzen gerissen, die Späße kräftig und deutlich sein, dann war der Acteur „en verfluchten Keerl!“ Der Inhalt der Stücke durfte nicht viel Nachdenken erfordern, sonst wurden sie mit den Worten: „Dat is Klöönkram“ abgethan; kein Wunder, wenn man erwägt, wie Mancher das Theater nur besuchte, weil er mit dem Geschäftsfreunde, den er an der Börse nicht getroffen hatte, einen Handel verabreden wollte. Daß unter solchen Umständen auch einige unserer „Künstler“ — sogar Vertreter erster Fächer — unter die Kaufleute gingen, kann nicht befremden; einer derselben hatte ein Materialwaarengeschäft etablirt, in welchem Häringe nicht fehlten; ein anderer kaufte auf den Lombardsauctionen altes Silber und Edelsteine, denen er eine moderne Fassung gab, um

sie alsdann theuer wieder an den Mann zu bringen. Eine Schauspielerin handelte mit alten Seidenkleidern; ein Sänger besorgte lange Zeit eine Art Büttelgeschäft, indem er gegen gewisse Procente Gelder eintrieb, welche in den Schuldbüchern als „verlorene Posten" figurirten. Ein anderer suchte durch einen Journallesezirkel Nebenerwerb.

Auch die Kunst war, wie man sieht, vom Krebsschaden des schnödesten Philisterthums angefressen; mit letzterem aber contrastirten die gar nicht zu schildernden, kaum als glaubhaft zu denkenden Auswüchse rohester Sittenverderbniß, welche in dem Lasterpfuhl des Hamburger Berges die wüstesten Orgien feierten, auf krasseste Weise. Machte man darüber eine Bemerkung, so wurde man mit nichtssagenden Redensarten von „nothwendigen Uebeln" und dergl. abgespeist, hinterrücks aber als grünschnäbliger „Buttenminsch" bemitleidet.

Vom Zopf in öffentlichen Dingen kann ich billig schweigen; er hängt uns auch heute noch hinten. Ohnehin würde es mir schwer werden, die Eindrücke auszumalen, welche es in mir hervorrief, als ich zum ersten Male die merkwürdigen „reitenden Diener" (in der barocken Tracht der Gerichtsboten im „Don Juan") sah; als ich zuerst den Höllenlärm hörte, den die Nachtwächter zur Warnung der Diebe mit ihren Schnarren und eisenbeschlagenen Stöcken machten; als ich die buntscheckige, krüppelhafte „Bürgerwache" unter Trommeln und Pfeifen, krieg'rischem Klang aufziehen sah; als ich gewahr ward, wie man der Thorsperre halber das Postfelleisen durch

eine kunstvolle Vorrichtung über die Mauer wand; als ich voll Erstaunen lauschte, wie laut öffentlicher Gesetzesverlesung auf dem Stadthause (der s. g. „Burensprak") den Domestiken wöchentlich „nur zweimal Lachs gereicht werden dürfe" — ein Leckerbissen, der zu jener Zeit schon mit erklecklichen Summen aufgewogen worden mußte, denn die Verordnung datirte aus dem vierzehnten Jahrhundert. Dies und Aehnliches eingehender zu schildern, möge gewandteren Federn überlassen bleiben; im Mittelpuncte meiner Darstellung kann naturgemäß nichts Anderes stehen, als das Theater, dessen Zustände und Persönlichkeiten. Bei der wichtigsten derselben, bei Friedrich Ludwig Schröder, verlebten wir (und außer uns ein Theil der Bühnenmitglieder) den Sylvesterabend des scheidenden Jahres 1810. Zunächst händigte ich dem edlen Manne das Geld wieder ein, welches er mir vorgeschossen hatte. „Was mögen Sie von meiner dreisten Bitte gesagt und gedacht haben!" rief ich aus.

„Gesagt habe ich nichts" antwortete er lächelnd, „und gedacht: daß Sie Geld gebrauchten!"

Der Abend ging auf wechselvollste Weise hin: meine Louise, die zum ersten Male mit eingeladen war, sprach ein Gedicht, wofür sie Schröder herzlich küßte; dann las dieser selbst eines seiner neuen Trauerspiele: „Adelheid von Salisbury" vor. „Ich habe Sie zu dieser Vorstellung eingeladen" sagte er, ehe er begann, „um Ihr freimüthiges Urtheil über meine Arbeit zu erbitten, und indem ich Sie mit dem Besten

meines ehemaligen Gewerbes bekannt mache, mögen Sie prüfen, ob ich in scientifischer Hinsicht noch würdig bin, Ihr Führer künftig zu sein." Dann las er mit gewohnter Meisterschaft.

Nach beendigter Lectüre kam die Rede auf das neue Unternehmen, und er äußerte einige Grundsätze, nach denen er verfahren wollte. Ausrufe wie: „O Gott! Großer Gott!" u. dergl. waren ihm sehr zuwider, besonders wenn sie, gedankenlos ausgesprochen, nur dem Gedächtniß als Krücke dienten. Genaues Memoriren betrachtete er als Basis der Schauspielkunst; sehr richtig meinte er: „das Publicum werde selbst den minder begabten Darsteller erträglich finden, sobald er nie eines Wortes wegen in Verlegenheit gerathe." Das Knieen, z. B. des Liebhabers vor seiner Geliebten, verwarf er als unwahre Uebertreibung. Beschränkung des überladenen Putzes und Schmuckes empfahl Schröder sehr; ironisch bespöttelte er, „wie eine arme Secretärsfrau unlängst auf der Bühne mit — Brillantringen erschienen sei!" Die zu einer Umkleidung zwischen den Acten nöthige Zeit*) wollte er genau berechnet wissen; „der Anzug hat mich nie besorgt gemacht" sagte er, „wohl aber die Ausführung meiner Rolle. Die Fertigkeit, schnell mit den Kleidern zu wechseln, muß der Schauspieler sich aneignen; sie ist ihm unerläßlich. Dem Zuhörer darf — namentlich im Lustspiel — keine ungebührliche Pause zugemuthet werden; sie erkältet unfehlbar seine Theilnahme an

*) Iffland bewilligte nie mehr als fünf Minuten zu der schwierigsten Umkleidung. (Anmerkung F. L. Schmidts.)

der Handlung, und der Anblick der elegantesten Garderobe kann ihn nicht dafür entschädigen." Die sogenannten „ausgeschnittenen Kleider" der Damen, bei denen die Schultern entblößt sind, wollte er kategorisch von seiner Bühne verbannt wissen. „Maria Theresia" sagte er scherzend, „gab ein Polizeigesetz deßhalb; ich will versuchen, ob ich diese Unsitte nicht durch Bitten abstellen kann." Eben so hegte er den Plan, keinem Recensenten — „Theaterschreiber" wie er sie nannte — freien Eintritt zu geben. Das stimmte ganz zu einer Anekdote, die ich aus des Professors Meyer Munde hatte. Dieser erzählte mir einst, daß Schröder eines Tages mit dem Theaterdichter Schink einen förmlichen Contract abgeschlossen habe, damit derselbe ihn nie wieder erwähne. „Es ist ja abgeschmackt" hatte Schröder gemeint, „wenn das Publicum glaubt, der Kritiker lasse sich einen Burgunder schänken und müsse mich dafür loben!"

Schröder endigte dies Gesprächsthema mit der Bemerkung: daß er durch die Wiederübernahme des Theaters bei dem Drucke so schwerer Zeiten zu beweisen hoffe, wie dringend ihm das Heil der Kunst am Herzen liege und wie lauter seine Absicht sei, da er auf Gewinn wohl schwerlich werde rechnen dürfen. Hoffentlich unterstütze ihn das Personal bei seinen ernsten Zwecken — „und dann habe ich guten Muth" schloß er heiter, indem er uns die Hände schüttelte.

Hier nahm ich Gelegenheit, noch einmal den Verlust zu bedauern, welchen die Schauspielkunst durch seinen frühen

Rücktritt von der Bühne erlitten, und versuchte, ihn zu bewegen, bei der Uebernahme des Theaters in einigen seiner glänzendsten Rollen wieder aufzutreten. Konnte doch daraus der neuen Unternehmung ein ganz außerordentlicher Vortheil erwachsen!

„Ein pecuniäres Interesse hat mich nicht zur Wiederübernahme des Theaters bewogen“ entgegnete er; „das wissen Sie. Dem geistigen würde mein schwaches Gedächtniß noch mehr als früher entgegenstehen. Auch bekenne ich offen, daß ich die Neigung zur ausübenden Schauspielkunst gänzlich verloren habe! — Nur eine einzige Rolle giebt es“ setzte er langsamer hinzu, „die mich in Versuchung führen könnte!“

„Und die wäre?“ fragte ich begierig.

„Lessings Nathan“ antwortete Schröder. „Wie gern hätte ich diesen Charakter früher gespielt, wäre es zu meiner Zeit für möglich gehalten worden, dieses wundervolle Werk auf die Scene zu bringen! Ich habe einmal bei Gelegenheit einer Maskerade einen Aufzug der Charaktere aus „Nathan“ veranstaltet*), aber das war auch Alles.“

---

*) Am Freitag, 16. Januar 1789, bei Gelegenheit des ersten Bal en masque. „Um 11 Uhr (sagt der Zettel) „erscheint folgender Aufzug: Ein Trupp Mameluken mit ihrem Anführer. Saladin, von den Großen des Hofes begleitet. Sittah im Gefolge ihre Frauen. Der Derwisch Al Hafi mit dem Schachbrett. Der Klosterbruder. Nathan. Daja. Recha. Der Tempelherr. Gefolge von Soldaten.“ Der Aufzug wurde auf dem letzten Maskenballe der Saison (20. Febr.) wiederholt.

Ich erzählte ihm, wie ich (am 27. Juli*) 1801) in Magdeburg die Initiative ergriffen habe, das Gedicht für die Bühne wiederzuerobern, worüber er sehr vergnügt wurde. In die beste Stimmung versetzt, recitirte er zuletzt ohne Anstoß die berühmte Erzählung von den drei Ringen — Alle lauschten athemlos, denn der Vortrag war von erhabenster Einfachheit, ganz dem Charakter des herrlichen Dramas entsprechend. Als er geendigt, schien es mir, als sei es für einige Augenblicke gelungen, ihn in seiner Entschließung wankend zu machen, doch schnell sagte er lächelnd: „Nein, mit einem neuen Debüt von mir ist es zu spät."

Der Rest des Abends ging nun sehr fröhlich hin. Zur Belustigung aller Anwesenden erzählte Schröder höchst komisch: wie er nicht confirmirt worden sei. Er habe sich in seinem vierzehnten Lebensjahre von Königsberg, wo er zurückgelassen war, um im Friedrichscollegium erzogen zu werden, zu Schiff nach Lübeck und von dort nach der Schweiz zu seinen Eltern begeben; dort sei er gefragt worden: „ob er schon confirmirt sei?" Er habe die Frage frischweg bejaht und damit sei die Sache abgethan gewesen.

---

*) Der „27. August" (Aphorismen III, 177) ist ein Druckfehler, als solcher auch übergegangen in Danzel, Lessing, II, 2, 212. Wenn ebenda das Verdienst, „Nathan" auf der Bühne eingebürgert zu haben, Schiller zugeschrieben wird (wie es u. A. auch Weber in seiner Geschichte des Weimar. Theaters thut), so ist dieser allgemein verbreitete Irrthum durch F. L. Schmidts Bericht auf S. 84 fg. d. B. jetzt widerlegt.

Uebrigens hatte man ihn, wie er noch erwähnte, in Königsberg völlig mittellos zurückgelassen; einen durchreisenden „mechanischen Künstler", der ihm allerhand physikalische Kunststücke zeigte, konnte er daher für seinen Unterricht mit nichts Anderm bezahlen, als — mit Decorationen aus Ackermanns Comödienhause. „Ich hätte nie gedacht" sagte er, „daß diese Kunststücke mir einmal das Leben erhalten würden." Und doch geschah es, nämlich bei Gelegenheit jener Seereise von Königsberg nach Lübeck, wo das Schiff strandete und der ganz arme junge Bursch in einer öden Küstengegend nur auf sich und seine eigene Geschicklichkeit angewiesen war.

Mit dem Glockenschlage zwölf, wo wir in ein Jahr traten, welches für Schröder so verhängnißvoll werden sollte, leerten wir die Gläser; nicht lange danach gingen wir fröhlich auseinander. Wie gut, daß Niemand in die Zukunft sehen kann!

Am 2. Januar 1811 langten die französischen Commissäre, deren Vorsitzender der Marschall Davoust, Prinz von Eckmühl gräuelvollen Andenkens, war, in Hamburg an, die Stadt zu übernehmen. Dies hinderte nicht, daß zwei Tage später die erste Redoute nach langer Zeit im deutschen Schauspielhause wieder stattfand und sehr gut besucht wurde, so daß die Direction am 14. Januar bereits eine zweite veranstalten konnte. Die Anschlagzettel mußten jetzt das Unternehmen als „Hamburgs deutsches Theater" ankündigen — als ob das Deutsche bei uns die Ausnahme gewesen wäre.

Die Aufführung eines sogenannten „Ensemblestückes" von mir, nämlich eines solchen, das keine Paradepferde für die Einzelnen, keine pathetischen Abgänge, keine langen Reden bei denen am Schluß — um Applaus zu wecken — geschrieen werden konnte, aufzuweisen hatte, bewies mir, wie wenig schon damals unsere Schauspieler dergleichen einfache Arbeiten spielen konnten, denn von einem Unterordnen der Einzelnen unter die große Gesammtaufgabe wollte Niemand hören. Dennoch gefiel mein nach dem „Roman meines Lebens" von Rochlitz bearbeiteter „rechter Arzt" am 7. Februar und konnte einige Male wiederholt werden. Im Uebrigen gehörte dieser und der vorhergehende Monat meist der Oper, da Madame Becker geb. Ambrosch eine Reihe von Gastrollen mit dem größesten Beifall gab, so daß Schröder sie sofort engagirte, obwohl er ihren Mann, einen recht mittelmäßigen Schauspieler aus Goethes Schule — deren Zöglinge ich immer unerträglich manierirt gefunden habe — mit in den Kauf nehmen mußte*).

*) Auch F. L. W. Meyer, dessen Blick in schauspielerischen Dingen durch das Studium des Schröderschen sowie des englischen und französischen Theaters geschärft worden war, urtheilte wenig günstig über die Weimarische Bühne unter Goethe. Er unternahm auf Schröders Wunsch im Sommer 1810 eine Reise durch ganz Deutschland, um Mitglieder für seines Freundes neue Unternehmung zu gewinnen. In seinen, von Elise Campe zu ihrem Buche („Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer") nicht völlig ausgenutzten Papieren, welche dem Herausgeber vorgelegen haben, finden sich die an Schröder entsendeten Berichte des kunstverständigen Beobachters, in denen er u. A. über eine Vorstellung des „Tell" (in

Am 29. März machten die Zettel bekannt: die heutige Vorstellung: „Armuth und Edelsinn" und als Nachspiel „Der Unsichtbare" sei die letzte unter der gegenwärtigen Direction; dieselbe werde daher „einige Worte des innigsten Dankes an das verehrungswürdige Publicum richten." Die Wahrheit war, daß zwei Tage später, am 31. März, noch einmal unter der alten Direction gespielt wurde, aber wegen der Geburtstagsfeier des Königs von Rom auf allerhöchsten Befehl „zum Besten der Armen". Hieran hatten die Herren Eule und Genossen natürlich kein Interesse; nach Art der Seiltänzer und Menageriebesitzer kündigten sie daher schon die vorletzte Vor-

---

Lauchstädt) sagt: „Heißt das Ensemble, daß sämmtliche Herren und Damen in Gottes Namen ihre Rollen vertauschen können und ziemlich Einer gespielt haben würde wie der Andere, so läßt sich dieser Gesellschaft das Ensemble nicht absprechen." Graff, einst der erste Wallenstein des deutschen Theaters, erschien Meyer „zu sehr verweimart; er taugt nur für diese Bühne und ihre höchst conventionelle Manier." Haide (Tell) sei „in dieser Schule" ganz untergegangen und habe verlernt, „aus dem Herzen und zum Herzen" zu reden. Dem Ehepaar P. A. Wolff, Goethes Lieblingen, räumt Meyer höchstens das Prädicat „brauchbar und einer größeren Ausbildung fähig" ein; „manierirt" nennt er sie aber ebenfalls. Ein „statuenartiges, kaltes Spiel scheine hier plastisch genannt zu werden." Auch der aus einer reichen Theater-Erfahrung heraus urtheilende Lebrun ist für die Mitglieder, welche von Weimar nach Hamburg kamen, sehr wenig eingenommen, und rügt namentlich „die Uebertreibung im Lustspiele" die er an denselben immer beobachtet habe (Jahrbuch, 294).

stellung als letzte an. Diese pflegt dann auf Messen und Märkten die „unwiderruflich letzte“ genannt zu werden.

Als der Vorhang über dem „Unsichtbaren“ gefallen war, trat die Direction, Herr Herzfeld in der Mitte, die Herren Stegmann und Eule, die als Peter Plum und Stöpsel costümirt waren (sie hatten mitgewirkt), links und rechts an der Hand, vor die Lampen, und der Erstgenannte sprach, während seine Collegen immerwährend Kratzfüße machten: „Die Direction kann nicht scheiden, ohne zuvor dem verehrungswürdigen Publicum den innigsten Dank für die Güte, Nachsicht und Unterstützung zu bringen, welche sie seit dreizehn Jahren genossen hat. Jetzt übernimmt ein Mann die Leitung, der sich Ihrer Liebe und Achtung schon seit Jahren erfreut; er bringt den reinsten Willen mit, für Ihr Vergnügen zu sorgen. Die edlen Bewohner Hamburgs, die in jeder Hinsicht des vollkommensten Glückes würdig sind, verdienen auch ein vollkommenes theatralisches Vergnügen.“

Diese Worte wurden wüthend beklatscht!

Schröder sagte mir hernach etwas erboßt: für „das Vergnügen“ schlechthin sorge auch ein Bauchredner, Feuerfresser u. s. w. Er hoffe, für ein e d l e s, g e i s t i g e s Vergnügen zu sorgen, wenn auch Herr Herzfeld hiervon nicht gesprochen habe.

Der „unwiderruflich letzte“ Abend unter dem Scepter der alten Direction feierte den Geburtstag des Königs von Rom mit „Meister Fips“ und „die Tyroler in Wien“ in jeden=

falls eigenthümlicher Weise. Die Brutto-Einnahme zum Besten der Armen betrug — 140 Mark. Am Geburtstage des Sohnes des Usurpators gingen die Hamburger auch nicht „zum Besten der Armen“ in's Theater; mochten die leeren Bänke immerhin den Franzosen zeigen, auf wie wenig Sympathien sie bei uns rechnen durften.

Druck von Fr. Frommann in Jena.

